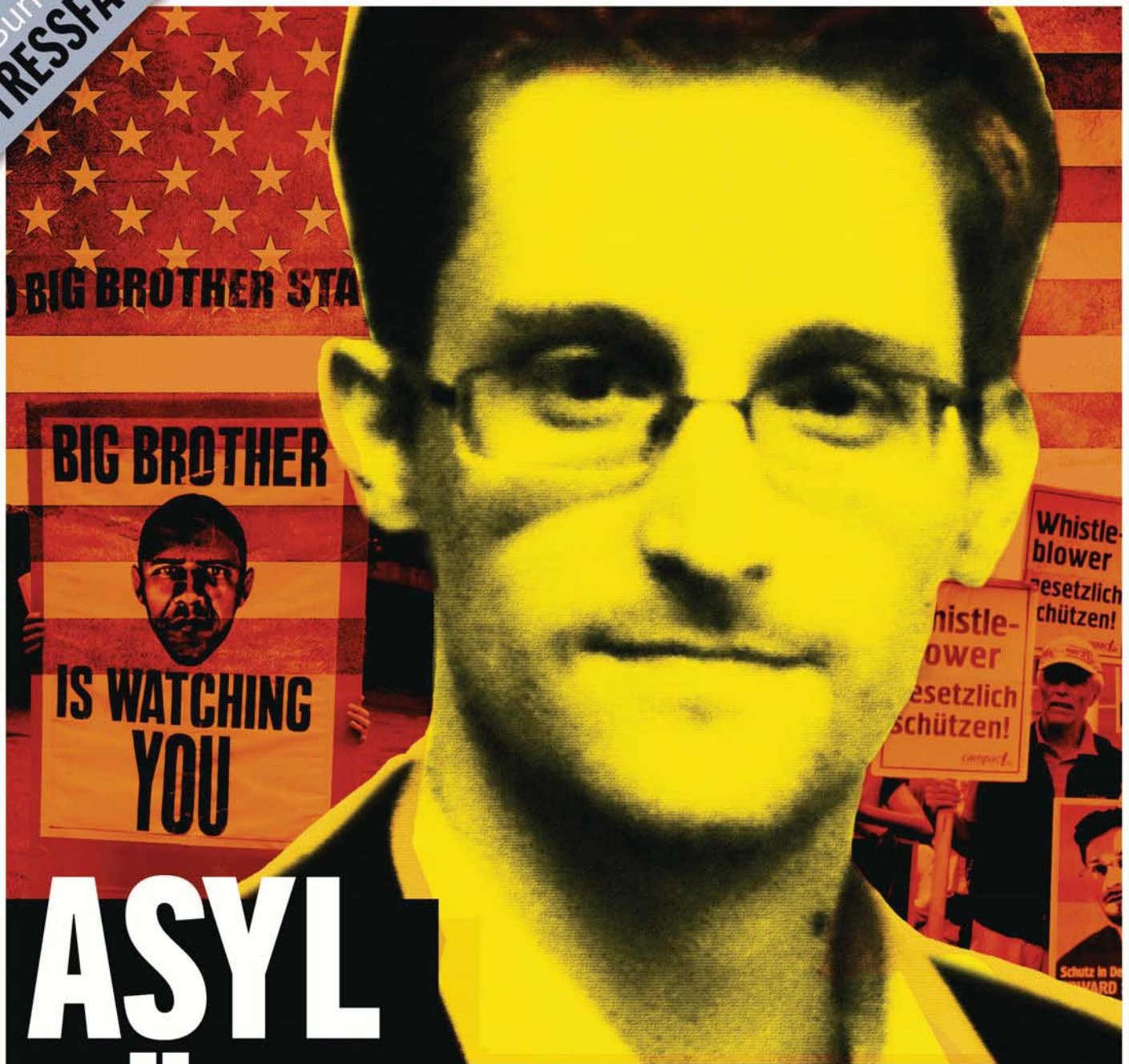




ASYL FÜR SNOWDEN!

„Wer die Wahrheit ausspricht, begeht kein Verbrechen“

Edward Snowden, Moskau, 1. November 2013



ELEKTRISCH ANGETRIEBEN.
INTELLIGENT VERNETZT.
DER NEUE BMW i3.



Jetzt scannen und
BMW i Agenten finden.



BMW i



Freude am Fahren

Nie wieder tanken. Was auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheint, wird mit dem elektrischen BMW i3 zur einfachen Routine. Zum Beispiel bequem zu Hause an jeder Steckdose oder mit der optional erhältlichen BMW i Wallbox. Und unterwegs zeigen Ihnen die intelligenten BMW i ConnectedDrive Dienste im Fahrzeugdisplay oder auf Ihrem kompatiblen Smartphone die nächste verfügbare öffentliche Ladestation an. Durch die Vernetzung des BMW i3 mit der Remote App werden Ihnen jederzeit detaillierte Informationen zum aktuellen Status des BMW i3 angezeigt – von der Reichweite über den Ladestatus bis hin zur Routenplanung. Einfach, effizient und komfortabel. **Erleben Sie den neuen BMW i3 ab 16.11. beim BMW i Agenten in Ihrer Nähe unter www.bmw-i-agent.de und auf www.bmw-i.de/i3**

BMW i. BORN ELECTRIC.

bmw-i.de

BMW EfficientDynamics

BMW i3

0 g CO₂/km* | 125 kW (170 PS)

Abbildung zeigt BMW i3 mit reinem Elektroantrieb BMW eDrive. Energieverbrauch (kombiniert): 12,9 kWh/100 km. *CO₂-Emissionen, die durch die Produktion und Bereitstellung des Kraftstoffes bzw. anderer Energieträger entstehen, wurden bei der Ermittlung der CO₂-Emissionen nicht berücksichtigt. BMW i3 mit Range Extender (zur Verlängerung der Reichweite bis zu 340 km): Energieverbrauch (kombiniert): 13,5 kWh/100 km; Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 0,6 l/100 km; CO₂-Emission (kombiniert): 13 g/km. Abbildung zeigt Sonderausstattungen.



*Wer großartige Kaffee-Kreationen liebt,
baut auf Nespresso.*



www.nespresso.com

NESPRESSO[®]
What else?

Hausmitteilung

4. November 2013

Betr.: Titel, Indien, Gaschke

Die SPIEGEL-Redaktion sieht ihre Aufgabe in der Beschreibung politischer und gesellschaftlicher Vorgänge – im Normalfall. Dass es auch Ausnahmen von dieser Regel geben kann, zeigt die aktuelle Titelgeschichte. Sie fügt der weltweiten Spionageaffäre um den amerikanischen Geheimdienst NSA nicht nur ein weiteres Kapitel hinzu, sie will das Aufklärungswerk des nach Moskau geflohenen US-Bürgers Edward Snowden auch befördern. Tatsächlich verlangt eine wachsende Zahl von Politikern und Prominenten, Edward Snowden in Deutschland Asyl zu gewähren. Der SPIEGEL schließt sich dieser Forderung an. Snowden ist derzeit „Deutschlands mutigster Verbündeter“. Juristisch wäre ein Aufenthaltsrecht für Snowden möglich, es brauchte nur den Mut der Bundesregierung, „die aber aus Angst vor der Reaktion der Amerikaner davor zurückschreckt“, wie SPIEGEL-Redakteur Markus Feldenkirchen sagt. Welche Spionageziele die USA in Deutschland aktuell verfolgen, wird erhellt durch eine Wunschliste der US-Regierung an ihre Geheimdienste, die dem SPIEGEL dank Edward Snowden in einer Version vom April 2013 vorliegt (Seiten 22, 26, 30, 143).

Einen der traurigsten Orte, an denen man seine Flitterwochen verbringen kann, besuchte SPIEGEL-Redakteurin Sandra Schulz im indischen Bundesstaat Haryana. Es ist einer der staatlichen Schutzräume für Liebespaare, die heimlich geheiratet haben und sich nun vor ihren Eltern verstecken – aus Angst, zum Opfer eines Ehrenmordes zu werden. Während vor dem Ziegelsteinhaus bewaffnete Polizisten patrouillierten, sprach Schulz drei Tage lang mit jungen Indern, die es gewagt hatten, sich über den Willen ihrer Familie hinwegzusetzen und selbst über ihr Leben zu entscheiden. In ihren Liebesgeschichten zeigt sich auch der Konflikt des modernen Indien: Eine neue Generation ist herangewachsen, gut ausgebildet und selbstbewusst, die nicht einsehen kann, warum Kaste oder Religion wichtiger sein sollen als das eigene Gefühl (Seite 106).



Schulz, Polizistin

Als die SPIEGEL-Redakteure Jürgen Dahlkamp und Gunther Latsch am vergangenen Donnerstag Susanne Gaschke besuchten, die zurückgetretene Oberbürgermeisterin von Kiel, waren sie auf eine Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs gefasst. Gerüchte über ihren angeschlagenen Gemütszustand hatten die Runde gemacht, und schon vor Wochen hatte sie selbst Dahlkamp am Telefon gesagt, dass sie aufgrund der Affäre um einen Steuernachlass für einen Augenarzt am Rande ihrer Kräfte sei. Zumal sie sich dabei mit der ganzen Landesspitze ihrer Partei angelegt hatte. Die SPIEGEL-Redakteure erlebten während des Gesprächs eine erstaunlich entspannte Frau, die in den Tagen nach ihrem Rücktritt die Fassung wiedergewonnen hat – die aber zugleich, wie Latsch sagt, „noch immer im Freund-Feind-Denken der Küsten-SPD gefangen ist“ (Seite 66).



Dahlkamp, Gaschke, Latsch

MEISTERSINGER



tickt
anders.

www.meistersinger.de

In diesem Heft

Titel

Die deutsche Politik streitet über Asyl für Edward Snowden	22
Manifest für die Wahrheit von Edward Snowden	24
Warum Deutschland sich gegen die USA wehren sollte	28
Die ohnmächtige Wut der deutschen Regierung wegen der Spähaktionen der NSA	30
Könnte der Generalbundesanwalt gegen die NSA Anklage erheben?	36
Der Bundesbeauftragte für Datenschutz Peter Schaar übt im SPIEGEL-Gespräch Kritik an Innenminister Friedrich und der Leichtgläubigkeit der Regierung	37

Deutschland

Panorama: Ermittlungen gegen CDU-Politiker Klaeden / Kita-Verbesserungen kosten Milliarden / Kinderlose sollen mehr für Pflegeversicherung zahlen	17
Koalition: Wie SPD-Chef Gabriel und CSU-Chef Seehofer Kanzlerin Merkel in die Zange nehmen	40
Karrieren: Peter Altmaier kämpft um seinen Job als Umweltminister in der Großen Koalition ...	43
SPD: SPIEGEL-Gespräch mit Martin Schulz, Präsident des Europäischen Parlaments, über seine Spitzenkandidatur bei der Europawahl ...	44
Zeitgeschichte: Die bislang unbekannten Berichte ausländischer Diplomaten zum November-Pogrom 1938	47
Kriminalität: Das rätselhafte Verschwinden eines Pokerspielers	50

Gesellschaft

Szene: Blühender Handel mit Kakerlaken / Gefahr durch Weltraumschrott?	54
Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Kartenabreißer des Wiener Burgtheaters zum Bühnenhelden wurde	56
Erfinder: Die wundersame Karriere eines jungen Deutschen im Silicon Valley	58
Medizin: Viele psychiatrische Kliniken setzen Auszubildende als Therapeuten ein	64
Karrieren: SPIEGEL-Gespräch mit Susanne Gaschke über ihr Scheitern als Kieler Oberbürgermeisterin	66
Prozesse: Ein Frauenarzt hat heimlich Intimfotos von fast 2000 Patientinnen gemacht	70
Homestory: Warum eine Deutsche mit türkischen Wurzeln nie richtig deutsch wurde	74

Wirtschaft

Trends: Machnig rügt Zalando / Bundesbank-Chef Weidmann und der „Kasino-Kapitalismus“ / SPD drängt auf stärkeren Schuldenabbau	76
Internet: Ist Twitter wirklich elf Milliarden Dollar wert?	78
Außenhandel: Warum die Partnerländer von Deutschlands Wirtschaftsstärke profitieren ...	84
Infrastruktur: Bahn-Chef Rüdiger Grube fordert mehr öffentliche Investitionen	87
Beschäftigung: Trotz des guten Arbeitsmarkts haben Langzeitarbeitslose kaum Chancen	88
Arbeitnehmer: Schlechte Führung stresst die Mitarbeiter – und macht krank	90
Logistik: Wie die Post-Tochter DHL mit unliebsamen Mitarbeitern umgeht	94

Ausland

Panorama: Großbritannien attackiert Briefkasten-Firmen / Wilderer vergiften Hunderte Elefanten	96
Indonesien: Reise durch das Land des toleranten Islam	98
Frankreich: Welche Frau darf ins Pantheon? ...	103



Snowden, Ströbele

Held des digitalen Zeitalters

Edward Snowden hat der Welt die Augen über die Machenschaften der NSA geöffnet. Nun entbrennt eine Debatte, ob Deutschland den Whistleblower aufnehmen soll. Doch die Regierung zögert. Sie hat Angst, mit diesem Schritt die Beziehungen zu Washington zu ruinieren 22 – 37

Der ehemalige US-Sicherheitspolitiker Michael Allen über die Prioritätenliste der amerikanischen Geheimdienste 104

In den USA, dem Land der Freiheit, gedeihen Hysterie und Paranoia 140
51 Prominente aus Kultur, Politik und Gesellschaft unterstützen den Whistleblower Edward Snowden 143

„Guardian“-Chefredakteur Alan Rusbridger wehrt sich gegen die Angriffe und Drohungen wegen der Snowden-Enthüllungen 160

Neue Politik, alte Rechnungen

Seite 66

Nur elf Monate lang hielt sich die Ex-Journalistin Susanne Gaschke an der Spitze der Stadt Kiel. Nach ihrem Rücktritt sagt sie trotzdem: „Ich glaube, dass unser Politikbetrieb ein Angebot braucht, wie ich es gemacht habe.“



Das Ende der Nacht

Seite 128

Die Dunkelheit ist bedroht. Allgegenwärtiges Kunstlicht hellt den Himmel auf, so dass kaum noch jemand einen ungetrübten Blick auf die Sterne hat. Die Lichtflut gefährdet zudem die Gesundheit von Mensch und Tier. Doch es gibt sie noch, die dunklen Orte – etwa im Westhavelland nahe Berlin. Dort soll Deutschlands erster „Sternenpark“ entstehen.

CHRIS MADELEY / SCIENCE PHOTO LIBRARY / CORBIS



JEWEL SAMAD / PICTURE ALLIANCE / AFP

Der Traum von einem sanften Islam Seite 98

Indonesien ist das Land, in dem weltweit die meisten Muslime leben. Politiker wie US-Präsident Obama und die Bundeskanzlerin loben die religiöse Toleranz und den politischen Pluralismus. Doch das Modell ist gefährdet.

Twitter-Hype an der Börse Seite 78

Erstmals seit den Zeiten der New Economy geht mit Twitter wieder ein Unternehmen an die Börse, das Verluste schreibt. Zweifel an der Wachstums-Story sind angebracht, vor allem die Deutschen zwitschern kaum.

Essen wie in der Steinzeit Seite 136

Die Ernährungsweise der Urmenschen ist groß in Mode. Die Anhänger einer solchen „Paläo-Diät“ verzehren Fleisch und Gemüse, meiden aber Getreide und Milchprodukte. Ist die Steinzeitkost gesund?

Die Wunden des Albert Camus s. 150

Sie waren die intellektuellen Stars von Paris: Jean-Paul Sartre und Albert Camus, der vor 100 Jahren geboren wurde. Und sie galten als Freunde, bis Sartre 1952 seinen Autoren-Kollegen öffentlich angriff. Camus, der 1957 den Nobelpreis erhielt, hat diese Demütigung nie verwunden. Doch die Ansichten des früh Verstorbenen erwiesen sich historisch als richtig.



Camus 1947

RUDAR / STUDIO X

NSA-Affäre: Ex-Sicherheitspolitiker Michael Allen zur Frage, was Präsident Obama wann wusste	104
Indien: Warum junge Paare ihre Flitterwochen in staatlichen Schutzräumen verbringen	106
Spanien: Klagewelle aus Argentinien gegen Schergen des Diktators Franco	112
Global Village: Sperma-Schmuggel aus israelischen Gefängnissen in den Gaza-Streifen	114

Sport

Szene: Norwegens junger Schachgenius Magnus Carlsen greift nach dem WM-Titel / Wie die SS-Führung den Sport im „Dritten Reich“ missbrauchte	117
Fußball: Der Lynchmord an einem Schiedsrichter in Brasilien	118
Rennsport: Warum Sebastian Vettel keine Chance mehr hat, ein Idol zu werden	122

Wissenschaft · Technik

Prisma: Das höchste Holzwohnhaus Europas / Liebliche Bilder im Kolosseum entdeckt	126
Umwelt: Am dunkelsten Ort Deutschlands soll ein „Sternenpark“ für Hobbyastronomen und Naturfreunde entstehen	128
Zeitgeschichte: Der Folterknecht in uns – die Lehren aus dem Milgram-Experiment	132
Tierschutz: Der ehemalige Wal-Trainer John Jett über die Qualen gefangener Orcas	134
Ernährung: Ist die Steinzeitdiät wirklich gesünder als normale Kost?	136

Kultur

Szene: Woody Allens Hochstapler-Tragödie „Blue Jasmine“ mit einer überragenden Cate Blanchett / „Der bleiche König“ – ein umfangreiches Romanfragment aus dem Nachlass von David Foster Wallace	138
NSA-Affäre: Wie Hysterie und Paranoia die Vereinigten Staaten zu einer ängstlichen Demokratie gemacht haben	140
Prominente fordern Asyl für Edward Snowden	143
Kunst: Die Bundeskunsthalle in Bonn zeigt, wie der Erste Weltkrieg die europäische Malerei verändert hat	146
Autoren: Jean-Paul Sartre und Albert Camus bekämpften einander leidenschaftlich – 100 Jahre nach seiner Geburt erscheint Camus als moralischer Sieger	150
Bestseller	153
Nachruf: Der Musiker Rufus Wainwright über Lou Reed	154
Buchkritik: Der französische Autor Jérôme Ferrari erzählt in seinem Roman „Balco Atlantico“ in überbordender Sprache vom gefährlichen Leben auf Korsika	156

Medien

Trends: Tukur spielt Professor Grzimek / ARD kritisiert Staatsnähe des ZDF	159
Pressefreiheit: „Guardian“-Chefredakteur Alan Rusbridger über die Drohungen der britischen Regierung	160
TV-Nachrichten: Das neue Studio von „Tagesschau“ und „Tagesthemen“ wäre fast zur Lachnummer geworden	162

Briefe	10
Impressum, Leserservice	164
Register	166
Personalien	168
Hohlspiegel/Rückspiegel	170

Titelbild: Fotos Büro Hans-Christian Ströbele/dpa, Reuters, Sipa US
Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/briefkasten

Jetzt Intelligent Drive erleben!

Vernetzt mit allen Sinnen.

Die intelligentesten Autos, die wir je gebaut haben, warten auf Sie.

Wer schlau ist, steigt um – auf eine A-, B-, C-, CLA- oder E-Klasse mit Intelligent Drive. Sichern Sie sich jetzt besonders attraktive Konditionen und profitieren Sie von unseren neuesten Sicherheits- und Assistenzsystemen. Erleben Sie Intelligent Drive live – jetzt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner. www.mercedes-benz.de/intelligent_drive



Eine Marke der Daimler AG

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 12,2–3,6 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 285–92 g/km; Effizienzklasse: G–A+.

Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugen.
Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70372 Stuttgart

Aktion nur noch bis
30.11.2013



Mercedes-Benz



SPiegel-Titel 44/2013

„Spionieren unter Freunden geht gar nicht.“ Stimmt! Dumm nur, dass uns die Amis nicht als Freunde, sondern als Partner dritter Klasse sehen! Die umfassende Spionagetätigkeit der USA ist die Folge von Paranoia, Hybris und unglaublicher Respektlosigkeit anderen Staaten gegenüber.“

DR. ARMIN A. LEITNER, WEIDEN IN DER OBERPFALZ

Regierung, in hohem Maße paranoid! Das ist die Denkweise von Militärs, nicht von Demokraten – was offenbar auch die Regierung Obama noch nicht kapiert hat. Die NSA überwacht in unglaublichem Umfang das Internet, den Datenverkehr weltweit, sie dringt in die Privatsphäre der Menschen ein, auch in die von US-Amerikanern. Es gibt in Demokratien kein Gesetz, welches das erlaubt.

DR. ULRICH HALLIER, HAAN (NRW)

Die USA schmeißen im Kampf um ihren Status als Supermacht alle ihre Werte über Bord. Wissen ist Macht, und diese Macht wird im Zeitalter von Globalisierung und Digitalisierung immer wichtiger. Sie kennen hier keine roten Linien mehr und sind nichts Geringeres als ein Schurkenstaat.

PASCAL MERZ, SURSEE (SCHWEIZ)

Auch wenn die Polit-Praktiker darüber lächeln werden: Die passende und praktikable Antwort auf die US-amerikanische Ausspäh-Wut wäre es, den ehemaligen Geheimdienstler Edward Snowden vor einen Untersuchungsausschuss des Bundestags zu bitten und ihm zugleich, falls nötig, politisches Asyl zu gewähren – kleine „Revanche unter Freunden.“

THOMAS LOCHTE, FELDAPFING (BAYERN)

Vergessen wir doch nicht: Es sind nicht die unglaublichen technischen Möglichkeiten, die unsere Bürgerrechte, unser „Ich“, vernichten. Es sind Menschen, die ohne Skrupel diese Technik missbrauchen. Ihnen gilt es Einhalt zu gebieten! Es existieren seit Jahrzehnten enorme technische Entwicklungen, die Gott sei Dank nie angewendet wurden. Es geht also.

ANTON MARX, MÜNCHEN

Welches Druckmittel hat die deutsche Demokratie? Das Freihandelsabkommen scheitern zu lassen würde auch unserer Wirtschaft schaden. Deutsche und Amerikaner verstehen sich gut, und wir wollen die Freizügigkeit nicht beschränken. Aber wozu brauchen wir die US-Militäranlagen auf deutschem Boden? Die scheinen nur den US-Weltmachtgelüsten zu nützen, niemandem sonst. Warum fordert kein maßgeblicher Politiker, die weitere Nutzung dieser Anlagen nur bei strikter Einhaltung deutscher und internationaler Gesetze zu erlauben?

PROF. DR. MARTIN HASPELMATH, LEIPZIG

Das Netz, das sich über alle Arten postmoderner Kommunikation spannt, übertrifft die Prognosen von „1984“ – der Große Bruder hört und sieht mit. Die Abkehr von zwanghafter Fixierung auf brutal digital bestimmte Lebensführung, der maßvollere Einsatz immer raffinierterer Hightech samt wirksamem Verbot systematischer Ausspähung sind geboten.

DR. HARTMUT VELBINGER, STUTTGART

Nr. 44/2013, Das Nest – Wie die US-Regierung ihre Berliner Botschaft als Horchposten nutzt

In hohem Maße paranoid

Als im Jahr 2006 das Richtfest für die US-Botschaft in Berlin gefeiert wurde, kritisierte das Berliner Bauamt, nur mangelhaften Zugang zu den Bauzeichnungen und zur Baustelle erhalten zu haben. Auch wurde der Großteil der Arbeiten durch amerikanische Unternehmen ausgeführt. Mir war von Anfang an klar, dass dies nachrichtendienstliche Gründe haben muss. Hat unsere Regierung nicht mehr zu sagen als „Das geht gar nicht“?

TOBIAS STEINER, REMSCHEID

Das Handy der Kanzlerin ist doch nur die Spitze des Eisbergs. Überall, wo das Gemeinwohl der Welt den partikularen Interessen der USA entgegensteht, machen diese entweder nicht mit oder setzen sich über das geltende Recht ihrer Verbündeten hinweg. Landminenächtung? Wollen wir nicht. Internationaler Strafgerichtshof? Für unsere Soldaten zu gefährlich. Kyoto-Protokoll? Da könnte ja jeder kommen. Vernichtung von Chemiewaffen? Erst mal sind die Syrer dran. Offenbar ist es gar nicht so einfach, Hegemonialmacht und Rechtsstaat gleichzeitig zu sein.

HANS FREIHR. V. ROTENHAN, PALMA DE MALLORCA

Eine angemessene Maßnahme der europäischen Staaten (außer England) wären ein Asylangebot und die Verleihung von Bürgerrechtspreisen und solchen für außerordentliche Zivilcourage an Edward Snowden. Wenn es sich um einen russischen oder chinesischen Dissidenten gehandelt hätte, wäre er damit überhäuft worden.

LUTZ ZIMMERMANN, BRAUNSCHWEIG

Im Augenblick wird die NSA als Sündenbock ins Rampenlicht gestellt. Warum? Weil sie ihrer originären Aufgabe nachgekommen ist und mit geheimdienstlichen Methoden bei der Kanzlerin Informationen gesammelt hat? Was für ein

Humbug! Die eigentliche Frage ist: Warum hat die Kanzlerin für ihre Kommunikation via Mobiltelefon nicht das gesicherte „Kanzler-Handy“ genutzt? Dies nicht zu tun war grob fahrlässig und ein Bruch ihres Amtseids.

ROBERT SEIDEMANN, ALFTER (NRW)



Dach der US-Botschaft in Berlin

Keine Großmacht hat sich in den letzten Jahrzehnten auch nur annähernd so viel Ungeheuerlichkeiten geleistet wie die USA. Es wird höchste Zeit, dass wir uns politisch von ihnen distanzieren. Wir sollten eine europäische Nato, ohne die USA, gründen, um zu verhindern, dass wir von ihnen in weitere Kriege hineingezogen werden. Für mich haben die USA jede Vorbildfunktion verloren.

WOLFGANG KÜHNE, SCHWABENHEIM

General Alexander behauptet, mit den Aktivitäten seiner NSA lediglich Terroristen fangen zu wollen – im Klartext heißt das, dass er auch Präsident Hollande und Merkel im Verdacht hat, Terroristen zu sein, oder wozu sonst ließ er deren Telefone anzapfen? Wenn das Kampf gegen Terrorismus sein soll, dann sind Sie, Herr General, und noch einige in der US-

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

1&1 ALL-NET-FLAT



✓ **FLAT** FESTNETZ
✓ **FLAT** ALLE HANDY-NETZE
✓ **FLAT** INTERNET

19,99 ~~29,99~~ €/Monat*

D-NETZ



1und1.de
0 26 02 / 96 96

* 1&1 All-Net-Flat Basic in den ersten 24 Monaten für 19,99 €/Monat, danach 29,99 €/Monat. Auf Wunsch mit Smartphone dann immer für 29,99 €/Monat. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €, keine Versandkosten. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit.
1&1 Telecom GmbH, Elgendorfer Straße 57, 56410 Montabaur



Thailand

CULTURE



ร้านคุณยุ

จำหน่ายผักสดผลไม้ อาหารปรุงสุก



INTERNATIONALE KÜCHE



Die Thailändische Küche erfreut sich weltweit großer Beliebtheit. Die wenigsten Leute wissen jedoch, dass das Königreich individuelle Geschmacksrichtungen zu bieten hat, die so mannigfaltig wie die einzelnen Regionen des Landes sind. In Chiang Mai sind subtile Einflüsse aus China, Laos und Myanmar deutlich zu erkennen, wo einzigartige Zutaten, wie z.B. einheimische Erdbeeren passend zur Saison mit Salz, Zucker und Chili gegessen werden. Die Fülle an frischen thailändischen Erzeugnissen, angebaut in beneidenswert fruchtbarem Boden, wird gekonnt zu wohlgeschmeckenden Snacks oder gar 5-Sterne Menüs verarbeitet – jeder Bissen ist eine faszinierende und zugleich köstliche Geschichte der jeweiligen Region. Entdecken Sie diese neue köstliche Seite von Modern Thailand.

Besuchen Sie Modern-Thailand.com

MEIN ZUHAUSE: OPTIMAL FINANZIERT.

-  Persönliche Beratung
-  300 Banken im Vergleich
-  Beste Konditionen

Mieten oder kaufen?
Jetzt hier berechnen.



**Bester
Baufinanzierer**
Testsieger
Ausgabe 8/2013
€uro

 **interhyp**

DIE BAUFINANZIERUNG

www.interhyp.de
0800 200 15 15 23



Briefe

Nr. 43/2013, Wenn der Paketdienst gar nicht klingelt, müssen Kunden ihrer Ware hinterherlaufen

„Das heißt lausig“

Auch auf dem platten Land verfährt hier, im Gegensatz zu anderen Paketdiensten, der DHL-Fahrer wie beschrieben! Kunststück: Während die Fahrer anderer Firmen mehrmals zustellen müssen und deshalb interessiert sind, das Paket zügig loszuwerden beziehungsweise in der Nachbarschaft abzugeben, bringt der DHL-Fahrer es zur nächsten Poststelle. Selbst Aufkleber auf dem Briefkasten, wo er es abgeben könnte, ignoriert er souverän. Uns kostet das 20 Kilometer zur Abholung. Ich vermeide deshalb DHL, wo es nur geht!

MANFRED LISCHKA, HÜCKELHOVEN (NRW)

Bei einem Paket habe ich nach dem Vorfinden der Benachrichtigung (dabei war ich zu Hause) bei einem Callcenter-Mitarbeiter eine Zweitzustellung beauftragt, die dann aber nicht erfolgte, obwohl ich eine Auftragsbestätigungsnummer erhielt. Der Vorgang wiederholte sich zweimal, bis ich mich dann mit dem Taxi (da gerade gehbehindert) in die Aufbewahrungsstelle bringen ließ, wo ich erfuhr, dass ein Auftrag dort nie eingegangen war. Früher haben wir immer gelästert: DHL – „das heißt langsam“. Heute: „das heißt lausig“.

DR. BENJAMIN GUNNAR COHRS, BREMEN

Nr. 43/2013, Beim Mindestlohn droht der neuen Großkoalition ihr erster ökonomischer Fehltritt

Erdrückt und kaputtgemacht

Ein Mindestlohn von 8,50 Euro erscheint als das Mindeste, wenn es möglich sein sollte, dass man von der eigenen Hände Arbeit leben kann. Bei einer 40-Stunden-Woche ergibt sich ein Bruttoverdienst von circa 1360 Euro. Jeder, der gegen einen Mindestlohn ist, sollte sich mal Gedanken machen, ob er damit auskommen würde.

GEROLF LEIST, FREIBURG I. BR.

Die USA schreiben einen gesetzlichen Mindestlohn von 7,25 Dollar vor (5,64 Euro). Die hier geforderten 8,50 Euro liegen um fast drei Euro höher. Wie soll denn unsere exportabhängige Wirtschaft konkurrenzfähig bleiben? Kleine Firmen werden mit dem Lohn erdrückt und kaputtgemacht. Die Arbeitslosenzahlen würden steigen und der Aufschwung ersticken.

FRANK STEINHOFFER, PÄHL (BAYERN)

Unter der Annahme, dass es sich bei uns noch um eine soziale Marktwirtschaft handelt, würde die Einführung eines flächendeckenden Mindestlohns wohl kaum dazu

führen, dass viele Läden schließen müssten. Eine Lohnerhöhung führte doch zu einem Ansteigen der Nachfrage.

JESKO WARNKE, KIEL



Bauarbeiter in Berlin

Der Großteil der Ostdeutschen arbeitet im Dienstleistungssektor, in Leihfirmen oder pendelt gen Westen. Viele Betriebe sind nur die verlängerte Werkbank ihrer westdeutschen Mutterkonzerne. Mit der Festschreibung dieser Arbeitsmarktpolitik wird sich der Osten weiter entvölkern.

KLAUS FELZ, POTSDAM

Nr. 43/2013, Die ungute Nähe zwischen Kanzleramt und Autoindustrie

Wes Brot ich ess ...

Lobbyismus ist nichts Verwerfliches, sondern etwas Notwendiges. Wie soll die Politik richtige Weichenstellungen im globalen Wettbewerb vornehmen, wenn ihr dazu das Know-how fehlt? Die Lobbyisten sind dazu da, die Politik mit den Informationen zu beliefern, die für richtige Entscheidungen unerlässlich sind. Wenn man ein mulmiges Gefühl nicht loswird, sollte man über eine neue Parteienfinanzierung nachdenken, statt darüber, ob sich von Kleaden vielleicht einen schlauen Job verschafft hat.

RICHARD CLAUS, WORMS (RHL.-PF.)

Das Hauptproblem ist politischer Natur, weil diesen Lobbyisten jede demokratische Legitimation fehlt. Autokonzerne werden nicht vom Volk in ihre Machtposition gewählt, sondern verhalten sich wie Drogenbarone: Sie kaufen sich ihren Staat.

ULRICH STEUBER, SCHWALMSTADT (HESSEN)

„Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ lästert man. Nichts hat sich geändert!

HELMUT TÄUMER, HAMBURG

Ich erwarte sogar von der Regierung, dass sie nahe bei der Wirtschaft und ganz besonders bei der für unser Land so wichtigen Automobilindustrie ist!

HORST BAUER, STUTTGART

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Mail an: leserbriefe@spiegel.de

In dieser Ausgabe befindet sich im Mittelband ein zwölf-seitiger Beihefter der Firma Peek & Cloppenburg (P&C).



Villeret Collection

JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BLANCPAIN BOUTIQUE
BLANCPAIN DEUTSCHLAND

MAXIMILIANSTR. 14 · 80539 MÜNCHEN · TEL. +49 89 23 23 96 88 451
RUDOLF-DIESEL-STR. 7 · 65760 ESCHBORN · TEL. +49 61 73 60 64 56

www.blancpain.com

Patrik Kolbe
Experte Netzüberwachung
Bonn

*Unwetter kommen und gehen.
Unser Netz steht.
Dafür Sorge ich.*



NOTFALLMANAGEMENT

WIR INVESTIEREN FÜR SIE IN DAS NETZ DER ZUKUNFT

Unsere Netze sind stabil. Dafür sorgen zahlreiche Absicherungen. Und wenn doch einmal etwas zerstört wird, ist unser Notfallmanagement schnellstens vor Ort. Was dann genau passiert, erfahren Sie unter www.telekom.com/netz-der-zukunft



ERLEBEN, WAS VERBINDET.

LOBBYISMUS

Ermittlungen gegen Klaeden

Der frühere Staatsminister im Kanzleramt Eckart von Klaeden gerät wegen seines Wechsels zur Daimler AG unter größeren Druck: Die Staatsanwaltschaft Berlin ermittelt nun gegen Klaeden wegen möglicher Vorteilsannahme. Das teilte eine Sprecherin am vorigen Freitag mit. Zuvor hatten die Ermittler monatelang eine Strafanzeige gegen den CDU-Mann geprüft (SPIEGEL 43/2013). Klaeden hatte im Mai bekanntgegeben, dass er ab Herbst als Cheflobbyist für Daimler arbeiten werde. Trotz Rücktrittsforderungen blieb er im Amt. Der Sprecher von Kanzlerin Angela Merkel erklärte damals, dass es bei Klaeden „keinen inhaltlichen Zusammenhang seiner Arbeit mit dem Automobilkonzern“ gegeben habe. Später wurde bekannt, dass sich Klaeden in seiner Amtszeit mehrmals mit Daimler-Vertretern getroffen hatte. Zudem erhielt er zwischen Januar und Mai 2013 Kenntnis von drei Vorlagen zur EU-Regulierung des Schadstoffausstoßes von Neuwagen. Klaeden, der seinen neuen Job am 1. November angetreten hat, weist den Vorwurf der Vorteilsannahme zurück. Korruptionswächter sprechen von einem außergewöhnlichen Vorgang: „Erstmalig wird bekannt, dass gegen einen Spitzenpolitiker wegen des Seitenwechsels in die Wirtschaft strafrechtlich ermittelt wird“, sagt Edda Müller, Chefin von Transparency International Deutschland.

Klaeden, Merkel



HC PLAMBECK / LAIF

MILITÄR

Neue Atomwaffen in Deutschland

Entgegen den Erwartungen der Bundesregierung könnten in Deutschland neuartige US-Atomwaffen stationiert werden. Dies geht aus einem Bericht der Nationalen Nuklearen Sicherheitsbehörde an den US-Kongress hervor. Die Behörde behält sich demnach die Möglichkeit vor, Waffen mit neuen Fähigkeiten zu bauen; Voraussetzung dafür sei, dass die „Sicherheit und Zuverlässigkeit“ der Sprengköpfe erhöht

werden könne. Dies dürfte dazu führen, dass die in Deutschland gelagerten freifallenden Atombomben des Typs B61 zu präzisen Lenkwaffen umgerüstet werden.

Die Bundesregierung hatte in diesem Jahr in Antworten auf Anfragen der Grünen und der SPD mitgeteilt, dass es bei der Modernisierung der Atomwaffen nicht darum gehe, „neue Waffen oder neue militärische Fähigkeiten zu schaffen“. Dies entspreche den Vorgaben des US-Präsidenten Barack Obama. Die Vereinigten Staaten stationieren seit den fünfziger Jahren Atomwaffen in der Bundesrepublik; am Standort Büchel in der Eifel lagern bis zu 20 Bomben.



DAPD / DDP IMAGES

Fliegerhorst Büchel



BOCKWOLD/PICTURE ALLIANCE/DPA

KOALITION I

Ruhende Staatsbürgerschaft

In den Koalitionsverhandlungen rückt das Modell einer „ruhenden Staatsbürgerschaft“ in den Fokus. Angela Merks Staatsministerin für Integration, Maria Böhmer (CDU), will bei einer Sitzung von Innen- und Integrationspolitikern in dieser Woche für einen entsprechenden Vorschlag werben. Das Modell sieht vor, dass Bürger ihre Staatsbürgerschaft nicht automatisch aufgeben müssen, wenn sie Deutsche werden. Stattdessen soll der Hauptwohnsitz entscheiden, welche Staatsbürgerschaft gerade aktiv ist. Bei einem Umzug erfolgt ein Wechsel zur zweiten Staatsbürgerschaft, und die erste ruht. Voraussetzung für das Modell ist ein völkerrechtlicher Vertrag mit dem Herkunftsland. Während der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer Sympathie für den Vorschlag erkennen ließ, warnt CSU-Landesgruppenchefin Gerda Hasselfeldt vor schnellen Zugeständnissen an die SPD. Zwar könne schon heute die Hälfte derer, die sich einbürgern lassen, ihren alten Pass behalten, so die Politikerin. Allerdings solle dies nach deutschem Recht – außer bei EU-Bürgern – die Ausnahme sein, daher habe sie „auch Verständnis für die Bedenken des Bundesinnenministers“. Innenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) lehnt eine Änderung des Staatsangehörigkeitsrechts ab.

KOALITION II

Milliarden Euro für Kitas

Die Kitas sollen besser werden, die Eltern nichts zahlen – so will es die SPD. Das würde viel kosten, nach Informationen des Deutschen Kinderschutzbundes Nordrhein-Westfalen mindestens fünf Milliarden Euro pro Jahr. Der Kinderschutzbund veranschlagt die Aufstockung des Kita-Personals um eine halbe Fachkraftstelle pro Gruppe mit mehr als drei Milliarden Euro und die Abschaffung der Beiträge, wie sie die SPD fordert, mit mehr als zwei Milliarden Euro. In den Koalitionsverhandlungen waren die Kita-Programme in der vergangenen Woche ein strittiges Thema. Die SPD pochte auf mehr Geld vom Bund; das zuletzt von Kristina Schröder (CDU) geführte Familienministerium hatte vor der Bundestagswahl ebenfalls eine Qualitätsoffensive angekündigt, die Union lehnte weitere Zusagen für eine stärkere finanzielle Beteiligung des Bundes bisher jedoch ab.



BERND THISEN / DPA

KOALITION III

Kinderlose sollen mehr zahlen

Die Union hat der SPD in den Koalitionsverhandlungen vorgeschlagen, den Beitragszuschlag für Kinderlose in der Pflegeversicherung anzuheben. Diese Überlegung stellten CDU und CSU in der zuständigen Arbeitsgruppe vor. Mit den Mehreinnahmen soll demnach

ein kollektiver Kapitalstock für die Sozialkasse angelegt werden. In diesen Topf könnten auch die bestehenden Zuschläge von Kinderlosen fließen. Schon heute tragen Kinderlose mit 2,3 Prozent ihres Bruttolohns einen höheren Satz als Eltern, die 2,05 Prozent zahlen. Mit der Kapitaldeckung will die Union für die Lasten vorsorgen, die in den nächsten Jahrzehnten wegen der demografischen Entwicklung auf die Pflegekasse zukommen.

Die Sozialdemokraten lehnen die Vorschläge bislang ab. Insgesamt sollen die Beitragssätze in der Pflegeversicherung um nicht mehr als 0,5 Prozentpunkte steigen. Im Gespräch ist auch, die Anhebung zu staffeln und auf mehrere Jahre zu verteilen. Grundsätzliche Einigkeit besteht zwischen Union und SPD darüber, mit einer Reform die Leistungen für Demenzzranke zu verbessern und für mehr Pflegepersonal zu sorgen.



UTE GRABOWSKY



ZEITGESCHICHTE

Müller-Märchen

Heinrich Müller, von 1939 an Chef der Gestapo, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er starb vor 68 Jahren, am Ende des Zweiten Weltkriegs. Müller wurde in einem Massengrab auf einem jüdischen Friedhof in Berlin beige-
setzt. Die Belege dafür entdeckte der Historiker Johannes Tuchel, Leiter der Berliner Gedenkstätte Deutscher Widerstand, wie vorige Woche bekannt wurde. Damit steht fest: Ermittler, Agenten und Journalisten suchten jahrzehntelang nach einem Toten.

Juni 1948: Die Alliierten führen Müller auf der Fahndungsliste „Final Consolidated Wanted List“.

29. Juli 1960: Das Landeskriminalamt Baden-Württemberg bittet das US-Generalkonsulat in Stuttgart um Hilfe: „Es muss angenommen werden, dass Müller bei Kriegsende geflüchtet ist, sich jetzt unter falschen Personalien im In- oder Ausland aufhält.“

7. Januar 1961: Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten erlässt einen Haftbefehl.

Frühjahr 1961: Ein polnischer Geheimdienstüberläufer erzählt der CIA, Müller sei in Moskau.

Mai 1961: Auf Antrag der bayerischen Polizei überwachen die US-Streitkräfte 90 Tage lang die Familie Müllers.

4. Oktober 1963: „Gestapo-Müller ist tot“ („Bild“-Zeitung); „Lebt Gestapo-Müller noch?“ („Süddeutsche Zeitung“)

18. November 1963: „Vor einem Jahr lebte er in einem deutschen Gästehaus in einem Slum in Kairo“ („Daily Express“)

12. Januar 1964: „Gestapo-Müller lebt in Albanien“ („Stern“)

16. August 1964: „Die Spur führt nach Südamerika. Gestapo-Müller hat sich abgesetzt“ („Stern“)

Anfang November 1967: Zwei israelische Agenten brechen in die Wohnung der Witwe Müllers in München ein. Sie werden ertappt, zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt und abgeschoben.

13. November 1967: Ein Belgier behauptet, ein Straßenhändler in Panama-City sei Müller. Die Bundesregierung stellt ein Auslieferungsbegehren, die Geheimpolizei Panamas nimmt den Mann fest. Er ist US-Amerikaner.

8. Januar 1968: „Er und eine junge Italienerin führen ein Eisenwaren- und Lebensmittelgeschäft in einem Vorort von Natal im Nordosten Brasiliens“ (der britische Journalist Antony Terry in einem Gastbeitrag im SPIEGEL)

um 1968: Die Stasi notiert: Müller führt den Decknamen „Armin Abdel Mogid“, er „ist in Salvador (Brasilien) als Touristenführer gesehen worden“.

17. Juli 1995: „Exklusiv: Prager Agenten holten den für tot erklärten Gestapo-Chef Müller aus Argentinien – Ex-Minister lüftet Moskauer Staatsgeheimnis“ („Focus“)

18. Februar 2001: „Recherchen ergaben: Er wurde von der CIA eingesetzt und vor der Strafverfolgung geschützt“ (ZDF-Historiker Guido Knopp in der „Welt am Sonntag“)

Unsere Aufträge sind oft ziemlich komplex. Gut, dass unsere kaufmännischen Prozesse jetzt einfach sind.

Mit der Software DATEV Mittelstand pro erledigen Sie alle kaufmännischen Aufgaben ganz einfach. Vom Angebot bis zur Rechnung. Und durch den komfortablen Datenaustausch mit Ihrem Steuerberater sparen Sie sich Zeit und haben die Zahlen jederzeit im Griff.

Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/einfach



Kostenlos testen



Zukunft gestalten. Gemeinsam.



EUROPA

Stöckelschuhe im CSU-Vorstand

Europas Friseurinnen – genauer: die Absätze und Sohlen ihrer Schuhe – sorgten vorige Woche für schlechte Stimmung im Vorstand der CSU. Der Ehrenvorsitzende Edmund Stoiber, Chef der Brüsseler „High Level Group“ zur Streichung überflüssiger Vorschriften, erregte sich über einen Vorstoß, der vor allem aus Deutschland vorangetrieben worden war. Der Bundesverband der Friseure fordert eine Reglementierung der Schuhe seiner Handwerkerinnen. High Heels und glatte Sohlen sollen nicht mehr erlaubt sein. Wo Wasser auf den Boden spritzt und Glanzspray herabriesle, sei solches Schuhwerk zu gefährlich. Stoiber rüffelte die CSU-Europaabgeordneten, weil sie nicht verhindert hätten, dass dieses Ansinnen in den Gremien beraten werde.



Fregatte der Klasse 125 (Computergrafik)

RÜSTUNG

Piratenjagd mit Hindernissen

Die neuen Fregatten der Deutschen Marine sind für die Jagd auf Piraten nur unzureichend ausgerüstet. Das kritisieren die Spezialisierten Einsatzkräfte der Marine. Die schnellen Beiboote an Bord, mit denen Piratenschiffe verfolgt werden sollen, haben demnach

gravierende Schwachstellen: Die Aufbauten der Antennenanlagen würden derart hoch emporragen, dass man nur schlecht an ein entführtes Schiff anlegen könne; wegen der starken Strahlenbelastung durch die Funkgeräte seien die hinteren Sitze in den zehn Meter langen Schlauchbooten unbenutzbar. Tests mit dem Prototyp hätten ergeben, dass vollausgerüstete Soldaten nicht durch den Mittelgang passten. Die Spezialkräfte drängen auf einen Baustopp für die Fregatten. Die Marine hat 16 Beiboote für insgesamt 13 Millionen Euro bestellt. Je 4 davon sollen unter Deck der neuen Fregatten der Klasse 125 (Stückpreis 660 Millionen Euro) untergebracht werden. Das Verteidigungsministerium bestätigt die von den Spezialkräften geäußerte Kritik. Man habe darauf bereits mit einigen Anpassungen der Boote reagiert. Alle Forderungen ließen sich allerdings nicht erfüllen – derartige Einsatzboote seien nicht erhältlich.

KOLUMNE

Gefährliche Verabredungen

Den zutraulichsten Satz der vergangenen Woche sagte Julia Klöckner von der CDU: „Jetzt sind wir ja alle Freunde, jetzt freue ich mich auf das Willy-Brandt-Haus.“ Sie sagte das vor ihrem Besuch in der Parteizentrale der SPD, wo sich Union und Sozialdemokraten zu den Koalitionsverhandlungen trafen, wie in der „Süddeutschen Zeitung“ zu lesen war, unter der schönen Überschrift „Freundschaftsbesuch“.

Allerdings sind Verabredungen in der Politik etwas ganz Besonderes, so wie in der Politik nahezu alles etwas ganz Besonderes ist. Julia Klöckner, die früher Journalistin war und deshalb nicht wirklich gut Bescheid weiß, sollte lieber aufpassen. Vielleicht hilft ihr eine kleine Geschichte der Verabredungen von und mit Politikern, gestaffelt nach Gefährlichkeit.

Waldspaziergang: Den berühmtesten Waldspaziergang machten 1982 der Amerikaner Paul Nitze und der Sowjetrusse Julij Kwizinski.

Sie einigten sich darauf, die Atomwaffenarsenale in Europa stark zu verkleinern. Ihre Regierungen haben das später gekippt. Ein Waldspaziergang ist harmlos, bringt aber nichts. **Frühstück:** 2002 lud CSU-Chef Edmund Stoiber die CDU-Chefin Angela Merkel zu einem Frühstück in sein Haus in Wolfratshausen ein. Er machte ihr klar, dass er Kanzlerkandidat der Union wird, nicht sie. Zunächst sah es so aus, als sei das Frühstück übel für die Eingeladene gewesen. Heute weiß man, dass damals Stoibers Abstieg begann und Merkels Aufstieg. Er verlor die Wahl und später alle seine politischen Ämter. Sie wird wohl ewig Kanzlerin bleiben.

Abendessen I: Im Jahr 2008 hat Bundeskanzlerin Angela Merkel den Fraktionsvorsitzenden der SPD, Peter Struck,

ins Restaurant „Chez Maurice“ eingeladen. Sie arbeiteten in einer Großen Koalition zusammen. Man weiß nicht genau, was besprochen wurde, aber Struck hat sich einige Zeit später zu dem Ausruf hinreißen lassen: „Die kann mich mal.“ Gemeint war Merkels Union. Die Stimmung in der Großen Koalition wurde frostig.

Abendessen II: Vor langer Zeit lud König Atreus seinen Bruder Thyest zu einem Festmahl ein. Beim Essen musste Thyest erkennen, dass er gerade seine eigenen Kinder verspeist hatte, worauf er den Gastgeber verfluchte, so dass Menelaos,

einem Sohn des Atreus, die Frau geklaut wurde, weshalb die Griechen zehn Jahre lang Krieg gegen Troja führten mit vielen Toten, und der andere Sohn des Atreus, Agamemnon, nach seiner Rückkehr aus Troja von seiner Frau Klytämnestra und deren Liebhaber ermordet wurde, mit der Folge,

dass Elektra ihren Bruder Orest zum Mord an ihrer Mutter Klytämnestra anstiftete. Ein Abendessen mit einem griechischen Politiker gilt seither als die gefährlichste Verabredung der Welt.

Ein gefährlicher, ruchloser Politiker unserer Tage ist ohne Zweifel Markus Söder, CSU. Martin Schulz, SPD, sagte deshalb bei derselben Verabredung, bei der sich Julia Klöckner so zutraulich gezeigt hatte, also im Willy-Brandt-Haus: „Herr Söder ist nicht mein Freund.“ Mit dieser Vorsicht gegenüber dem einstigen politischen Gegner hat Schulz noch ein langes politisches Leben vor sich. Frau Klöckner sollte sich Sozialdemokraten erst einmal über einen Waldspaziergang nähern.

Dirk Kurbjuweit



80 HOURS ON YOUR SIDE



TISSOT LUXURY AUTOMATIC

Eine außergewöhnliche und zeitlose Uhr, die mit einer **Gangreserve von 80 Stunden** durch das revolutionäre Powermatic 80 Werk aufwartet. Offiziell durch das COSC (Contrôle Officiel Suisse des Chronomètres) zertifizierter Chronometer, 316L Edstahlgehäuse mit Sichtboden und Wasserdichtigkeit bis zu einem Druck von 5 bar (50m/165ft). 790€*

IN TOUCH WITH YOUR TIME

TISSOT
SWISS WATCHES SINCE 1853
INNOVATORS BY TRADITION

160th
ANNIVERSARY
1853 - 2013

Get in touch at www.tissot.ch

*Unverbindliche Preisempfehlung

Die Mutprobe

In Deutschland mehren sich die Forderungen, Edward Snowden nicht nur als Zeugen zu befragen, sondern ihm einen gesicherten Aufenthalt in der Bundesrepublik zu ermöglichen. Doch die Spitzen von Union und SPD fürchten den Zorn der USA.

Hans-Christian Ströbele ist in diesem Jahr 74 Jahre alt geworden. Mehr als 50 dieser Jahre hat er dem politischen Kampf gewidmet. Für Gerechtigkeit. Für das Gute in der Welt. Dachte er jedenfalls. Vor kurzem stellte ihm ein Moderator im Fernsehen eine Frage, Ströbele sollte Bilanz ziehen, ein Resümee seines Lebens: „Jemals auf der falschen Seite gestanden?“

„Politisch?“, fragte Ströbele zurück, sein Blick wanderte zur Decke, zwei Sekunden lang wirkte es, als müsse er nachdenken, aber das gab sich schnell wieder. Dann die klare Antwort: „Nö.“

Jetzt führt Ströbele wieder einen politischen Kampf, den wohl spektakulärsten seines Lebens. Vorigen Donnerstag traf er in Moskau mit Edward Snowden zu einem dreistündigen Gespräch zusammen, jenem Mann, dessen Enthüllungen über die Spionagetätigkeit der USA seit Monaten die Welt fesseln und sie nachhaltig verändern werden.

Der Abgeordnete Ströbele aus dem Wahlkreis Friedrichshain-Kreuzberg war weltweit der erste Politiker, den Snowden in seinem Moskauer Exil empfangen hat. Snowdens Mission ist nun seine Mission. Er möchte den amerikanischen Whistleblower als Zeugen eines Bundestags-Untersuchungsausschusses nach Deutschland holen – und ihm so ein gesichertes Bleiberecht in der Bundesrepublik verschaffen.

Ströbele weiß, welche Probleme es für das deutsch-amerikanische Verhältnis mit sich brächte, wenn Snowden in Deutschland eine Bleibe gewährt würde. Die Amerikaner haben vorsorglich ein Auslieferungsbegehren hinterlegt, sollte Snowden jemals deutschen Boden betreten. Aber Ströbele ist das egal, er setzt seine Prioritäten selbst, und wieder glaubt er, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen, transatlantische Partnerschaft hin, Obama her. „Wenn der

politische Wille da ist, der Mut, auch der Mut vor Präsidententhronen, dann ist das möglich“, sagte Ströbele nach seiner Rückkehr.

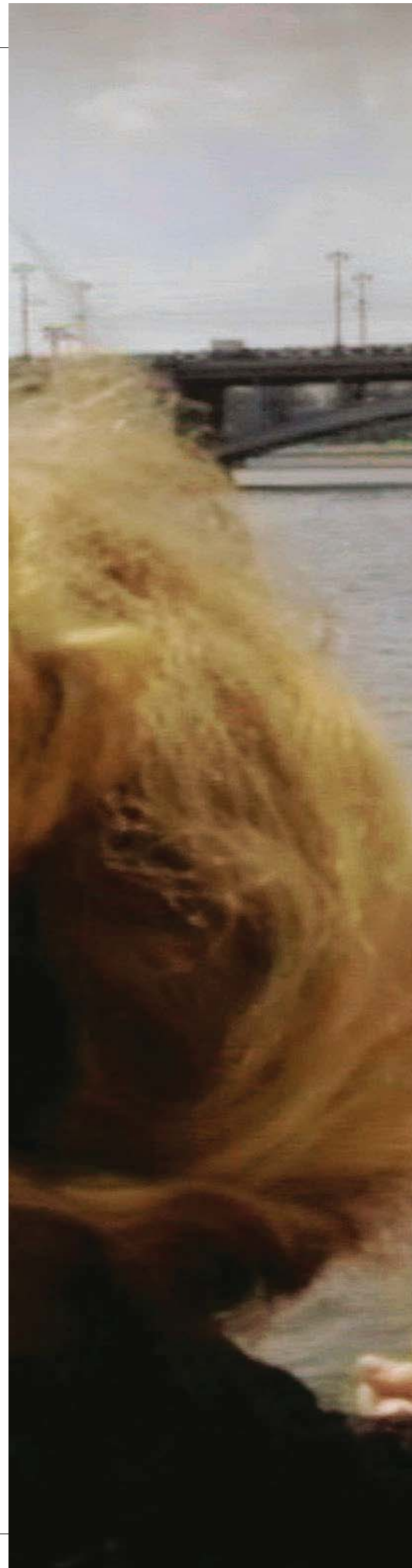
Deutschland steht jetzt vor einer Mutprobe. Sie stellt sich dem deutschen Parlament, den Spitzen von Union und SPD, die dieser Tage über ein Regierungsbündnis verhandeln, sie richtet sich aber vor allem an Angela Merkel, die Kanzlerin.

Soll der Bundestag Edward Snowden also als Zeugen vor einem Untersuchungsausschuss anhören? Die Antwort scheint leichtzufallen – warum sollte man jenen Mann, auf dessen Enthüllungen die ganze NSA-Affäre fußt und der sich Ströbele gegenüber klar dazu bereit erklärt hat, nicht als Zeugen befragen?

Schwieriger ist die zweite, grundsätzlichere Frage, ob man Snowden in Deutschland oder einem vergleichbaren Land eine Heimat und somit Schutz vor den Amerikanern gewähren sollte. Genau das hat Snowden zur Voraussetzung für seine Zeugenaussage gemacht. Er weiß, dass sein Aufenthaltsrecht in Russland auf ein Jahr begrenzt ist, also in neun Monaten ausläuft. Er sondiert, wo er in Zukunft sicher leben könnte. Deutschland scheint dabei seine erste Wahl zu sein.

Zugleich stellt sich die Frage, ob es klug ist, die Supermacht USA zu brüskieren, von deren Erkenntnissen Deutschland profitiert wie kaum ein anderes Land.

Wenn ein Ausschuss des Bundestags Snowden als Zeugen hören will, wäre die Bundesregierung verpflichtet, dem Heimatlosen in Deutschland einen sicheren Aufenthalt und sogar eine geregelte Arbeit zu ermöglichen: Zu diesem Ergebnis kommt ein Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste des Bundestags im Auftrag von Abgeordneten der Linken-Fraktion. Einziger Grund, sich dem Wunsch





Whistleblower Snowden in Moskau

Ein Manifest für die Wahrheit

Von Edward Snowden



THE GUARDIAN / REUTERS

In sehr kurzer Zeit hat die Welt viel gelernt über unverantwortlich operierende Geheimdienste und über bisweilen kriminelle Überwachungsprogramme. Manchmal versuchen die Dienste sogar absichtlich zu vermeiden, dass hohe Offizielle oder die Öffentlichkeit sie kontrollieren. Während die NSA und (*der britische Geheimdienst* –Red.) GCHQ die schlimmsten Missetäter zu sein scheinen – so legen es die Dokumente nahe, die jetzt öffentlich sind –, dürfen wir nicht vergessen, dass Massenüberwachung ein globales Problem ist und globale Lösungen braucht.

Solche Programme sind nicht nur eine Bedrohung der Privatsphäre, sie bedrohen auch die Meinungsfreiheit und offene Gesellschaften. Die Existenz von Spionagetechnologie darf nicht die Politik bestimmen. Wir haben

die moralische Pflicht, dafür zu sorgen, dass unsere Gesetze und Werte Überwachungsprogramme begrenzen und Menschenrechte schützen.

Die Gesellschaft kann diese Probleme nur verstehen und kontrollieren durch eine offene, ohne Rücksichten geführte und sachkundige Debatte. Am Anfang haben einige Regierungen, die sich durch die Enthüllungen der Massenüberwachungssysteme bloßgestellt fühlten, eine noch nie dagewesene Verfolgungskampagne initiiert, die diese Debatte unterdrücken sollte. Sie schüchterten Journalisten ein und kriminalisierten das Veröffentlichen der Wahrheit. Zu dieser Zeit war die Öffentlichkeit noch nicht imstande, den Nutzen dieser Enthüllungen zu ermessen. Sie verließ sich darauf, dass ihre Regierungen schon richtig entscheiden.

Heute wissen wir, dass dies ein Fehler war und dass ein solches Handeln nicht dem öffentlichen Interesse dient. Die Debatte, die sie verhindern wollten, findet nun in Ländern auf der ganzen Welt statt. Und anstatt Schaden anzurichten, wird jetzt der Nutzen dieses neuen öffentlichen Wissens für die Gesellschaft klar, weil nun Reformen in der Politik, bei der Aufsicht und bei Gesetzen vorgeschlagen werden.

Die Bürger müssen dagegen kämpfen, dass Informationen über Angelegenheiten von entscheidender öffentlicher Bedeutung unterdrückt werden. Wer die Wahrheit ausspricht, begeht kein Verbrechen.

Diesen Text schrieb Edward Snowden am 1. November 2013 in Moskau. Er erreichte die SPIEGEL-Redaktion über einen verschlüsselten Kanal.

des Parlaments zu widersetzen: „Schwerwiegende, das Staatswohl der Bundesrepublik gefährdende außenpolitische Belange.“

Wiegt die Furcht vor dem Zorn Amerikas über die Aufnahme Snowdens am Ende schwerer als der dringende Wunsch nach Aufklärung, den der Bundestag, die Vertretung des deutschen Volkes, äußert? Mit ihrem Selbstverständnis als moderner, aufgeklärter und souveräner Rechtsstaat könnte die Bundesrepublik dies kaum vereinbaren. Und wenn die Empörung der deutschen Regierung über das Überwachen deutscher Bürger und ihrer politischen Führung nicht gespielt ist, kann sie jenen Mann, ohne den man all das gar nicht wüsste, eigentlich nicht abweisen.

Angela Merkel muss sich entscheiden, es braucht ein Bekenntnis. Ist sie bereit, den Konflikt mit Barack Obama und dessen Administration zu riskieren, um ein anderes Ziel zu erreichen: die umfassende Aufklärung der amerikanischen Spionagetätigkeit in Deutschland durch den deutschen Bundestag?

Sicher ist, dass Merkels Lieblingsmethode, die Methode des Abwartens, im Fall Snowden keine Lösung bringen wird. Ihre Regierung muss entscheiden, welches Interesse schwerer wiegt: das Verhältnis zu den USA oder die Aufklärung über deren Spionagetätigkeit

zum Schutz der Rechte deutscher Staatsbürger?

Bislang hat sich die Bundesregierung Washington gegenüber wie ein Duckmäuser verhalten. In der Union galt Snowden noch in den Sommermonaten als Querulant und Verräter, als Störfaktor im deutsch-amerikanischen Verhältnis. Es ist auch nicht lange her, dass Kanzleramtschef Ronald Pofalla die NSA-Affäre für beendet erklärte und Innenminister Hans-Peter Friedrich sagte: „Diese Mischung aus Antiamerikanismus und Naivität geht mir gewaltig auf den Senkel.“

Seit der SPIEGEL berichtete, dass die NSA sogar das Handy der deutschen Bundeskanzlerin abhörte, und seit Ströbeles Besuch in Moskau sind viele in Berlin peinlich berührt. Plötzlich sind nachdenkliche, gar selbstkritische Töne von jenen zu vernehmen, für die Snowden bislang vor allem eines war: ein Ärgernis. Plötzlich redet selbst Friedrich davon, dass man eine Befragung des Amerikaners vielleicht ermöglichen sollte. Um die Asylfrage jedoch drücken sich die Spitzen von Union und SPD weiter herum.

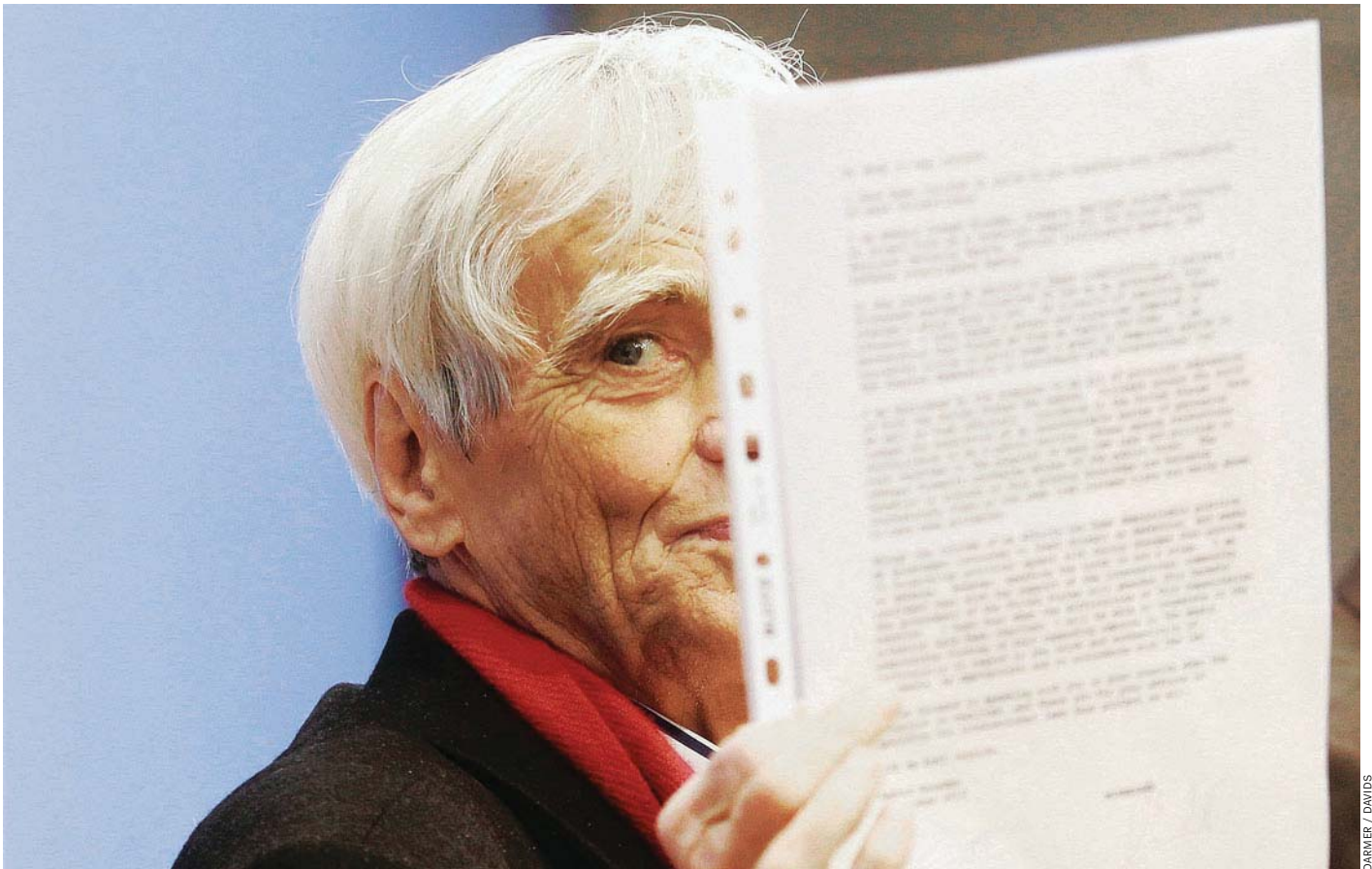
Dem gegenüber steht ein breites gesellschaftliches Bündnis aus Bürgern, Prominenten und den kleinen Oppositionsparteien, die Snowden Respekt für seinen Mut zollen und fordern, ihn nach Deutschland zu holen.

„Mit seinem Mut, einem scheinbar übermächtigen Gegner entgegentreten, ist er ein Vorbild“, sagt Verdi-Chef Frank Bsirske über Snowden. „Wir müssen alle ein Interesse daran haben, dass diese Aufklärung weitergeht. Deshalb würde ich einen Asylantrag Snowdens in Deutschland immer unterstützen.“

„Snowden ist seinem Gewissen gefolgt und hat Verfolgung auf sich genommen“, erklärt der Journalist Günter Wallraff. „Er ist ein Held. Ein Name für die Geschichtsbücher.“

Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger fragt empört: „Warum hat niemand einen Finger für Snowden gerührt? Viele bewundern ihn, keiner tut was.“ Und die Grünen-Vorsitzende Simone Peter sagt: „Die Bundesregierung wäre gut beraten, einem solchen Mann Schutz und Aufenthalt zu bieten.“

Der Mann, der Deutschland spaltet, sitzt am Donnerstagnachmittag in einem Raum, dessen Wände mit goldgerahmten Bildern zugepflastert sind. Er hat Ströbele und dessen Begleiter in einem Wagen mit verdunkelten Scheiben abholen lassen, der Ort des Treffens soll geheim bleiben. Vor der Tür stehen Bodyguards zu seinem Schutz. Snowden trägt ein hellblaues Hemd, die oberen zwei Knöpfe sind geöffnet, darüber einen schwarzen Anzug. Im Gesicht wächst ein zarter Dreitagebart. Er begrüßt seinen Besuch an der



DARWER / DAVIDS

Grünen-Politiker Ströbele: *Wieder glaubt er, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen*

Tür, dann bittet er an einen Tisch, auf dem Käse, Früchte und Fisch warten, dazu Weißwein, Rotwein, Wodka. Der Alkohol bleibt unberührt, das Gespräch kann beginnen.

Seit Russland ihm temporäres Asyl gewährt hat, lebt Edward Snowden in einem sogenannten Safe House in Moskau. Den genauen Ort kennen nicht einmal enge Vertraute. Dort wird er rund um die Uhr von russischen Sicherheitskräften bewacht. Er kann tun und lassen, was er will, kann das Haus verlassen, wenn auch nie allein, nie ungeschützt. „Die Russen scheinen zu fürchten, dass die Amerikaner sogar vor einem Zugriff mitten in Moskau nicht zurückschrecken würden“, sagt einer, der seit Monaten Kontakt zu Vertrauten des Whistleblowers hält.

Nachdem er wochenlang verschwunden schien, tauchten im Oktober erstmals aktuelle Bilder von ihm auf. Sie zeigten Snowden mit einem Einkaufswagen vor einem russischen Supermarkt und im Kreis anderer amerikanischer Whistleblower, die ihm bei einem Bankett einen Preis verliehen. Äußerlich wirkte der 30-Jährige gelöst und entspannt.

Dabei bedeutet sein neues Leben eine gewaltige Umstellung. Noch im April wohnte er mit seiner Freundin, einer hübschen Tänzerin, in einem Holzhaus

auf Hawaii. Nun lebt er im Moloch Moskau – wissend, dass sein Asyltitel auf ein Jahr befristet ist. Die Frage, was danach passiert, treibt ihn um, sie ist Dauerthema in den Gesprächen mit seinen Vertrauten.

Snowden ist praktizierender Buddhist. Er ernähre sich vegetarisch, heißt es, trinke weder Alkohol noch Kaffee, lese Bücher über russische Geschichte und verbringe endlose Stunden vor dem Rechner, über den er Kontakt mit der Außenwelt hält. Intensiv tausche er sich mit jenen Journalisten aus, denen er Teile seines Materials anvertraute.

Dort am Rechner verfolgt Snowden auch, welche Debatte er weltweit ausgelöst hat. In seinem ersten ausführlichen Interview mit dem „Guardian“ hatte er im Sommer gesagt, er fürchte eigentlich nur eines: dass seine Enthüllungen keine Wirkung zeigten und verpufften. Diese Furcht war eher unbegründet.

Interviews und Angebote für Buchverträge hat Snowden bislang abgelehnt. Die Begründung ist stets die gleiche: Nicht er wolle im Vordergrund der Berichterstattung stehen; es gehe ihm um das Material, das er über Monate sammelte und aus dem Allerheiligsten des amerikanischen Sicherheitsapparats schmuggelte.

Snowden habe in seinem russischen Exil keinerlei Furor auf seine frühere Heimat entwickelt, berichten Leute, die mit

ihm diskutierten. Im Gegenteil, er sehe sich nach wie vor als amerikanischen Patrioten, glaube an die Selbstreinigungskräfte der USA und sogar daran, eines Tages nach Hause zurückkehren zu können.

Besucher kann Snowden in seinem Safe House nicht empfangen, das verbieten seine russischen Bewacher. Wer ihn sehen will, muss wie Ströbele in langwierige Verhandlungen eintreten. Danach ist die Prozedur die immer gleiche: Gäste werden in Fahrzeugen zu einem geheim gehaltenen Treffpunkt gebracht, wo Snowden sie in Empfang nimmt. So ging es seinem Vater, als er Anfang Oktober nach Moskau kam. Und so ging es in der vorigen Woche auch Ströbeles Delegation.

Der Grünen-Abgeordnete hatte schon nicht mehr damit gerechnet, Snowden leibhaftig begegnen zu können. Ganz zu Anfang der NSA-Affäre, als der frühere NSA-Mitarbeiter noch im Transitbereich eines Moskauer Flughafens festsaß, war Ströbele über einen Mittelsmann zwar der Kontakt gelungen. Der riss jedoch ab, als Snowden in sein jetziges Asyl umzog.

Nachdem der SPIEGEL in der letzten Ausgabe über den Lauschangriff auf Merkels Handy berichtet hatte, kam die Verbindung zu Ströbele wieder zustande. Während des dreistündigen Gesprächs

habe Snowden einen hellwachen und überlegten Eindruck gemacht, sagte Ströbele anschließend. Mit am Tisch saß eine junge Mitarbeiterin mit blonden Locken, die zuletzt auf fast allen Fotos neben Snowden auftauchte und die in den vergangenen Monaten eine seiner engsten Begleiter war. Sie heißt Sarah Harrison und hat Erfahrung mit Männern, die Amerika als Staatsfeind betrachtet. In den vergangenen Jahren war sie eine der engsten Mitarbeiterinnen von Julian Assange.

Mit dem WikiLeaks-Gründer war sie noch als Mitarbeiterin im Büro für investigativen Journalismus der City University in London in Kontakt gekommen – um bald voll für Assange und WikiLeaks zu arbeiten. Harrison war gerade zufällig in Australien, als Snowden sich entschied, seinen ersten Fluchtpunkt Hongkong zu verlassen. Sie flog zu ihm und wich seither nicht von seiner Seite.

Ströbele erklärte ihnen die Möglichkeit eines freien Geleits, sollte Snowden zu einer Aussage vor dem geplanten Untersuchungsausschuss des Bundestags bereit sein. Er könne als wertvoller Zeuge die komplexe Spionagetätigkeit der US-Dienste erläutern: „Für uns ist das alles eine Frage von einem anderen Stern. Würden Sie uns helfen?“

Snowden ließ keinen Zweifel, dass er dies könne. Allerdings nur zu einem Preis, den die Bundesregierung bislang nicht zu zahlen bereit ist: sicheren Aufenthalt in Deutschland. Nicht anders ist der vorletzte Satz in dem Brief an „die Zuständigen“ zu verstehen, den Snowden seinen Gästen mit auf den Weg gab: „Ich hoffe, dass ich, wenn die Schwierigkeiten dieser humanitären Lage beigelegt sind, in der Lage sein werde, mich an der verantwortungsvollen Aufklärung der Sachverhalte bezüglich der in den Medien getätigten Aussagen, insbesondere im Hinblick auf Wahrheit und Authentizität der Berichte, angemessen und gesetzesgemäß zu beteiligen.“

Etwas klarer formulierte es Ströbele bei seiner Pressekonferenz am Freitag in Berlin: Snowden habe „erhebliche Vorbehalte“ dagegen, in Moskau von einem Ermittlungsbeauftragten des Bundestags oder einem Bundesanwalt als Zeuge befragt zu werden. Aber: „Er kann sich vorstellen, nach Deutschland zu kommen, wenn gesichert ist, dass er danach in Deutschland oder einem vergleichbaren Land bleiben kann und dort sicher ist.“ Das Angebot stehe. Jetzt sei es an der Bundesregierung zu springen.

Juristisch ist der Sprung, Snowden nach Deutschland zu holen, kein größeres Problem. Eine Ausreise würde nicht an seinem ungültigen Pass scheitern. Die Russen könnten ihn auch so ein Flugzeug nach Deutschland besteigen lassen. Nach der Ankunft am Flughafen könnte er Asyl beantragen.



Dach der US-Botschaft in Berlin, Parteichefs Gabriel, Merkel: Die Supermacht brüskieren?



MICHAEL GOTTSCHALK / PHOTO THEK

Was dann passieren könnte, wird ihn jedoch beunruhigen: Er würde wohl festgenommen. Ein Auslieferungsersuchen der Vereinigten Staaten liegt bei der Bundesregierung vor.

Doch das zuständige Gericht könnte die Haft schnell beenden. Wo keine Fluchtgefahr besteht, gibt es keinen Haftgrund. Dass Snowden tatsächlich an die USA ausgeliefert werden könnte, schließen Experten nahezu sicher aus. Das deutsch-amerikanische Auslieferungsabkommen gilt nicht für „politische Straftaten“. Und was darunter zu verstehen ist, richtet sich – so das Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste – danach, was im „ersuchten Staat“, also in Deutschland, als politisches Delikt gilt. „Zum politischen Strafrecht“, so Nikolaos Gazeas, Strafrechtsexperte an der Universität Köln, „gehören jedenfalls alle Staatsschutzdelikte im Strafgesetzbuch“ – also auch der Verrat von Staatsgeheimnissen, den die Amerikaner Snowden vorwerfen.

Das zuständige Oberlandesgericht müsste die Auslieferung für unzulässig erklären – und intern haben erfahrene Oberlandesrichter schon erkennen lassen, dass sie nicht zögern würden, sich dem amerikanischen Begehren entgegenzustellen.

Weil das allen Kennern der Materie in Berlin klar sein muss, könnte die Regierung dem Asylsuchenden Snowden am Flughafen viel Ärger ersparen und gleich bindend erklären, dass sie auf eine Auslieferung verzichtet. Dann müsste das BKA ihn von der Festnahmeliste streichen.

Als Asylantragsteller hätte Snowden zunächst ein Bleiberecht in Deutschland wie jeder Flüchtling. Ob sein Antrag allerdings Erfolg hätte, ist offen. Nicht jede Verfolgung einer politischen Straftat ist schon „politische Verfolgung“ im Sinne des Asylrechts. Schon um den eigenen Umgang mit Staatsschutzdelikten nicht zu desavouieren, sind die Gerichte bei der Anerkennung fremder „Verräter“ als Asylsuchende sehr zurückhaltend. Doch ein Urteil des Europäischen Menschenrechts-Gerichtshofs von 2011 könnte eine wichtige Rolle spielen. Die Straßburger Richter haben anerkannt, dass „Whistleblowing“ vom Menschenrecht auf Äußerungsfreiheit gedeckt ist – mehr noch: Die europäischen Rechtsordnungen seien verpflichtet, das Menschenrecht auf Verrat vor unangemessener Verfolgung zu schützen.

Noch einfacher wäre es, Snowden ein großzügiges Bleibangebot zu machen, das die Bundesregierung jedem Fremden gewähren kann, dessen Aufenthalt sie wünscht. „Wo ein Wille ist“, sagt Strafrechtler Gazeas, „ist auch der rechtliche Weg.“

Doch dieser Wille ist bei den Verantwortlichen von Union und SPD bislang

nicht zu spüren. Es ist nicht lange her, dass insbesondere die Konservativen Snowden wie einen Hochstapler behandelten, dem man nicht trauen dürfe.

„Bis zur Stunde habe ich keine Hinweise dafür, dass die Bundesregierung ausgespäht worden ist“, hatte Innenminister Friedrich noch im Juli erklärt. Auch die Kanzlerin äußerte sich sehr zurückhaltend zu Edward Snowden. „Was wir wissen ist, dass er für einen amerikanischen Nachrichtendienst gearbeitet hat und sich entschloss, seine Bedenken im Gespräch mit Medien zu schildern und sie nicht zum Beispiel einem Kongressabgeordneten oder Senator zu offenbaren“, sagte sie in einem Interview. Auf der Merkel-Skala kritischer

Die Minister Friedrich und Pofalla stehen da wie blutige Anfänger.

Äußerungen kam das einem herben Tadel für Snowden gleich.

Als Kanzleramtschef Ronald Pofalla die NSA-Affäre wenige Wochen später lässig für beendet erklärte, hofften die meisten in der Union, den Störenfried Snowden samt seiner nervigen Festplatten endlich los zu sein. Alle Verdächtigungen hätten sich „in Luft aufgelöst“, sagte Friedrich. Sein Parteifreund Hans-Peter Uhl verglich die Snowden-Enthüllungen durch den SPIEGEL gar mit den gefälschten Hitler-Tagebüchern im „Stern“.

Jetzt, da sich sogar der amerikanische Präsident bei der Kanzlerin entschuldigen muss, ist die Blamage groß. Pofalla und Friedrich stehen da wie blutige Anfänger. Die Spitze des deutschen Sicherheitsapparats war naiv genug, den Beschwichtigungen der Amerikaner zu glauben.

Seit den jüngsten Veröffentlichungen des SPIEGEL ist Snowden plötzlich kein Verräter mehr, sondern ein Helfer, „der uns die Augen geöffnet hat“ (Hans-Peter Uhl). Auf einmal sagen Unionisten wie Michael Grosse-Brömer, Erster Parlamentarischer Geschäftsführer der Unionsfraktion, „dass Snowden eine wichtige Debatte in Deutschland angestoßen hat“.

Auch einen NSA-Untersuchungsausschuss sieht die Union jetzt positiver. Bis vor kurzem hoben Unionsjuristen bei diesem Thema noch zu Impulsreferaten an, warum Snowdens Zeugenaussage an einer ladungsfähigen Adresse scheitern könne. Jetzt weiß man: An der Adresse wird es nicht scheitern. Snowden will ausreisen.

„Wenn der Bundestag einen NSA-Untersuchungsausschuss einsetzen sollte, wäre Snowden ein besonders wichtiger Zeuge“, sagt Innenexperte Wolfgang Bosbach. Allerdings schwebt den meisten vor, Snowden nicht nach Deutschland zu holen, sondern durch einige Gesandte

des Untersuchungsausschusses in Moskau zu befragen. „Dagegen spricht nichts“, sagt der Parlamentarische Geschäftsführer der CSU-Landesgruppe, Stefan Müller. Ähnliche Fälle habe es bereits gegeben. So wurde der bayerische Rüstungslobbyist Karlheinz Schreiber 2002 vom Parteispenden-Untersuchungsausschuss im kanadischen Toronto vernommen.

Es wäre die feige Variante, um den Ärger mit den Amerikanern zu umgehen, eine Variante allerdings, die Snowden offenbar ausgeschlossen hat.

In der SPD scheint die Offenheit Snowden gegenüber etwas größer zu sein. Zwar steht Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier einem Untersuchungsaus-

schuss zur NSA-Affäre skeptisch gegenüber, wohl auch weil er fürchtet, dass dabei seine frühere Rolle als Chef des Kanzleramts und Zuständiger für die Geheimdienste unter die Lupe genommen werden könnte. Inzwischen aber ist der Druck auf ihn gewachsen, auch aus den eigenen Reihen.

Gerade in der SPD-Fraktion wächst der Wille, endlich mutiger zu werden. „Es ist beachtlich, dass Hans-Christian Ströbele Snowden getroffen hat“, sagt der Außenpolitiker Rolf Mützenich. „Ein Untersuchungsausschuss kann nun klären, wer in den USA was wusste.“ Anders als Steinmeier hat Mützenich auch keine Angst vor den Amerikanern. „Es wird atmosphärische Probleme ähnlich wie bei WikiLeaks geben“, sagt er, „aber damit müssen wir dann halt umgehen.“

Nun trauen sich die ersten Sozialdemokraten auch in der Asylfrage aus der Deckung. „Deutschland muss darauf hinwirken, dass es eine europäische Lösung gibt“, fordert der schleswig-holsteinische Landeschef Ralf Stegner. Sein Bremer Kollege Andreas Bovenschulte verlangt sogar, Snowden in Deutschland Asyl zu geben: „Wir sollten es unbedingt probieren.“ Man müsse sich Gedanken machen, „ob es nicht doch einen Weg gibt, Snowden in Deutschland Asyl anzubieten“, sagt Bundestags-Fraktionsvize Axel Schäfer. „Snowden ist ein Held, kein Verräter.“ Ähnlich sieht es der Außen- und Verteidigungspolitiker Lars Klingbeil. „Deutschland muss prüfen, ob es möglich ist, Edward Snowden Asyl zu gewähren.“

Christian Ströbele würde es wohl anders ausdrücken: Deutschland muss auf der richtigen Seite stehen.

MELANIE AMANN, THOMAS DARNSTÄDT,
MARKUS FELDENKIRCHEN, PETER MÜLLER,
GORDON REPINSKI, MARCEL ROSENBACH,
JÖRG SCHINDLER



OLIVER BIELENSKI / PICTURE ALLIANCE / DPA

ESSAY

Die bösen Absichten

Die USA als Gegner – warum Deutschland sich wehren muss.

Von Klaus Brinkbäumer

Die USA greifen die Freiheit, die Werte und die Zukunft des Westens an. Sie greifen uns alle an, unsere Privatsphäre und die Art, wie wir eigentlich künftig leben wollten. Denn wenn der Geheimdienst eines angeblich oder offiziell befreundeten Staates sämtliche Kommunikation belauschen und mitlesen kann, dann betrifft das nicht nur das Mobiltelefon der Kanzlerin, nicht nur das Regierungsviertel oder Botschaften oder Konferenzräume in Brüssel.

Die moderne Gesellschaft ist in wesentlichen Teilen eine digitale Gesellschaft. Die Menschen, die sich in dieser Gesellschaft bewegen, müssen darauf bauen, dass vertraulich bleibt, was vertraulich gedacht war. Sie kaufen digital ein, verwalten ihre Konten digital, haben Tagebücher und allerlei Geheimnisse in ihren Computern gespeichert. Konzerne können ohne digitale Netzwerke nicht mehr funktionieren, Universitäten nicht forschen, Geschäftsleute nicht handeln. Krankenakten liegen in digitalen Ordnern, auch Steuererklärungen und Strategiepapiere aller Art. Dass Datenschutz nicht mehr so bedeutend wie früher sei, da der moderne junge Mensch auf Facebook Privates öffentlich mache, ist ein ärgerliches, ein dumm dreistes Argument für die totale (oder auch totalitäre) Überwachung: Die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit ist essentiell für demokratische, freie Gesellschaften, und jeder Bürger muss für sich entscheiden dürfen, wo seine Grenze verläuft.

Bis es um Merckels Telefon ging, gab es in der NSA-Affäre ein Generationenproblem. Viele Berliner Politiker, meist jenseits der 50, verstanden nicht, worin diese Affäre bestand. Innenminister Hans-Peter Friedrich, 56, hielt alle Fragen für beantwortet, ehe er welche gestellt hatte; Kanzleramtsminister Ronald Pofalla, 54, erklärte die Affäre für beendet, als sie begann; Kanzlerin Angela Merkel, 59, wusste nicht und wollte nicht wissen, was Barack Obamas Vereinigte Staaten tun. Unwissenheit und zur Schau gestellte Inkompetenz passen nicht gut zu einer Regierungschefin, aber Merkel kam damit durch und gewann die Bundestagswahl.

Viele jüngere Bürger blicken seit Beginn der Affäre schockiert auf die Enthüllungen durch Edward Snowden und Glenn Greenwald, den „Guardian“ und den SPIEGEL. Millionen dieser Menschen verbringen ganze Tage am Telefon und in der digitalen Welt, und sie wissen, dass sie dort Spuren hinterlassen,

obwohl sie sich hier und dort schützen können. Weil sie von Computern abhängig bleiben werden, geht es in dieser Affäre um ihre Freiheit und ihre Art zu leben.

Grotesk, dass die NSA 1952 erfunden wurde, um das freie Amerika zu schützen. Dadurch nämlich, dass die Vereinigten Staaten die eigenen Bürger und die eigenen Verbündeten belauschen und belügen, haben sie erstens die eigenen Ideale zerstört, zweitens das Vertrauen von Amerikanern und deren Verbündeten in die Integrität der USA, drittens das Vertrauen vieler Millionen Menschen in die Sicherheit von Daten. Das Vorgehen der USA deshalb nun für posttraumatisch-hysterisch zu erklären, würde diese größte politische Affäre der jüngeren Geschichte noch immer verharmlosen. Es geht um den Bruch von Gesetzen, um Spionage und um kalte Machtpolitik: 35 Staats- und Regierungschefs wurden ausgespäht; viele Billionen Daten von wirtschaftlicher, militärischer, wissenschaftlicher oder politischer Bedeutung wurden gespeichert; mit diesen Daten sollen Handlungen von Freund und Feind vorhergesagt und kontrolliert werden. Und damit soll den USA ein Vorteil entstehen und dem Rest der Welt, Deutschland inklusive, ein Nachteil.

Denn wer die deutsche Kanzlerin abhört, der denkt nicht an innere Sicherheit, sondern an strategische Vorteile. Der will wissen, wie Angela Merkel denkt, was sie erreichen will, mit wem sie sich wie auf welche Gipfel vorbereitet.

Brian Mandell, Politologe an der Harvard Kennedy School, hat eine Matrix für Verhandlungen entworfen, die er „Green Sheet“ nennt: Was will ich erreichen, und was will die Gegenseite? Was ist mein maximales und was mein minimales Ziel? Welche Positionen kann ich preisgeben, was also ist verhandelbar und was nicht? Das Ergebnis jeder Art von Verhandlung, schreibt Mandell, müsse immer über der „bestmöglichen Alternative“ liegen, das wäre jener Zustand, den ich ohnehin erreiche, wenn ich nämlich nicht verhandle.

Wer nun weiß, wie die Gegenseite in ein Gespräch geht und wo die für die Gegenseite gerade noch tolerierbaren Kompromisse liegen, der hat schon vor Gesprächsbeginn gewonnen. Undenkbar, dass der BND in Washington von der Deutschen Botschaft aus das Weiße Haus abhört; unbestritten hingegen, dass die Amerikanische Botschaft in Berlin das Nest der Spione

Obamas ist. Es ist von seltener Chuzpe, die Staatschefs der wichtigsten Verbündeten auszuspionieren, aber wenn Amerika so weit geht, warum sollte es anderswo Grenzen ziehen?

Die Deutschen bauen gute Autos. BMW und VW sind der Konkurrenz aus Detroit technologisch enteilt und haben offenbar gute Verkaufsstrategien. Warum sollte die NSA nicht auch BMW und VW abschöpfen und die Ergebnisse dezent weiterleiten, wenn sie es doch könnte? Weil die USA versprechen, dass sie so etwas nicht tun? Haha! Wenn die Amerikaner Angela Merkels Telefon nicht respektieren, was respektieren sie dann? Falls Edward Snowdens Dokumente eines bewiesen haben, dann dies: Alles, was gedacht wird, wird auch getan, das war schon bei Dürrenmatts Physikern so, und so ist es heute in Obamas Amerika.

Der New Yorker Schriftsteller Ben Marcus, Gast an der American Academy in Berlin, sagt, dass das Wachstum der technischen Möglichkeiten leider zeitlich zusammengetroffen sei mit einem Verfall von Anstand. Und Amerikas weiter Freiheitsbegriff habe dazu geführt, dass viele unterschiedliche Gruppierungen in den Vereinigten Staaten lebten, die nichts mehr miteinander teilten und nichts voneinander hielten, was das Land selbst für einen Präsidenten unsteuerbar mache: Irgend eine extreme Gruppe werde Regeln des Anstands und Gesetze immer brechen, falls sie für diesen Bruch die technischen Möglichkeiten habe.

Für manche Menschen wird die NSA-Affäre erst jetzt Wirklichkeit. Das Mobiltelefon der Kanzlerin ist ein Symbol, so wie in Kriegen oft das eine Foto eines erschossenen Kindes zu jenem Symbol wird, das die Welt aufweckt; so wie in Pakistan die angeschossene Schülerin Malala Yousafzani und in Indien die vergewaltigte und ermordete Jyoti Singh Pandey zu Ikonen geworden sind. Bislang war die NSA-Affäre wuselig, technisch, sie war komplex. Jetzt gibt es Merkels Handy, jetzt können Pofalla, Friedrich, Merkel eines der wichtigsten Themen unserer Zeit nicht mehr ignorieren. Wenn das Telefon der Kanzlerin nicht sicher ist, ist nichts mehr sicher. Wer so weit geht, dieses Telefon abzuhören, kann nur von narzisstischem Größenwahn getrieben sein, von der Vorstellung nämlich, Rechte zu haben, die andere nicht haben, von dem Gefühl, so großartig zu sein, dass alle anderen es schlicht verstehen müssen, wenn man sie erniedrigt.

Denn das tun die Amerikaner ja: Sie demütigen die Kanzlerin, sie lassen Angela Merkel bloßgestellt, klein und blamiert zurück, ohnmächtig vor allem, und Ohnmacht ist jenes Gefühl, das Mächtige hassen wie kein zweites. Die Amerikaner lassen Obamas Berlin-Besuch oder all die Dinner und Ehrungen in Washington wie bloße Komödie aussehen. Sie karikieren Obamas Friedensnobelpreis und entwerten die eigene offizielle Politik, weil sie die Schattenpolitik, die der Geheimdienste, wichtiger finden. Und sie wussten, sie mussten wissen, dass ihre Operation Merkel auffliegen konnte, weil sie aufgrund der eigenen Arbeit ja eben auch wussten, dass heutzutage kaum noch etwas geheim bleiben kann. Diese Risiken gingen sie ein, und das war eine bewusste Entscheidung.

Und diese Entscheidung, dass befreundete Geheimdienste die deutsche Kanzlerin nicht mehr anders als einen iranischen Ajatollah behandeln, hat Konsequenzen. Kann es noch Vertrauen geben, wenn jedes Land von jedem anderen oder jedenfalls von jedem stärkeren Land eine solche Behandlung zu erwarten hat; was bedeuten dann Gesten des Wohlwollens noch? Wie wichtig ist es künftig, wenn zwei Staatschefs einander glauben oder tatsächlich befreundet sind? Wie sollen sie sich in solch einer Welt noch diskret und dezent beraten?

Zu den Konsequenzen sollten zunächst Analysen gehören. Freundschaft ist keine juristische und nicht einmal mehr eine

politische Kategorie. Staaten haben Interessen, die sie durchsetzen wollen, was zu Bündnissen führen kann, Staaten können Partner sein, aber auch dann bleiben sie Rivalen. Obama ist nicht edler oder moralisch reiner als George W. Bush. Amerika blickt so auf Deutschland, wie Deutschland auf die Schweiz blickt oder die Schweiz auf Liechtenstein. Wenn ein Kleiner von einem Großen gedemütigt wird, sollte der Kleine den Großen nicht darum bitten, dass der Große mit den Demütigungen aufhören möge.

Den Analysen müssen Handlungen folgen, denn will der Kleine gegen den Großen etwas erreichen, muss er glaubwürdig drohen können. Er braucht das, was die Amerikaner „leverage“ nennen, ein Druckmittel. Terroristen haben gegen die USA etwas in der Hand. Iran hat etwas in der Hand, Iran kann Israel gefährden. China hat etwas in der Hand, China hütet Devisenschätze. Europa hingegen ist lieb, harmlos, Europa traut sich nicht, Europa ist für Obama nicht zu greifen, es hat keine Stimme und wenig Gewicht. Die Amerikaner hören bereits von einzelnen europäischen Politikern, dass Europa das Freihandelsabkommen lieber nicht in Frage stellen möge, weil es ihnen, den Europäern, wichtiger sei als den Amerikanern. Brian Mandell, der Macht-Theoretiker, wird lachen. Amateure, diese Europäer.

Es gäbe Möglichkeiten, natürlich. Ein technologisches Wettrennen ist nicht geübt, aber denkbar. Warum sollten deutsche Ingenieure, die heute das Silicon Valley stärken, nicht eine europäische Cloud oder ein europäisches Facebook entwickeln können, wieso kann verschlüsselte Kommunikation nicht Standard werden, warum eigentlich sollte Europa nicht in den Spionage-Wettstreit eintreten? „Die Stärkung der europäischen Digitalinfrastruktur ist notwendig, also Glasfaserverkabelung, Netzplattformen und Software“, schreibt Sascha Lobo.

Die Ausweisung von Botschaftern oder Agenten wäre zumindest ein Zeichen. Das Safe-Harbor-Abkommen kann gekündigt werden. Echte Schritte bestünden in der Schaffung einer Freihandelszone mit Russland oder China oder mit Mercosur, der südamerikanischen Zollunion, oder auch in Zöllen auf US-Exporte.

Wer nämlich blinzelt und wegwinkt, wenn der andere kalt geradeaus blickt, der hat verloren bei dem, was in den USA „chicken game“ heißt. Barack Obamas Dienste werden die Bespitzelung der Kanzlerin und die

Speicherung europäischer Daten nicht aus Höflichkeit oder wegen Friedrichs Bitten aufgeben, sondern nur, wenn sie Verzicht oder Einschränkungen für strategisch geboten halten. Sie müssten erkennen, dass der Rest der Welt sich unterhakt und eine Große Koalition gegen die Spionierenden Staaten von Amerika bildet. Sie müssen sehen, dass es eine realistische Möglichkeit ist, dass Deutschland sich von Amerika abwenden könnte.

Und ein eindrucksvoller, nämlich riskanter und selbstbewusster Schritt wäre Asyl für Edward Snowden. Dieses Asyl könnte zu einer Aufklärung der Affäre beitragen. Dieses Asyl hat sich der politisch Verfolgte Edward Snowden verdient, weil er offengelegt hat, wie wenig Geheimdiensten Bürgerrechte oder die Verhältnismäßigkeit der Mittel bedeuten. Und ein solches Asyl würde für die USA die Gefahr weiterer Enttarnung bedeuten, und genau um dieses Druckmittel geht es.

Was hilft, und was schadet, das ist für Amerika und für alle Staaten die eine Frage, die zählt. Wenn die USA darüber nachdenken, welchen Nutzen welche Handlungen haben, dann sollten sie von Angela Merkel und uns allen dazu gezwungen werden, sich die simple Frage zu stellen: Bringt es Amerika voran, Angela Merkels SMS zu lesen – oder nutzt es Amerika, Verbündete zu haben?

Ein riskanter und selbstbewusster Schritt wäre Asyl für Edward Snowden.

Ohnmächtige Wut

Kanzlerin Angela Merkel ist tief verärgert über die Spähaktionen der NSA auf deutschem Boden, aber zu deutlichen Sanktionen kann sie sich nicht durchringen. Zu groß ist die Angst vor der Macht und der wirtschaftlichen Kraft der USA.

Schon der Saal machte klar, dass dies kein alltägliches Gespräch würde. Susan Rice führt die deutschen Gäste in den „Situation Room“, es ist der Ort, von dem aus die amerikanischen Präsidenten Kriege führen. Hier werden Drohnenangriffe befohlen und Truppen in Bewegung gesetzt. Vor zweieinhalb Jahren schaute Barack Obama im Situation Room dabei zu, wie Spezialkräfte Osama Bin Laden zur Strecke brachten.

Es scheint etwas verrutscht zu sein im Verhältnis zwischen Berlin und Washington, sonst hätte Christoph Heusgen, Merks außenpolitischer Berater, am vergangenen Mittwoch nicht in einem abhörsicheren Konferenzraum Platz nehmen müssen. Nichts hat die Beziehungen zu den USA in den vergangenen Jahren stärker belastet als die Spähaktion der NSA auf das Handy der Kanzlerin.

Merkel weiß gar nicht, worüber sie sich mehr aufregen soll: über die Chuzpe eines sogenannten Freundes, sie einfach abzuhören; oder über die Unfähigkeit,

dies nicht einmal geheim halten zu können. Nun steht Merkel als eine Kanzlerin da, die sich von einem skrupellosen Geheimdienst an der Nase herumführen ließ. Noch im Sommer hat sie den Beteuerungen geglaubt, die NSA halte sich auf deutschem Boden an Recht und Gesetz. Das sagte sie zumindest öffentlich. Was kommt als Nächstes, fragen sich inzwischen ihre Leute. Tauchen bald Protokolle ihrer Handygespräche auf? Es wäre ein Alptraum.

Die Kanzlerin hat allen Grund, sauer zu sein. Es ist nur schwer, der Wut Taten folgen zu lassen. In der Regierung wurden alle möglichen Varianten einer Strafaktion gegen die USA durchgespielt. Soll sich die Spionageabwehr nun auch gegen die USA richten und nicht nur gegen Länder wie China und Russland? Wäre es eine Idee, die Verhandlungen für das transatlantische Freihandelsabkommen zu stoppen?

Aber die Bundesrepublik und die USA sind so eng miteinander verbunden, dass jeder Hieb auch einer gegen sich selbst

wäre. Ein Stopp des Freihandelsabkommens, nur als Beispiel, träfe vor allem die exportabhängige deutsche Wirtschaft. Das Münchner Ifo-Institut hat ausgerechnet, dass ein Wegfall der Handelsbarrieren 160 000 Arbeitsplätze in Deutschland schaffen könnte.

Merkel steht deshalb vor einem Dilemma. Sie will nicht als eine Kanzlerin dastehen, die sich vom Großen Bruder aus Amerika vorführen lässt. Andererseits mag sie auch nicht zu viel Porzellan zerbrechen. Also schickte sie nach der Aufregung um ihr Handy erst einmal eine Delegation von Spitzenbeamten nach Washington, ihren außenpolitischen Berater Heusgen und Günter Heiß, den Koordinator der Geheimdienste im Kanzleramt.

Nachdem Rice die Gäste im Situation Room begrüßt hatte, trug Heusgen die Wünsche der Deutschen vor. Es ging dabei vor allem um ein sogenanntes No-Spy-Abkommen, einen Vertrag, in dem beide Seiten versprechen, einander nicht auszuspiionieren.



DOUG WILLS / NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF

Der erste Punkt eines solchen Abkommens betrifft den Verzicht auf gegenseitige Industriespionage. Dies gilt als unstrittig, weil keine der beiden Seiten derzeit entsprechende Operationen betreibt. Deswegen signalisierten die Amerikaner schnell ihre Zustimmung.

Dann sprachen die Deutschen den Kern ihres Anliegens an: keine technische Spionage auf deutschem Boden. Die Formulierung enthält schon ein Zugeständnis an die Amerikaner, weil der Informationsfluss im Zeitalter des Internets global ist; dazu kommt, dass die Formulierung Aktivitäten aus der US-Botschaft in Berlin nicht klar regelt.

Auch ein anderer Punkt blieb offen, der Verzicht auf die Überwachung beider Staatsoberhäupter. Auf den ersten Blick ein einfaches Thema, denn das Weiße Haus hat ja schon zugesichert, Merkel werde in Zukunft nicht ausgespäht. Doch eine schriftliche Zusicherung für Deutschland könnte einen Präzedenzfall schaffen, auf den sich andere Staaten

berufen. Das ist die Befürchtung der Amerikaner.

Auch die Form einer No-Spy-Regelung ist noch ungeklärt. Als Innenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) im Sommer nach Washington flog, wollte er ein Abkommen zwischen den Geheimdiensten auf den Weg bringen. Nun soll es ein Regelwerk geben, das von den Regierungen in Washington und Berlin unterzeichnet wird. Den Entwurf sollen das Kanzleramt und das Weiße Haus erarbeiten. Ein zweites Treffen beider Seiten ist angedacht. Die US-Seite wünsche sich eine „intensivierte Zusammenarbeit“, sagte Rice gegen Ende des zweistündigen Gesprächs.

Das klingt einerseits vielversprechend. Andererseits steckt in dem Satz auch eine Bedrohung. Mehr Kooperation kann nur begrenzt im deutschen Interesse sein. Echte Freunde finden die Amerikaner nur in jener Koalition der englischsprachigen Staaten, die „Five Eyes“ genannt wird: die fünf Augen USA, Großbritannien, Neuseeland, Kanada und Australien. Zwischen deren Geheimdiensten gibt es ein informelles Abkommen, nicht gegeneinander aktiv zu werden. Die Nachrichtendienste kooperieren eng, tauschen selbst sensibelste Erkenntnisse aus. Wäre das ein Modell, um künftige Spähaktionen zu verhindern?

Der Preis jedenfalls wäre hoch. Die „Five Eyes“ unterstützen sich bei Schnüfelfaktionen in ganz Europa, bei Drohnenangriffen, selbst bei der Verschleppung von Terrorverdächtigen. Es sind schmutzige Operationen, die in Deutschland sofort vor einem Untersuchungsausschuss landen würden. Die Bundesregierung verspürt deshalb keine Neigung, Mitglied eines solch zwielichtigen Clubs zu werden. Andererseits wollen die deutschen Dienste auch weiter von den Erkenntnissen der Amerikaner profitieren. Deshalb wollen BND und NSA – zusätzlich zu dem geplanten Regierungsabkommen – noch eine zweite Vereinbarung über die künftige Zusammenarbeit schließen. In dieser Woche wollen die Chefs von BND und Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV),

Gerhard Schindler und Hans-Georg Maaßen, in die amerikanische Hauptstadt reisen.

Insgesamt schwanken die USA in der Handyaffäre zwischen Zerknirschung und Trotz. Bislang haben die Spitzelaktionen der NSA im Ausland die US-Medien kaum beschäftigt. Das ändert sich nun. Auch einige Politiker zeigen sich reuig. Der amerikanische Außenminister John Kerry las der NSA Ende vergangener Woche die Leviten. Er sei zusammen mit Obama zu der Erkenntnis gelangt, „dass einige Sachen in vielerlei Hinsicht auf Autopilot geschaltet waren, weil die Technologie und die Fähigkeiten da waren“. Und er fügte hinzu: „In einigen Fällen sind diese Dinge zu weit gegangen, und wir wollen sicherstellen, dass so etwas nicht noch einmal passiert.“

Dianne Feinstein, Senatorin aus Kalifornien, sagte, sie lehne die Überwachung von befreundeten Staatschefs „total ab“. Feinstein ist 80 Jahre alt und gilt als Institution. Ihr Wort hat in Washington Gewicht. Sie glaube nicht, dass Obama von dem Lauschangriff auf Merkel gewusst habe, sagte Feinstein.

In Washington gilt es freilich als ausgeschlossen, dass die Operation gegen Merkel im Jahr 2002 ohne Genehmigung des damaligen Präsidenten George W. Bush anlief. Die Überwachung begann kurz nach den Anschlägen vom 11. September 2001, als die USA sich auf den Irak-Krieg vorbereiteten. Vieles spricht dafür, dass damals eine Spähaktion begann, die nicht nur Merkel betraf, sondern auch die Chefs anderer befreundeter Länder. Die US-Geheimdienste halten dies bis heute für gerechtfertigt.

In einem Gespräch mit Feinstein und dem deutschen Europaabgeordneten Elmar Brok ging NSA-Chef Keith Alexander einen Schritt weiter, als bisher bekannt. Auf Feinsteins dreimalige Nachfrage, ob Merkels Handy abgehört werde, antwortete er nach Angaben von Teilnehmern: „Not anymore.“ („Nicht mehr.“) Im Klartext heißt das: in der Vergangenheit gab es sehr wohl eine

TOP SECRET//COMINT//NOFORN

(U) Greater Focus on Priority 1s and 2s for President's Needs

(S//NF) These recent changes are largely the result of new guidance from the DNI seeking to make the NIPF more useable by the IC and more directly tied to the U.S. President's needs. You may have recently encountered the term *Tier* in the context of the NIPF; the Tiers are part of this new guidance – Tier I refers to the U.S. President's top intelligence priorities, and Tier II refers to the U.S. President's very high intelligence priorities. Basically, Tier I equates to NIPF priority 1, and Tier II equates to NIPF priority 2. Besides changing the

„Aufklärungsziele direkter an den Bedürfnissen des Präsidenten ausrichten“ –
NSA-Dokument aus dem Jahr 2010 (Ausschnitt)

Ob CIA oder NSA in der Lage wäre, eigene Kriterien für die Überwachung anzuwenden, fragte der Republikaner Mike Rogers, Vorsitzender des Geheimdienst-

Tatsächlich ist das NIPF die Wunschliste der US-Regierung an ihre Geheimdienste. Auf ihr steht, welches Land und welche Regierung ausspioniert werden sollen – und mit welcher Dringlichkeit. Die Liste ist die politische Basis aller Spitzelaktionen der 17 amerikanischen Geheimdienste.

Die Deutschen hätten also allen Grund, den Amerikanern deutlich zu machen,

Auftragsliste der US-Regierung an ihre Geheimdienste vom April 2013 (Ausschnitt)

Die Aufklärungsziele sind darin nach Prioritäten sortiert und farblich codiert. Die Absichten der politischen Führung anderer Staaten finden sich in der höchsten Prioritätsstufe „1“ – auf einer Stufe mit der Terrorbekämpfung und Erkenntnissen über Massenvernichtungswaffen.

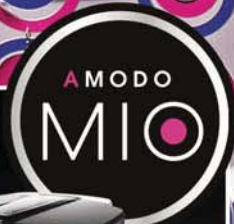


ARMANDO TESTA

LAVAZZA

THE REAL
ITALIAN ESPRESSO
EXPERIENCE

FAVOLA **CAPPUCCINO**.
EINFACHES TRIFFT AUF ITALIENISCHEN GESCHMACK.



Erfahren Sie mehr – 069/63155163
www.lavazzamodomio.com

dass sie die Nase vollhaben. So ist etwa das BfV für Spionageabwehr in Deutschland zuständig. Es wäre zumindest theoretisch denkbar, die Behörde gegen den US-Überwachungsapparat in Stellung zu bringen. Doch bisher findet sich in Union und SPD kein Politiker von Rang, der dies fordert.

Wenig fürchtet die Regierung mehr als den Zorn der Partner in Washington. Sollten die Amerikaner als Revanche ihren Informationsfluss stoppen, „wären wir in Teilen blind“, sagte ein ranghoher Sicherheitsbeamter.

Tatsächlich belegt eine interne Statistik der Bundesregierung, wie eng deutsche und amerikanische Spione seit Jahren zusammenarbeiten – und wie sehr die Deutschen dabei am Tropf ihrer Partner hängen. Das gilt insbesondere für den islamistischen Terrorismus. Ein Großteil des relevanten Wissens darüber stammt aus Großbritannien, Israel und den USA.

Zudem beliefert die NSA den Bundesnachrichtendienst ständig mit Informationen zu Brennpunkten wie Pakistan oder Nordafrika. Es geht aber auch um Waffen- und Rauschgifthandel, Organisierte Kriminalität in Russland oder illegale Einwanderung, zum Beispiel vom Balkan. Im Jahr 2012 versorgte die NSA den BND mit 750 Meldungen zu diesen Themen. Von der CIA erhielt der Auslandsgeheimdienst im selben Jahr 4538 Informationspakete, vom Central Command der US-Streitkräfte 2169, von der Defense Intelligence Agency 519.

Wenig fürchtet die Regierung mehr als den Zorn der Partner in Washington.

Auch das Bundesamt für Verfassungsschutz nimmt von den US-Diensten dankbar jede Information entgegen. Im vergangenen Jahr waren es 1830 Meldungen. Nur mit Hilfe der Amerikaner, heißt es intern, sei es in den letzten Jahren gelungen, verheerende Anschläge auf deutschem Boden zu verhindern.

So verurteilte das Kammergericht Berlin im Januar 2013 den Deutschen Yusuf O. und den Österreicher Maqsood L. als Mitglieder der terroristischen Vereinigung „Deutsche Taliban Mudschahidin“ und der Qaida zu langjährigen Gefängnisstra-

fen. Vor dem Oberlandesgericht Düsseldorf müssen sich aktuell vier mutmaßliche Qaida-Mitglieder verantworten, die einen „aufsehenerregenden Terroranschlag“ in Deutschland geplant haben sollen. In beiden Fällen sollen die Amerikaner entscheidende Tipps gegeben haben.

Auch technisch geraten die deutschen Dienste in immer größere Abhängigkeit. So stellten die Amerikaner nicht nur dem BND, sondern inzwischen auch dem Verfassungsschutz ihre Super-Software XKeyscore zur Verfügung. Das BfV sagte umgekehrt zu, Amerikaner bei seiner Arbeit zu schonen. In den vertraglichen Verpflichtungen heißt es, der Geheimdienst werde XKeyscore nutzen „und

hierbei darauf achten, dass die Software nicht gezielt gegen US-amerikanische Staatsbürger eingesetzt wird“.

Nun aber ist manchem Politiker in Berlin nicht mehr wohl bei dem Gedanken, den US-Geheimdiensten ausgeliefert zu sein. Der CDU-Innenexperte Clemens Binninger begrüßt ausdrücklich die Idee, deutschen Datenverkehr künftig ausschließlich über autarke Netze zu leiten. Dabei dürfe es jedoch nicht bleiben, sagt Binninger: „Unser Ziel muss sein, neben der notwendigen Kooperation bei der Informationsgewinnung weitgehend un-

abhängig zu werden.“ Ähnlich sieht es sein SPD-Pendant Michael Hartmann: „Unsere Dienste müssen technisch und personell auf der Höhe der Zeit sein, damit sie eigene Erkenntnisse generieren können.“

Einen Vorstoß in diese Richtung hat es schon einmal gegeben. Im Jahr 2008 trieb der damalige Innenstaatssekretär August Hanning Pläne voran, in Köln eine deutsche Abhörzentrale zur Telekommunikationsüberwachung nach NSA-Vorbild zu schaffen (SPIEGEL 21/2008).

Bundespolizei, Bundeskriminalamt, Verfassungsschutz und BND sollten nach Hannings Vorstellung ihre Kapazitäten bündeln. Der BND freilich zog bei der Sache nicht mit. Und nachdem Kritiker gewarnt hatten, die geplante deutsche Bonsai-NSA verstoße gegen das Trennungsgebot von Polizei und Geheimdiensten, beendigte der damalige Innenminister Thomas de Maizière (CDU) das Projekt. Ein Fehler, findet Hanning noch

heute: „Ich glaube nach wie vor, dass das ein vernünftiges Projekt war. Wir sollten weniger abhängig sein von Amerika.“

Jetzt erinnern sich viele in Berlin wieder an Hannings Idee. Ein derartiges Projekt könne „der Nukleus für die Selbständigkeit“ sein, sagt ein hoher Sicherheitsbeamter. Und auch im Innenministerium überlegt man, wie Deutschland im Spionagesektor Souveränität erlangen könnte. Dort tagt seit April ein Runder Tisch zu Fragen der technischen Aufrüstung.

Die Kanzlerin hat sich – nach dem ersten Ärger – inzwischen damit abgefunden, dass schmerzliche Sanktionen gegen die Amerikaner einen zu hohen Preis hätten. Sie tröstet sich lieber mit einem praktischen Gedanken. Gerade fuhr Merkel einen Wahlsieg ein, ihr stehen noch mindestens vier Jahre als Kanzlerin bevor. Obama dagegen hat schon ein Jahr seiner letzten Amtszeit hinter sich. In spätestens zwei Jahren wird er auf den großen Gipfeln eine Lamme Duck sein, während Merkel als die mächtigste Frau Europas empfangen wird.

RALF NEUKIRCH, RENÉ PFISTER,
LAURA POITRAS, MARCEL ROSENBACH,
JÖRG SCHINDLER, FIDELIUS SCHMID,
HOLGER STARK



Video: Holger Stark über die deutsch-amerikanischen Beziehungen
spiegel.de/app452013snowden
oder in der App DER SPIEGEL

Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/briefkasten



Geheimdienstchefs Maaßen, Schindler: Wunsch nach mehr Souveränität

RAINER JENSEN / DPA



Treten Sie ein und kommen Sie Ihren Wünschen ein Stück näher



Mit Fonds von Union Investment

- Unsere Investmentfonds helfen Ihnen, langfristig mehr aus Ihrem Geld zu machen
- Ihre Geldanlage wird professionell gemanagt und ist börsentäglich verfügbar
- Welche Wünsche Sie auch haben: Bei uns finden Sie schon ab 50,- Euro monatlich die passende Fondslösung

Informieren Sie sich jetzt unter www.union-investment.de und lassen Sie sich in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Unter Freunden

Juristen quälen sich mit den Spionage-Aktionen der NSA.

Das Kürzel ARP steht auf den Ermittlungsakten der Bundesanwaltschaft, wenn es offiziell noch keine Ermittlungsakten sind. „Allgemeines Register für politische Sachen“ ist eine Bezeichnung, die es in der Strafprozessordnung nicht gibt, ein Aktenzeichen aus dem juristischen Niemandsland.

Genau dort befindet sich das Verfahren in Sachen NSA. Seit im Juni die Vorwürfe des Whistleblowers Edward Snowden in die Welt kamen, pflegen Deutschlands oberste Strafverfolger ihr Nicht-Aktenzeichen, und nun haben sie noch eins angelegt. Wegen Angela Merkl's Handy.

Ob aus den sogenannten Beobachtungsvorgängen jemals richtige Ermittlungsverfahren werden, mag auch im Hause des Generalbundesanwalts niemand voraussagen. Wozu überhaupt? Angeklagt, das halten Insider für ausgemacht, wird der Fall NSA wohl nie.

Spionage, um die es hier geht, ist ein Delikt, mit dem sich Juristen ohnehin schwertun. Doch der konkrete Fall ist schier unlösbar: Spionage durch eine befreundete Macht.

„Ausspähen unter Freunden, das geht gar nicht“, sagt die Kanzlerin. Wenn es nur so einfach wäre. Spionage, hat das Bundesverfassungsgericht schon bald nach dem Ende des Kalten Krieges erkannt, ist selbst zwischen guten Feinden wie der Bundesrepublik und der DDR „ambivalent“, dem „aufklärenden Staat“ nützt sie, „dem ausgespähten Staat“ schadet sie. Völkerrechtlich ist sie darum nicht verboten, und alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt. Gleichwohl hat der Staat, dem die Spionage schadet, das Recht, die Spione des anderen zu bestrafen.

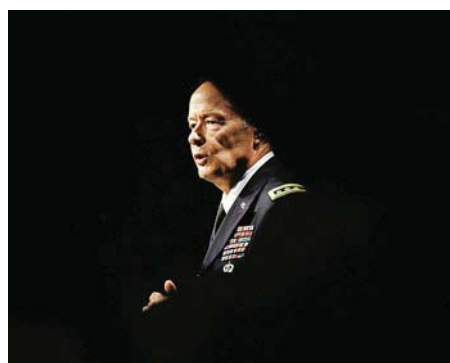
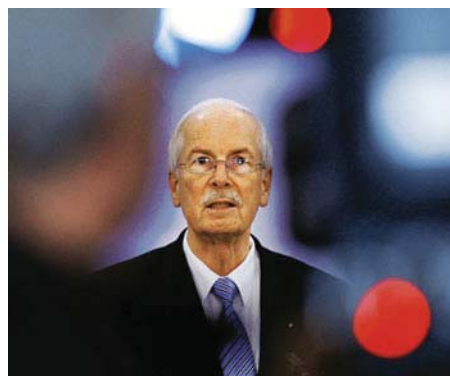
Und im Freundschaftsland? Die völkerrechtlichen Regeln über Spionage sind ein Relikt aus einer anderen Welt: Das Völkerrecht der Staatenordnung, wie sie seit dem westfälischen Frieden von 1648 gilt, ist das Recht prinzipiell wetteifernder, einander belauernder Souveräne. Freunde haben die nicht, und Freundschaft ist darum keine Kategorie des Rechts.

In dieser alten Welt kämpft jeder für sich allein. Noch am Dienstag vergangener Woche leitartikelte die „Washington Post“ gegen die typisch deutsche Betroffenheit: „Staaten haben keine Freunde, nur Interessen“. Das paraphrasiert das berühmte Bonmot eines britischen Außenpolitikers aus dem 19. Jahrhundert – einer Zeit, als der Krieg noch die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln war.

„Wir vertreten nur unsere Interessen“, erklärt der NSA-Chef Keith Alexander, „meine Mission ist, unser Land zu verteidigen.“ Amerikas Pochen auf das Staatenrecht von gestern bleibt nicht ohne Wirkung auf die Arbeit im Hause des Generalbundesanwalts Harald Range. Wie weit wagen sich die Ankläger vor?

Würde es nach dem deutschen Strafrecht gehen, hätte längst ein massives Ermittlungsverfahren gegen die Verantwortlichen der NSA eingeleitet werden müssen. Die monatelange Suche unter dem Kürzel ARP nach dem „Anfangsverdacht“ der Spionage ist juristisch nicht zu erklären. Die Tat – das Abhören des Telefons einer Politikerin – ist offenkundig, als Täter ist dringend verdächtig Keith Alexander, Beruf Vier-Sterne-General, ladungsfähige Anschrift: Hauptsitz der NSA, Fort Meade.

Ausgeräumt sind all jene juristischen Rechtfertigungsversuche, die Schnüffeleien der ehemaligen Besatzungsmacht aus dem alten Nato-Truppenstatut und den Verwaltungsabkommen mit den Westalliierten rechtfertigen wollen. Auch der Passauer Sicherheits- und Internetrechtsexperte Dirk Heckmann sieht „keinerlei Ermächtigungsgrundlage für das



Ankläger Range, NSA-Chef Alexander
Spione aus der Welt von gestern

Tätigwerden fremder Geheimdienste auf deutschem Boden“.

Die Aussichtslosigkeit, den Mann jemals vor Gericht zu bekommen, macht das Verfahren nicht nutzlos. Kein Recht hindert die Karlsruher Juristen, eine Anklage zu verfassen und sie dem NSA-General zustellen zu lassen. Das Strafrecht hat die Aufgabe, ständig zu demonstrieren, dass Gesetze bitterernst gemeint sind. Dass sie auch für fremde Schnüffler gelten, wäre ein wichtiger Hinweis.

Dass es das Verfahren gegen die NSA dennoch kaum aus dem Niemandsland des Rechts heraus schaffen wird, liegt an dem altentümlichen Weltrechtsverständnis einer Großmacht, die keine Freunde kennt. Wenn die Karlsruher wirklich anklagen würden, so ist zu befürchten, dass die NSA, ja alle amerikanischen Dienste, sofort ihre Daten, auch die rechtmäßigen, für den Bundesnachrichtendienst sperren würden. Spätestens dies wäre der Anlass, in Karlsruhe die weiße Fahne zu hissen: „Der Generalbundesanwalt kann von der Verfolgung absehen, wenn die Durchführung des Verfahrens die Gefahr eines schweren Nachteils für die Bundesrepublik Deutschland herbeiführen würde“, heißt es in der Strafprozessordnung.

Mit dem deutschen Strafrecht kommt man einer Weltmacht nicht bei, die sich auf das Völkerrecht beruft, solange es ihr nutzt. Die Experten des Rechts der Staaten untereinander diskutieren schon lange, wie sich die Weltrechtsordnung den globalen Verhältnissen anpassen lässt, unter denen Staatsgrenzen und souveräne Ausschließlichkeitsansprüche an Bedeutung verlieren.

In der globalen Welt ist Spionage eine andere geworden. Spione forschen traditionell fremde Staaten aus, nicht massenhaft deren Bürger. Spionage richtet sich auf Staatsgeheimnisse, nicht auf die Privatsphäre. „Die neuen Verhältnisse entziehen der völkerrechtlichen Erlaubnis zur Spionage die Legitimationsgrundlage“, sagt der Potsdamer Völkerrechtler Robin Geiß. Doch das Problem, so sieht es der Göttinger Völkerrechtsprofessor Frank Schorkopf, kann nicht wie bisher „einfach in nationalstaatlichen Dimensionen gelöst werden“. In der Epoche „offener Staatlichkeit“ müsse ein gemeinsames Recht gefunden werden, das anerkennt, „dass die Abwehr des internationalen Terrorismus ebenso in amerikanischem wie in deutschem Interesse ist“.

Eine transnationale Relegung könnte das alte Staatenrecht der Einzelgänger ablösen. Beispielsweise, so schlägt Schorkopf vor, wäre es möglich, sich auf gemeinsame Standards bei der Geheimdienstarbeit zu einigen, vielleicht sogar auf gemeinsame Schlagwörter für die automatische Datenabfrage.

Eine Regelung unter Freunden eben.

THOMAS DARNSTÄDT, DIETMAR HIPF



WERNER SCHÜERING / DER SPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Es gibt Opfer“

Der scheidende Bundesdatenschutzbeauftragte Peter Schaar, 59, kritisiert die Datensammelwut der Amerikaner und die Leichtgläubigkeit der Bundesregierung.

SPIEGEL: Herr Schaar, Sie sind vor zehn Jahren mit dem Vorsatz angetreten, den Weg in die Überwachungsgesellschaft zu verbauen. Sind Sie gescheitert?

Schaar: Die Frage ist, ob jemand, der in erster Linie Mahner und Kontrolleur ist, tatsächlich solche technologischen und gesellschaftlichen Entwicklungen verhindern kann. Es stimmt, wir sind bereits ein großes Stück in Richtung Überwachungsstaat gegangen – auch weil in der Öffentlichkeit andere Rechtsgüter stärker gewichtet wurden als der Datenschutz.

SPIEGEL: Das von Innenminister Hans-Peter Friedrich erfundene „Supergrundrecht“ Sicherheit zum Beispiel.

Schaar: Die Amerikaner machen uns ja gerade vor, was dieses Supergrundrecht bedeutet. Dass praktisch alles andere dahinter zurückzustehen hat: die Privatsphäre, das Fernmeldegeheimnis. Sicher-

heit durch umfassende Überwachung? Ich halte das für einen Fetisch. Denn eine 100-prozentige Sicherheit wird es nie geben. Konzepte der lückenlosen Überwachung sind zum Scheitern verurteilt, auch weil sie Gegenreaktionen geradezu provozieren und deshalb kontraproduktiv wirken. Eine Nebenwirkung ist beispielsweise der Verlust des Vertrauens in den Rechtsstaat. Wenn ein Staat gegen Gesetze verstößt, warum soll der Einzelne sich eigentlich noch daran halten?

SPIEGEL: Ist es nicht müßig, immer nur Mahner zu sein?

Schaar: Ich war stets der Auffassung, dass man dem Datenschutzbeauftragten mehr Durchsetzungsmöglichkeiten einräumen müsste. Das habe ich bei verschiedenen Bundesregierungen auch eingefordert, aber geschehen ist hier nichts. Immer noch ist meine Dienststelle angedockt an das Bundesinnenministerium. Das ist mit der unabhängigen Stellung des Amtes nicht vereinbar und steht gegen europäi-

sches Recht. Ich erwarte, dass das bei den Koalitionsverhandlungen auf den Tisch kommt.

SPIEGEL: Innenminister Friedrich zeigte sich zu Beginn der NSA-Affäre vom angeblichen Antiamerikanismus in den Medien genervt. Dann hat er die Affäre hurtig für beendet erklärt. Ist es das, was Sie von einem Innenminister erwarten?

Schaar: Da bin ich schon arg enttäuscht. Auch bei den jüngsten Äußerungen schimmert ja durch, dass man letztlich den US-Verantwortlichen vertrauen müsse, also auch denjenigen, denen man mittlerweile nachweisen kann, dass sie die Unwahrheit gesagt haben. Wie sind solche Treuebekundungen mit der Rolle eines Bundesinnenministers in Übereinstimmung zu bringen, der ja hier den Datenschutz durchsetzen muss? Das lückenlose Überwachen von Kommunikation, wie es von den Amerikanern offenbar betrieben wird, ist nicht mit unserem Verfassungsverständnis vereinbar. Da müsste der Verfassungsminister klare Worte sprechen. Die habe ich bisher nicht vernommen.

SPIEGEL: Dass sich die Regierung über Monate auf das Indianerehrenwort der US-Dienste verlassen hat, nichts Böses im Schilde zu führen: War das naiv – oder eine Verletzung von Amtspflichten?

Schaar: Ich habe das nicht zu bewerten. Aber ich hätte mir auf jeden Fall mehr erwartet.

SPIEGEL: Sind Sie im Bundesinnenministerium überhaupt richtig aufgehoben?

Schaar: Ein Ministerium, das sich in erster Linie als Sicherheitsministerium definiert, ist sicherlich nicht der beste Ort für das Thema Datenschutz. Neben der thematischen Zuständigkeit halte ich aber auch generell die Ansiedlung meiner Dienststelle bei der Regierung für problematisch. In vielen europäischen Staaten, aber auch in den meisten Bundesländern sind die Datenschutzbehörden längst bei den Parlamenten angesiedelt. Das scheint mir sinnvoller. Denkbare wäre es auch, dem Bundesdatenschutzbeauftragten eine Stellung als oberste Bundesbehörde einzuräumen, vergleichbar dem Bundesrechnungshof. In jedem Fall muss die Unabhängigkeit des Amtes gestärkt werden.

SPIEGEL: Sollte ein solcher parlamentarischer Beauftragter dann auch die Geheimdienste kontrollieren? Oder sollte es zusätzlich noch einen parlamentarischen Geheimdienstbeauftragten geben, was ja auch gerade diskutiert wird?

Schaar: Die Frage ist doch: Wie können die Nachrichtendienste wirksamer kontrolliert werden? Man könnte sich auch vorstellen, die Kooperation der Kontrolleure zu intensivieren, also zwischen der G-10-Kommission, dem Parlamentarischen Kontrollgremium und dem Datenschutzbeauftragten. Wenn man das gesetzlich verschränkt, wäre das eine sinn-

German Embassy Washington



Innenminister Friedrich am 12. Juli in Washington: „Da bin ich schon arg enttäuscht“

volle Lösung. So, wie es jetzt läuft, ist es jedenfalls nicht gut. Wir haben kontrollfreie Räume.

SPIEGEL: Wo konkret?

Schaar: Nehmen Sie die Anti-Terror-Datetei. Da hat man den Geheimdiensten und Polizeien von Bund und Ländern die Zusammenarbeit erlaubt. Aber die Datenschutzbeauftragten können die Datei nicht lückenlos überprüfen. Das darf nicht so bleiben, und so hat es das Bundesverfassungsgericht ja auch eindeutig festgestellt. In die Praxis umgesetzt wurde das aber bisher nicht.

SPIEGEL: In den vergangenen Monaten wurde auch die intensive Kooperation deutscher Geheimdienste mit amerikanischen deutlich ...

Schaar: ... da brauchen wir viel mehr Transparenz, und es muss gewährleistet sein, dass nicht Daten abseits von Kontrollmechanismen ausgetauscht werden. Ich habe große Zweifel daran, ob hier die notwendigen rechtsstaatlichen Schranken installiert worden sind.

SPIEGEL: Würden Sie der Bundesregierung eine Vorreiterrolle bei den Bemühungen um die Reform des EU-Datenschutzes zugestehen?

Schaar: Da würde ich mich schwertun. Hier wird sehr widersprüchlich argumentiert, Worte und Taten passen da nicht immer zusammen. Zwar wird gesagt, auch vom zuständigen Innenminister, dass man ja das sehr hohe deutsche Datenschutzniveau erhalten wolle – das dürfte durch die EU-Regelung nicht verwässert werden. So weit, so gut. Wenn man sich dann aber die Vorschläge anschaut, dann passen die nicht alle zu dieser Aussage. Beispielsweise wurde diskutiert, wichtige Bereiche aus dem Datenschutzrecht herauszunehmen. Und im Hinblick auf die Beschleunigung und das zügige Durchsetzen dieser Reform habe ich auch

eher den Eindruck, dass man noch nicht von der Bremse gegangen ist.

SPIEGEL: Selbst wenn die Datenschutzverordnung in der EU jemals das Licht der Welt erblicken sollte, bleiben Nachrichtendienste und Sicherheitsbehörden mehr oder weniger unberührt davon.

Schaar: Der EU-Entwurf beinhaltet zwar keine Regeln für Sicherheitsbehörden. Allerdings gibt es den Vorschlag des Europäischen Parlaments, den Zugriff ausländischer Behörden drastisch zu begrenzen. Außerdem wird ja diskutiert, auf völkerrechtlicher Ebene für bestimmte Grundsätze zu sorgen, denken Sie an das angekündigte No-Spy-Abkommen. Wichtig ist mir, dass ein solches Abkommen nicht nur zwischen Deutschland und den USA geschlossen wird, sondern dass zumin-

„Wir sind bereits ein großes Stück in Richtung Überwachungsstaat gegangen.“

dest sämtliche europäische Staaten einbezogen werden.

SPIEGEL: Halten Sie die Befugnisse, die deutsche Geheimdienste haben, für angemessen?

Schaar: Im Zeitalter des Internets ist das unterschiedliche Schutzniveau für In- und Ausländer nicht mehr zeitgemäß. Die globale Kommunikation funktioniert schon lange nicht mehr nach diesem national begrenzten Schutzprinzip. Deshalb müssen die Befugnisse des Bundesnachrichtendienstes zur Auslandsüberwachung grundsätzlich überprüft werden. Zudem halte ich auch nichts davon, dass wir uns jetzt bemühen, der Spionageallianz der „Five Eyes“ beizutreten, also der Gruppe USA, Großbritannien, Kanada, Australien, Neuseeland. Die Erkenntnisse über den britischen Nachrichtendienst GCHQ zeigen doch, dass ein Bei-

tritt offenbar bedeutet, alle anderen auszusperren. Da sollten wir doch sehr zurückhaltend sein.

SPIEGEL: Wie bewerten Sie die Aufregung über das überwachte Handy der Kanzlerin im Vergleich zum massenhaften Datenausspähen gewöhnlicher Bürger?

Schaar: Das hat mich schon ein Stück befremdet. Ich finde es ja richtig, dass wir uns aufregen, auch über die Überwachung des Kanzlerinnen-Handys. Aber es ist nicht in Ordnung, dass die Ausforschung der alltäglichen Kommunikation von der Regierung heruntergespielt wurde. Lieschen Müller genießt denselben Grundrechtsschutz wie Angela Merkel.

SPIEGEL: Was macht Ihnen mehr Sorgen: die Ignoranz der Bundesregierung in der NSA-Affäre oder die Gleichgültigkeit einer Mehrheit der Bevölkerung?

Schaar: Dass alle mit den Schultern zucken, stimmt ja nicht. Aber es gibt immer noch einige, die meinen, sie hätten gar nichts zu verbergen. Da kann ich nur raten, mal in die USA zu reisen: Da ist man dann überrascht, wenn zum Beispiel nach dem Amazon-Account gefragt wird und die Grenzbeamten mal reinschauen wollen, welche Sachen man dort bestellt hat.

SPIEGEL: Sie haben Ihr Amt 2003 angetreten, ein paar Monate vor Gründung von Facebook. Haben Sie eine Erklärung dafür, wieso Millionen Menschen so bereitwillig ihre intimsten Daten ausliefern?

Schaar: Offensichtlich haben Facebook und vergleichbare Dienste ein menschliches Bedürfnis nach Kommunikation getroffen. Facebook ist aber nicht nur ein soziales Netzwerk, sondern ein Unternehmen, das Geld mit unseren persönlichen Daten verdient. Ich denke, dass es auch einen Lernprozess in der Gesellschaft hierzu gibt, aber er ist sehr langsam. Der

Gang der Informationstechnologie und die Innovationsgeschwindigkeit sind viel schneller als die gesellschaftliche Anpassungsgeschwindigkeit. Das ist im Datenschutz unser zentrales Problem.

SPIEGEL: Ist Ihr Problem nicht auch, dass Sie keinen klassischen Tatort, keinen klassischen Täter, kein klassisches Opfer haben? Weil es nicht die schmutzige Bahnhofsbücherei gibt, unter der ein Datenschutzopfer mit einem Messer im Rücken liegt?

Schaar: Das stimmt ja so nicht mehr. Es gibt durchaus Opfer. Denken Sie an den gekaperten Ebay-Account, von dem Bestellungen aufgegeben werden. Oder die verweigerte Einreise. Oder die Bonitätsprüfung, nach der Ihnen das gewünschte Angebot nicht unterbreitet wird, weil Sie einen schlechten Score-Wert haben. Das ist ja keine Zukunftsmusik, das findet

jetzt schon statt und nimmt immer mehr zu. Ich fürchte, auch im medizinischen und sozialen Bereich werden da noch riesige Probleme auf uns zukommen.

SPIEGEL: Was ist gefährlicher aus Ihrer Sicht: Facebook und WhatsApp oder NSA und GCHQ?

Schaar: Wir haben ja gelernt, dass man das nicht so ohne weiteres trennen kann. Es gibt Kooperationen und Zugriffe staatlicher Behörden auf Daten, die bei Unternehmen gespeichert werden. Im Hinblick auf das Datensammeln und -auswerten ist die Wirtschaft sicherlich der zentrale Akteur, aber der Staat verdient mindestens genauso viel Aufmerksamkeit.

SPIEGEL: Was halten Sie von Forderungen nach einer eigenen europäischen oder gar deutschen IT-Infrastruktur?

Schaar: Ich halte wenig davon, das Internet in 196 kleine Tortenstückchen zu zerteilen. Aber es ist ein legitimer Akt der Gegenwehr, wenn wir versuchen, die Kommunikationsbeziehungen in Europa, in Deutschland besser zu schützen. Deshalb müssen wir uns darüber Gedanken machen: Sollten Datenpäckchen in Zukunft weiterhin über Umwege jenseits des Atlantiks geleitet werden, wenn sie innerstaatlich oder in Europa ankommen sollen? Andererseits sollte es niemandem verboten werden, Google oder Facebook zu nutzen. Ich will den Bürger nicht bevormunden.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass die neue Bundesregierung unter Datenschutzgesichtspunkten sensibler regieren wird?

Schaar: Herr Seehofer und Herr Gabriel haben angekündigt, Datenschutz solle einen prominenten Platz bekommen in der Koalitionsvereinbarung. Das lässt mich hoffen. Bei der Vorratsdatenspeicherung sehe ich allerdings ein großes Problem. Ich befürchte, dass alle Koalitionspartner die anlasslose und massenhafte Datenspeicherung wieder einführen werden, obwohl deren Effektivität zur Verbrechensbekämpfung nach wie vor nicht überzeugend nachgewiesen wurde. Hier droht eine Verschlechterung des Datenschutzes.

SPIEGEL: An der Stelle werden Sie die FDP vermissen?

Schaar: In diesem Punkt hat Justizministerin Leutheusser-Schnarrenberger den Deich verteidigt, und da fürchte ich nun doch Einbrüche, ja.

SPIEGEL: Herr Schaar, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Lesen Sie weiter zum Thema:

S. 104 Der ehemalige US-Sicherheitspolitiker Michael Allen über Obamas Späher.

S. 140 Wie die Fernsehserie „Homeland“ die Paranoia eines Landes widerspiegelt.

S. 143 Prominente beantworten die Frage, ob Edward Snowden Asyl bekommen soll.

S. 160 „Guardian“-Chef Alan Rusbridger über den Druck der britischen Regierung.



UNSERE AUFSTELLUNG FÜR IHREN ERFOLG:

SUPPLY CHAIN-LÖSUNGEN VON HERMES FÜR DEN HANDEL.

Unser Kader ist auf jeder Position bestens besetzt. So garantieren wir Ihnen ein optimal funktionierendes Supply Chain-Management. Und zwar von der Produktbeschaffung bis zur Zustellung an Ihre Kunden.

Mehr Informationen erhalten Sie auf www.hermesworld.com/team.

www.hermesworld.com

Hermes

**3x manager magazin für nur € 16,90 testen
und Reisetaschen-Set sichern.**



Wirtschaft aus erster Hand

manager
magazin

** Jetzt testen ** Jetzt testen ** Jetzt testen ** Jetzt testen

Telefon:
040 3007-3400

Online:
www.manager-magazin.de/test

MM13-528

KOALITION

In der Zange der Populisten

Trotz Angela Merkels Wahlsieg bestimmen der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel und CSU-Chef Horst Seehofer die Agenda der Koalitionsverhandlungen. Die Handschrift der CDU ist bislang kaum zu erkennen. Jetzt will die Kanzlerin die Zügel anziehen.

Endlich geht es um das Volk, es ist ein Thema, das die beiden Männer beherrschen wie niemand sonst im Saal. „Im Bereich Bürgerbeteiligung kennt sich die SPD aus“, sagt Sigmar Gabriel, „da haben wir einiges erarbeitet.“

Gegenüber dem obersten Sozialdemokraten sitzt Horst Seehofer. Es ist der vergangene Mittwoch im Willy-Brandt-Haus in Berlin. Der Raum ist voll, die große Runde der Koalitionsverhandlungen tagt. Der Dialog mit dem Volk ist auch ein wichtiges Thema des CSU-Chefs, er ergreift das Wort. „Probleme in der Bevölkerung löst man, indem man sie aufnimmt“, sagt er.

Es sind nur zwei harmlose Wortmeldungen, noch dazu zu einem Thema, von dem das Wohl der Republik kaum abhängt. Doch der Nachmittag in der SPD-Zentrale lässt für manchen Zuhörer erneut eine Allianz aufscheinen, die die Große Koalition prägen könnte. Ein Bündnis zwischen dem mächtigen Niedersachsen und dem ebenso mächtigen Bayern. Kanzlerin Angela Merkel sitzt auch in der Runde, natürlich. Aber sie hält wenig von Volksbefragungen und übertriebener Bürgerbeteiligung. Sie schweigt.

Die neue Einigkeit zwischen Gabriel und Seehofer fühlt sich für Merkel wie eine Zangenbewegung der Populisten an. Gabriel und Seehofer verfügen beide über einen untrüglichen Instinkt für die Stimmungen des Wahlvolks. Und sie sind bereit, ihn einzusetzen. Sie sind Bauchpolitiker, sprunghaft und eigenbrötlerisch. Aber sie sind in diesen Tagen auch eine stabile Achse der künftigen Koalition.

Der Sozialdemokrat und der CSU-Chef verstehen sich, schließlich sind sie sich nicht unähnlich. Der eine erkennt sich im anderen wieder. Politische Entscheidungen fallen beide gern aus einer Laune heraus, meist chaotisch, manchmal genial. Selbst strategische Festlegungen sind oft Spontanreaktionen, ausgedacht auf einer kurzen Autofahrt auf dem Rücksitz des Dienstwagens. Vor allem aber scheuen sich beide im Zweifel nicht darum, was Merkel von ihren Aktionen hält.

Für die Kanzlerin könnte das zum Problem werden. Seehofer und Gabriel be-

stimmen derzeit die Agenda der entstehenden Koalition. Die Handschrift der CDU ist bislang kaum zu erkennen. Es geht um Mindestlohn, Frauenquote und die „Ausländer-Maut“. Das sind keine Themen, für die CDU-Anhänger Plakate geklebt haben.

Merkel wird regelmäßig zur mächtigsten Frau der Welt gekürt. Bei den Südeuropäern ist die Kanzlerin wegen ihrer ehrgeizigen Reformziele gefürchtet. Aber in der deutschen Innenpolitik schrumpft sie gerade zu einer Politikerin, die am Ende umsetzen darf, was SPD und CSU wünschen.

Seehofer und Gabriel begegnen sich in diesen Tagen mit demonstrativer Herzlichkeit. Am vergangenen Mittwoch begrüßte der SPD-Chef den Bayern eigens vor dem Willy-Brandt-Haus, als Horst

Im Gegensatz zu Merkel sind Gabriel und Seehofer Bauchpolitiker, sprunghaft und eigenbrötlerisch.

Seehofer mit einer halben Stunde Verspätung aus seiner Limousine stieg. Die Unterhändler von Union und SPD trafen sich in großer Runde, Seehofer war mit dem Auto aus Bayern in die Hauptstadt gefahren. Am Ende floß der Verkehr nur zäh.

Seehofer zieht diese fünfstündigen Fahrten dem Flugzeug vor, sie sind wie ein kleines Ideenlabor für den Ministerpräsidenten. Von hier aus dirigiert er seine Partei per SMS. Hier kann er in Ruhe an der Regierungserklärung basteln, die er kommende Woche im bayerischen Landtag halten will. Doch am vergangenen Mittwoch steckte er im Stau fest.

Kein Grund für Gastgeber Gabriel, grimmig zu sein. „Freut mich“, jubelte der SPD-Chef dem Bayern entgegen, die Verspätung war gerade noch einen freundschaftlichen Spruch wert. „Na, das ist eine neue Erkenntnis, dass man nicht nur in Bayern Straßen bauen muss“, juxte Gabriel. Seite an Seite schlenderten die beiden zum Eingang.

Gabriel und Seehofer eint die Erfahrung mit der Großen Koalition, von 2005 an saßen sie für einige Jahre zusammen auf der Regierungsbank, Gabriel als Umweltminister, Seehofer als Chef des Landwirtschaftsressorts. Beide haben den Machtinstinkt von Politikern, die sich aus kleinen Verhältnissen bis ganz nach oben geboxt haben. Mit Merkels Pfarrhauskindheit, noch dazu in der DDR, können sie wenig anfangen.

In der Großen Koalition waren sie Befehlsempfänger der Kanzlerin, heute verhandeln sie auf Augenhöhe. Damals arbeiteten sich Seehofer und Gabriel an so sperrigen Themen wie einem „nationalen Biomasseaktionsplan“ ab, kämpften für mehr Biosprit in den Autotanks und gegen den Anbau von Genpflanzen. Heute bestimmen sie die Leitlinien der Politik.

Ihrer Allianz kommt zugute, dass ihre Ambitionen sich nicht im Wege stehen. Für ein politisches Zweckbündnis ist das keine schlechte Grundlage. Seehofer muss die SPD längst nicht mehr als Feind im Kampf um die Hegemonie im Freistaat fürchten. Zwischen Oberfranken und Niederbayern kommen die Genossen selten über 20 Prozent hinaus.

Gabriel wiederum kann an seiner eigenen Karriere basteln, ohne dass er dabei auf Seehofer Rücksicht nehmen müsste. Den Bayern zieht es nicht noch einmal in Merkels Kabinett. Er ist als Ministerpräsident auf dem Höhepunkt seiner Karriere angekommen. Und er weiß, dass seine CSU auf die Ministerien, die Gabriel für sich und die SPD ins Auge gefasst hat, ohnehin keinen Zugriff hat. Kernressorts wie Arbeit oder Energie liegen oberhalb der Preisklasse der CSU.

Gabriel dagegen strebt nach Höherem. Er will für 2017 in einer Position sein, in der er selbst entscheiden kann, ob er als Kanzlerkandidat die SPD in die nächste Bundestagswahl führen will. Das wäre die Erfüllung eines persönlichen Traums, er wäre dann mit 57 Jahren im besten Politikeralter.

Seehofer betont in diesen Tagen häufig, wie sehr er sich auf Gabriel verlassen kann. Dass zumindest aus den Sechsaugen-Gesprächen mit Merkel keine Zi-



Verhandlungspartner Merkel, Gabriel, Seehofer vor der SPD-Zentrale in Berlin: „Freut mich“

HENNING SCHACHT

tate und Anekdoten die Runde machen, rechnet er Gabriel hoch an. Er selbst übt sich ebenfalls in ungewohnter Zurückhaltung. „Jetzt geht es ums Gelingen“, sagt er nur. Auch Gabriel ist derzeit so beherrscht wie selten in seiner Karriere. Statt zu poltern, stellt er in den Koalitionsrunden lieber Fragen.

Seehofer begreift die Politik als Spiel, seit der Landtagswahl regiert er in Bayern wieder allein, seine Macht in der Partei ist absolut. Den Wahlerfolg schreibt er seiner „Koalition mit dem Volk“ zu. Sein Konzept ist simpel: Seehofer macht, was die Menschen wollen, veränderte Stimmungen erspürt er wie seismografische Schwingungen.

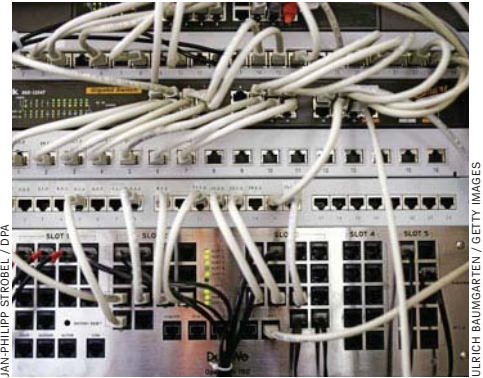
Auch Gabriel ist als Parteichef dieser Tage so unangefochten wie Seehofer. Das

ist erstaunlich. Denn anders als der Bayer hat er keinen fulminanten Wahlsieg errungen, sondern ein Wahldesaster mitzuverantworten. Er genießt seine neue Beliebtheit, denn nicht immer lief es in den vergangenen Jahren gut für ihn. Doch jetzt zollt ihm selbst die zweite Reihe in der SPD, es sind einige Gabriel-Gegner dabei, Respekt. „Er macht einfach keinen Fehler“, heißt es nun oft in der Partei.

Seehofer wollte von Anfang an die Große Koalition. Das macht ihn zum natürlichen Verbündeten Gabriels. Ohne Rücksicht auf Merkel setzte der CSU-Chef das entscheidende Signal, das Gabriel brauchte, um seinen Genossen Koalitionsverhandlungen mit der Union schmackhaft zu machen. Ein Mindestlohn

von 8,50 Euro sei denkbar, sagte er, als Gabriel in seiner Partei um die Zustimmung zu Koalitionsverhandlungen kämpfte. Die Idee dazu kam Seehofer, als ihn im Auto eine Anfrage von Journalisten zu dem Thema erreichte. Am Ende war es ein entscheidendes Signal, dazu zu einem Zeitpunkt, als Merkels Linie noch breithart war: Vorab sollte die SPD keine Trophäen bekommen.

Als Seehofer und Gabriel wenig später mit Merkel in kleiner Runde zusammensaßen, waren es wieder die beiden Männer, die letzte Hürden aus dem Weg räumten. Seehofer erklärte sich bereit, über die Einführung der doppelten Staatsbürgerschaft zu reden. Er weiß, dass das für die Konservativen in seiner Partei an ein Tabu rührt. Doch das stört Seehofer



Streitthemen Maut, Kinderbetreuung, Vorratsdatenspeicherung: Was bleibt übrig von den Wünschen der CDU?

nicht. Er findet seit längerem, dass die CSU ein sanfteres Antlitz in Fragen der Gesellschaftspolitik braucht.

Umgekehrt hat Gabriel Sensibilität entwickelt für Themen, die beim Gegenüber nicht durchsetzbar sind. Er weiß, dass Seehofer niemals die vollständige Abschaffung des Betreuungsgeldes akzeptieren würde. In internen SPD-Sitzungen hat er deshalb seine Genossen darauf vorbereitet, dass sie sich mit der ungeliebten Zahlung anfreunden müssen.

Auch bei der Homo-Ehe zeigt er sich kompromissbereit. Als das Thema vor zwei Wochen auf dem SPD-Konvent verhandelt wurde, deutete Gabriel an, dass die vollständige Gleichstellung homosexueller Ehepaare mit der CSU kaum zu machen sei. Es kam zu einer Abstimmung, Gabriels Linie gewann.

Natürlich machen weder Gabriel noch Seehofer Zugeständnisse ohne Hintergedanken. Beide erwarten Gegenleistungen in den kommenden Wochen, Seehofer zum Beispiel beim Lieblingsthema der Christsozialen, der umstrittenen Pkw-Maut für Ausländer. Seit die EU-Kommission vergangene Woche signalisierte, dass die CSU-Idee jedenfalls nicht von vornherein wegen europarechtlicher Bestimmungen zum Scheitern verurteilt sei, sind die Chancen für die Maut deutlich gestiegen.

Die SPD hält zwar weiter dagegen, allerdings denkbar sanft. Kein Spitzenpolitiker verteidigte das Nein, sondern der bisher nur einem Fachpublikum bekannte SPD-Verkehrsexperte Sören Bartol.

Vergangene Woche kam dann auch noch die Wende von CSU und SPD beim Reizthema Vorratsdatenspeicherung. Schon im Wahlkampf hatte Seehofer, alarmiert durch die NSA-Affäre, Signale ausgesandt, dass man über die Speicherung von Telefon- und Internetverbindungsdaten für die Sicherheitsbehörden noch einmal grundsätzlich reden müsse.

Zwar hat die Datenspeicherung mit den Abhöraktionen der NSA nichts zu tun. Trotzdem zeigten Seehofers Worte Wirkung: In der Arbeitsgruppe Inneres bildete sich eine ungewohnte Allianz zwi-

schen CSU-Leuten und SPD-Unterhändlern. Beide positionierten sich plötzlich – zum Ärger der CDU-Innenpolitiker – gegen eine unveränderte Übernahme der entsprechenden EU-Richtlinie.

Man müsse die Daten nicht unbedingt sechs Monate lang speichern, sagte Bayerns Innenminister Joachim Herrmann (CSU). Er selbst und Seehofer könnten mit nur drei Monaten sehr gut leben. So gleich sekundierten die SPD-Politiker: Man müsse doch die EU-Richtlinie nicht sofort umsetzen, sondern könne erst einmal abwarten, bis Gerichtsurteile fallen.

Die CDU-Innenpolitiker fielen aus allen Wolken – so hatten sie sich die Koalitionsgespräche nicht vorgestellt. Wofür hat man schließlich jahrelang gegen die liberale Justizministerin Sabine Leutheus-

Jetzt rächt sich die Ideenarmut der CDU im Wahlkampf. Schon gibt es Kritik aus der eigenen Partei.

ser-Schnarrenberger gekämpft? „Ein Koalitionsvertrag ohne Vorratsdatenspeicherung ist nicht vorstellbar“, schimpft CDU-Rechtsexperte Günter Krings.

Mindestlohn, Doppelpass, Maut und Frauenquote – trotz des großen Wahlsieges der Union fragen sich viele in der CDU, wo eigentlich ihre Wünsche bleiben. Es ist Gabriels Agenda, es sind Seehofers Projekte, die die Debatte bestimmen. Beide haben klare Ziele. Gabriel will regieren und seiner Partei die Koalition mit der Union schmackhaft machen. Und Seehofer will die Macht Bayerns und seiner CSU im Berliner Koalitionsvertrag zementieren.

Merkel dagegen muss niemandem mehr etwas beweisen, ihr ist solcher Aktionismus fremd. Der Umbau Europas ist ihr großes Thema, sie kämpft für eine Euro-Zone, die dem rauen Wind der Globalisierung trotzt.

Ihr zentrales Wahlkampfversprechen war die Aussicht auf vier weitere gute Jahre, ihr bestes Argument in den Augen

vieler Wähler die Zusage, sie mit großen Problemen in Ruhe zu lassen. Viele haben der Kanzlerin ihren inhaltsleeren Wahlkampf vorgeworfen. In Wahrheit war er Grundlage ihres Erfolges.

Doch jetzt rächt sich die Ideenarmut der CDU. Denn in den Koalitionsverhandlungen kann sie mit nichts nicht bestehen. Schon gibt es Kritik aus der eigenen Partei. „Unsere Handschrift beim Koalitionsvertrag kann nicht darin bestehen, dass alles so bleibt, wie es ist“, sagt Unions-Haushaltsexperte Norbert Barthle. Wirtschaftspolitiker fürchten, das „sozial“ in den Parteinamen von SPD und CSU könnte am Ende allein die Agenda bestimmen. Der Chef des CDU-Wirtschaftsrats Kurt Lauk sieht seine Partei sogar auf dem besten Weg, ihr zentrales Wahlkampfversprechen in den Wind zu schlagen – das Nein zu Steuererhöhungen. Die Union, so Lauk, „scheint schon durch die beabsichtigte Einführung der Finanztransaktionssteuer ihr Wahlversprechen gebrochen zu haben, keine Steuern zu erhöhen“.

Merkel spürt diese Stimmung. Sie merkt, dass sie erst einmal CDU und CSU einen muss, um Gabriels Aktionismus etwas entgegenzusetzen. Ausgerechnet im Willy-Brandt-Haus kommt der Konflikt am vergangenen Mittwoch zur Sprache.

Am späten Nachmittag, die große Runde mit den Sozialdemokraten ist längst vorbei, sitzen die Unterhändler von CDU und CSU noch beisammen. Merkel hat bemerkt, wie nahe sich Seehofer und Gabriel nicht nur bei der Bürgerbeteiligung stehen. Jetzt will sie die Zügel bei den Verhandlungen straffer ziehen. Die ersten Arbeitsgruppen, zum Beispiel Wirtschaft, müssen nun schon in dieser Woche ihre Ergebnisse abliefern.

Für kommenden Donnerstag bestellt die CDU-Vorsitzende die Unionsunterhändler je nach Arbeitsgruppe getrennt vor die Unionsspitze. Sie sollen über den Verhandlungsstand referieren. Damit, so Merkel, zwischen CDU und CSU Klarheit herrsche, was geht und was nicht. Intern hat das Verfahren schon einen Namen: Beichtstuhl.

MELANIE AMANN,
PETER MÜLLER, GORDON REPINSKI

Fluch des Siegers

Peter Altmaier plagt die Sorge, dass der Poker um die Energiewende nicht nur den Gipfel seiner Karriere als Umweltminister markiert, sondern auch das Ende.

Wenn sich die Unterhändler für die geplante Große Koalition treffen, um über die Energiewende zu verhandeln, gelten strenge Regeln. Die Tischordnung hat die Form eines Hufeisens; links sitzen die Sozialdemokraten, rechts die Vertreter von CDU und CSU. Wer wann zu welchem Thema reden darf, legen die beiden Lager vorab im Detail fest, ebenso die Sitzungspausen. Zweimal 15 Minuten, mehr Ruhe wollte Verhandlungsführer Peter Altmaier der Runde beim ersten Treffen am vergangenen Donnerstag nicht zugestehen, denn es gebe doch so viel zu tun.

Altmaier plant, möglichst noch in dieser Woche zu einem Abschluss zu kommen. In seinem Job als Bundesumweltminister hat er bislang nur wenig messbaren Erfolg gehabt. Nun will er zeigen, dass ein meisterlicher Verhandlungsführer in ihm steckt. Sollte es ihm gelingen, seine Arbeitsgruppe auf einen gemeinsamen Plan für die Energiewende zu verpflichten, wäre das ein starkes Signal, dass die Große Koalition entgegen allgemeiner Erwartung auch zu großen Taten fähig ist.

Persönlich jedoch steckt Altmaier im Dilemma. Einerseits freut er sich darüber, wenn die Verhandlungen vorangehen. Doch gleichzeitig hegt er den Verdacht, dass die SPD-Genossen auch deshalb so tüchtig mitarbeiten, weil sie den Posten des Energiewende-Ministers in Zukunft gern selbst besetzen würden. Altmaier droht der Fluch des Siegers. Gut möglich, dass der Karrierehöhepunkt mit seinem Rauschmiss als Umweltminister endet.

Dass die SPD-Spitze mit dem Gedanken spielt, das Wirtschaftsministerium unter ihrer Führung zu einem Superressort für Energie, Stromnetze und Infrastruktur auszubauen, hat Altmaier aufmerksam registriert. Die für erneuerbare Energien zuständige Unterabteilung des Umweltministeriums würde dazu ins Wirtschaftsministerium übersiedeln – organisatorisch wohl kein großes Problem.

Für den Umweltminister freilich bliebe in diesem Fall nicht viel übrig. Altmaiers Interesse an klassischen Öko-Themen wie Krötenschutz und Dosenpfand ist eng begrenzt.

Tatsächlich mehren sich die Hinweise, dass die SPD das Energiethema für sich beanspruchen könnte, sollte es demnächst um die Vergabe der Ministerposten gehen. Bereits am vorvergangenen Freitag stattete der SPD-Wirtschaftspolitiker Hubertus Heil dem bislang von der FDP geführten Wirtschaftsministerium einen Besuch ab, in seinem Gefolge jede Menge Genossen. Die Referatsleiter sollten mal erzählen, woran sie denn gerade

arbeiteten, verlangte die Delegation. Es ging auch um Energiefragen. „Die taten so, als gehöre ihnen das Ministerium schon“, berichtete anschließend ein Ministerialer.

Altmaier ist auch aufgefallen, dass die SPD das Thema Klimaschutz aus seiner Arbeitsgruppe eher heraushalten und ins Umwelt-Verhandlungsgremium schieben möchte. Aus Sicht des Ressortchefs gehören Energiewende und Klimaschutz aber zusammen – jedenfalls solange er der zuständige Minister ist. Die SPD hingegen, so der Verdacht, halte die beiden Themen absichtlich auseinander, um sie hinterher auch leichter auf verschiedene Ministerien verteilen zu können.

„Die SPD-Seite weiß genau, was sie will“, sagt ein Verhandlungsteilnehmer der CDU. Während die eigenen Leute beim ersten Treffen in mehreren Punkten noch uneins aufgetreten seien, hätten die Genossen unter Führung von Nordrhein-Westfalens Ministerpräsidentin Hannelore Kraft einen deutlich geschlosseneren Eindruck gemacht und „sehr zielstrebig“ gewirkt.

Hinzu kommt, dass die SPD-Seite in der Arbeitsgruppe Energie homogener besetzt ist als die Seite der Union. Bei den Genossen geben die Industriepolitiker den Ton an. NRW-Landeschefin Kraft liegt der Erhalt von Arbeitsplätzen in energieintensiven Unternehmen ebenso am Herzen wie Brandenburgs Ministerpräsidenten Dietmar Woidke die Zukunft der ostdeutschen Braunkohleindustrie.

Für den klassischen Öko-Flügel steht in der SPD-Arbeitsgruppe lediglich Nina Scheer, eine neugewählte Abgeordnete, die sich im Wesentlichen auf ihren vor drei Jahren verstorbenen Vater, den SPD-Solarpapst Hermann Scheer, beruft.

Altmaier selbst weiß, dass sein Engagement in der Energie-Arbeitsgruppe nicht viel bedeutet, wenn demnächst die Posten verteilt werden. Er erinnert sich noch gut an die Koalitionsverhandlungen vor vier Jahren.

Ob jemand wisse, wie viele CDU-Verhandlungsführer in den Arbeitsgruppen damals anschließend auch den entsprechenden Ministerposten bekommen haben, fragte er am vergangenen Donnerstagabend im kleinen Kreis und gab gleich selbst die Antwort: kein einziger.

ALEXANDER NEUBACHER,
GERALD TRAUFFETTER



Minister Altmaier: Wenig Interesse an Krötenschutz und Dosenpfand

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Ein absolutes Alarmsignal“

EU-Parlamentspräsident Martin Schulz, 57, über seine Spitzenkandidatur für die Europawahl im kommenden Jahr und die Frage, wie er Präsident der Kommission werden will

Schulz ist Spitzenkandidat der Sozialdemokratischen Partei Europas (SPE) für die Europawahl am 25. Mai 2014. Er wird in dieser Woche ausgerufen und soll auf einem SPE-Parteitag Anfang März 2014 offiziell gewählt werden. Ebenfalls im März wird die Europäische Volkspartei (EVP) ihren Spitzenkandidaten benennen. Zum ersten Mal wird das Europaparlament die entscheidende Rolle bei der Ernennung des Kommissionspräsidenten spielen. Laut Lissabon-Vertrag müssen die 28 Staats- und Regierungschefs (Europäischer Rat) im Lichte des Wahlergebnisses das EU-Parlament konsultieren und ihm mit qualifizierter Mehrheit (72 Prozent) einen Kandidaten vorschlagen, der bei den Abgeordneten mehrheitsfähig ist. Bisher wurde der Präsident der Kommission von den Regierungschefs ernannt. Um das Verfahren zu erleichtern, hat die Kommission die europäischen Parteien aufgefordert, europaweite Spitzenkandidaten zu benennen. Schulz hat bisher die Unterstützung von 21 sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien, darunter die Regierungsparteien von Frankreich, Italien, Österreich, Irland, Belgien und der Slowakei.

SPIEGEL: Herr Schulz, Sie waren elf Jahre lang Bürgermeister von Würselen, einer Stadt bei Aachen, jetzt wollen Sie Präsident der EU-Kommission werden, einer Behörde mit knapp 40000 Mitarbeitern. Könnte es sein, dass Martin Schulz damit überfordert ist?

Schulz: Na hören Sie mal, ich habe neben meiner Erfahrung in Würselen umfassende parlamentarische Erfahrung in Straßburg und Brüssel. Ich sitze seit 19 Jahren im Europaparlament und bin seit fast zwei Jahren dessen Präsident, einer Behörde mit immerhin 8000 Mitarbeitern.

SPIEGEL: Bislang steht nur fest, dass Sie Spitzenkandidat der europäischen Sozialdemokraten bei der Europawahl im kommenden Mai werden. Woraus leiten Sie eigentlich den Anspruch ab, dadurch automatisch Anwärter für das Amt des Kommissionspräsidenten zu sein?

Schulz: Der Lissabon-Vertrag sieht eine gestärkte Rolle des Europaparlaments bei der Wahl des Kommissionspräsidenten vor. Daher haben alle europäischen Par-

teien beschlossen, einen Spitzenkandidaten ins Rennen zu schicken.

SPIEGEL: Aber es wird doch nach Lage der Dinge keinen eindeutigen Sieger geben. Die beiden großen Lager, Europäische Volkspartei und Sozialdemokraten, werden in etwa gleichauf liegen. Am Ende wird es im Anschluss den üblichen Verhandlungsbasar geben, der die Wähler noch stärker von Brüssel entfremdet.

Schulz: Wenn in Deutschland eine Partei im Bundestag stärkste Kraft wird, aber keine Mehrheit hat, dann sucht sie sich einen Koalitionspartner. In Österreich wurde Herr Schüssel einst Bundeskanzler und blieb es sieben Jahre lang, obwohl seine Partei nur drittstärkste Kraft im Parlament war. Das ist kein Basar, sondern Resultat einer ganz normalen demokratischen Willensbildung.

SPIEGEL: Sie werden also nach der Wahl versuchen, eine Allianz mit anderen Fraktionen zu schmieden. Anschließend gehen Sie zu Ratspräsident Herman Van Rompuy und sagen ihm: „Ich habe eine Mehrheit, an mir führt kein Weg vorbei“?

Schulz: Ich werde ganz sicher nicht zu Herrn Van Rompuy gehen, sondern die Vorsitzenden der Fraktionen werden sich zusammensetzen und sich eine Meinung bilden. Und wenn Van Rompuy dann die Fraktionsvorsitzenden konsultiert, werden sie ihm einen Namen nennen. Das ist das Neue am Lissabon-Vertrag: Zum ersten Mal in der Geschichte der EU müssen die Staats- und Regierungschefs konsultieren, welcher Kandidat im Parlament eine Mehrheit hat.

SPIEGEL: Bei den Konservativen sieht man diesen Zusammenhang zwischen Wahlen, Spitzenkandidat und dem Amt des Kommissionspräsidenten nicht so eng. Ratspräsident Van Rompuy und Bundeskanzlerin Angela Merkel tun sich bisher schwer mit einem gemeinsamen EVP-Kandidaten.

Schulz: Ich kenne diese Diskussion. Aber es war die EVP, die 2004 und 2009 Herrn Barroso als ihren Kandidaten präsentierte und sich darauf berief, aus den Wahlen

als stärkste Kraft hervorgegangen zu sein. Ich war damals Fraktionsvorsitzender der Sozialdemokraten und erinnere mich noch gut an die Gespräche mit der EVP, wo wir am Ende ...

SPIEGEL: ... eingeknickt sind ...

Schulz: ... einen guten Kompromiss gefunden haben! Wir haben Herrn Barroso weitreichende parlamentarische Zugeständnisse abgerungen. Wir haben 2009 gesagt, dass wir ihn nur akzeptieren, wenn er uns im Gegenzug zusichert, Initiativen des Parlaments zu übernehmen und als Kommissionsvorschlag in die EU-Gesetzgebung einzubringen. Dadurch haben wir uns faktisch Rechte gesichert, die wir als Parlament formal nicht haben.

SPIEGEL: Gaukeln Sie den Wählern nicht etwas vor, wenn Sie sich wie ein Spitzenkandidat für das Amt eines Regierungschefs empfehlen? Die Kommission ist doch gar nicht die Regierung der EU.

Schulz: Die EU ist kein Bundesstaat, aber sie ist auch mehr als ein lockerer Staatenbund. Die Kommission ist sicher keine Regierung im herkömmlichen Sinn, aber es



Animation: Die Karriere des Martin Schulz

spiegel.de/app452013schulz
oder in der SPIEGEL-App



Europapolitiker Schulz

„Das ist kein Basar“

len Ländern Investitionen und Arbeitsplätze. Drittens: Die EU-Organe müssen sich nicht in jedes Detail der nationalen Politik einmischen. Die EU sollte sich auf die großen Fragen konzentrieren, beispielsweise die Bekämpfung des Klimawandels, die weltweiten Handelsströme, Förderung von Schlüsseltechnologien in Europa, die Migrationsprobleme oder die Bekämpfung der Organisierten Kriminalität.

SPIEGEL: Wer wäre denn Ihr Wunschgegner von der EVP?

Schulz: Ich habe keinen Wunschgegner. Aber ich hoffe, dass die EVP einen starken und europaweit bekannten Kandidaten aufstellt. Die Bürger hatten doch bislang den Eindruck, in Brüssel findet ein einziges Gekungel statt. Der Wettbewerb von Spitzenkandidaten ist nicht nur ein großer Schritt hin zu mehr Transparenz, er ist eine neue Dimension von europäischer Innenpolitik, eine neue Phase der europäischen Demokratie. Je glaubwürdiger die Kandidaten sind, je mehr der Wettbewerb sichtbar wird, desto höher wird auch die Wahlbeteiligung sein, am besten deutlich über 50 Prozent.

SPIEGEL: Ist denn ein Deutscher an der Spitze der Kommission überhaupt im Interesse von Angela Merkel? Berlin wird doch ohnehin schon vorgeworfen, ganz Europa zu dominieren.

Schulz: Das müssen Sie die Bundeskanzlerin fragen. Ich habe neulich eine Deutschklasse an einer Schule in Straßburg besucht. Da hat mich ein Mädchen gefragt: Wie können Sie denn Kommissionspräsident werden, Sie sind doch Deutscher? Ich hätte es vor 19 Jahren nicht für möglich gehalten, dass mir das in Europa noch mal passieren würde. Die Episode ist für mich Warnung und Anspruch zugleich: Ich bewerbe mich als Europäer aus Deutschland um eine demokratische Mehrheit. Ich glaube auch, dass man mir das abnimmt.

SPIEGEL: Der Europäische Rat hat gegenüber der Kommission während der Euro-Krise massiv an Macht gewonnen. Der amtierende Kommissionspräsident José Manuel Barroso hat seinen Job einmal mit dem eines Fluglotsen verglichen, der ständig dabei ist, Crashes zu vermeiden. Warum wollen Sie sich das antun?

Schulz: Die EU besteht aus zwei Polen: den 28 souveränen Staaten, die es auch braucht, und den Gemeinschaftsinstitutionen mit eigenen Kompetenzen und Strategien. Zwischen den Polen muss ein Gleichgewicht herrschen, das derzeit gestört ist. Es ist Aufgabe der Kommission, diese Balance wiederherzustellen.

SPIEGEL: Die Kommission selbst hat doch ein Problem: Jedes Mitgliedsland entsendet einen Kommissar. Und viele Kommis-

ist auch nicht so, wie der frühere französische Präsident Nicolas Sarkozy einmal sagte: „Die europäische Regierung, das sind Angela und ich.“ Die EU-Kommission ist mehr als eine Verwaltungsbehörde. Ich darf Sie an den Fall Holzmann erinnern. Damals trat Bundeskanzler Gerhard Schröder vor die Holzmann-Mitarbeiter und sagte: Ich helfe euch. Und anschließend reiste er nach Brüssel, um sich das Rettungspaket von der EU-Kommission genehmigen zu lassen, weil die Bundesregierung das nicht mehr entscheiden durfte. Die Kommission ist also ein wichtiger Akteur der nationalen und europäischen Politik. Daraus muss man die notwendigen Konsequenzen ziehen und sie vollständig parlamentarisch anbinden.

SPIEGEL: Wie soll ein Wahlkampf in 28 Ländern funktionieren?

Schulz: Das Konzept wird sich anlehnen an nationale Wahlkämpfe. Es wird Plakate geben, auf denen der Spitzenkandidat zu sehen ist, und Veranstaltungen auf öffentlichen Plätzen, wo ich auftreten werde.

SPIEGEL: In welcher Sprache?

Schulz: Ich spreche Deutsch, Französisch und Englisch, in anderen Ländern werden wir Dolmetscher einsetzen.

SPIEGEL: Wird es Fernsehduelle geben?

Schulz: Von mir aus gern. Es gibt bereits Diskussionen darüber.

SPIEGEL: Mit welchem Programm wollen Sie antreten? Zwischen einem dänischen Sozialdemokraten und einem französischen Sozialisten bestehen ja erhebliche Unterschiede.

Schulz: Ich weiß nicht, wie Sie zu diesem Schluss kommen. Ein dänischer Sozialdemokrat und ein französischer Sozialist können sich auf mindestens drei Punkte einigen: Erstens, wir sind der reichste Kontinent der Welt mit einer extrem ungerechten Verteilung des Reichtums. Deshalb werden wir dafür kämpfen, dass diejenigen, die enorme Gewinne machen, auch angemessen besteuert werden. Zweitens: Die Jugendarbeitslosigkeit zerstört unsere Gesellschaften. Wir müssen die Bildungschancen verbessern und die Kreditklemme beheben, sie verhindert in vie-

MAURICE WEISS / OSTKREUZ / DER SPIEGEL

sare vertreten nicht zuletzt nationale Interessen. Ist die Kommission unter diesen Umständen überhaupt steuerbar?

Schulz: Ein Kommissionspräsident mit einem breiten parlamentarischen Rückhalt und dem Vertrauen der Regierungschefs kann diese koordinierende Funktion wahrnehmen. Je höher die Wahlbeteiligung, desto stärker ist er. Deshalb werde ich intensiv um das Vertrauen der 390 Millionen Wählerinnen und Wähler werben. Ich teile außerdem Ihre These nicht: Es gibt sicher Kommissare, die sich als die Vertreter ihres Landes verstehen. Aber das ist eine Minderheit.

SPIEGEL: Darf die Kommission nicht auch mal schrumpfen? Schon der frühere luxemburgische Kommissionspräsident Jacques Santer hatte gesagt, die Kommission sollte weniger machen, aber das dafür besser.

Schulz: Der Lissabon-Vertrag sieht eine Verkleinerung der Kommission vor, und ich wäre entschieden dafür. Leider haben sich die Staats- und Regierungschefs auf dem Mai-Gipfel dagegen entschieden. Dafür müssen sie dann aber auch die Verantwortung übernehmen. Aus meiner Sicht wäre ein kleineres Kommissarskollegium deutlich effizienter.

SPIEGEL: Wo muss die Kommission noch abspecken?

Schulz: Wir müssen dringend hinterfragen, welche Aufgaben richtig bei der Kommission angesiedelt sind und welche nicht. Als Parlamentspräsident habe ich neue Einblicke in die Verwaltung gewonnen. Es ist grotesk, wie sich dieser Apparat teilweise verselbständigt hat.

SPIEGEL: Sie wollen Stellen kürzen?

Schulz: Ich würde den Beamten Folgendes sagen: Ihr seid alle hochqualifiziert; aber wir halten jetzt mal alles an, was nicht Rechtsansprüche finanzieller oder juristischer Natur nach sich zieht. Und dann muss die Maxime gelten: Wir denken nicht zuerst darüber nach, was wir tun könnten, sondern darüber, was wir lassen können, weil es andere tun, und zwar besser. Wenn wir dadurch Dinge zurückgeben oder sie gar nicht erst anpacken, wäre das eine grundsätzliche Richtungsänderung und ein großer Fortschritt.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Schulz: Die Richtlinie, mit der die Wasserversorgung privatisiert werden sollte: Es gab aus meiner Sicht dafür keinen Grund. Die Wassergewinnung ist eine klassische lokale Aufgabe, die muss man nicht dem Binnenmarkt unterwerfen.

SPIEGEL: Das ist doch ein hoffnungsloser Kampf!

Schulz: Man darf die Verzweiflung und die Wut, die etwa die Wasserdebatte gegen die EU ausgelöst hat, nicht außer Acht lassen. Dieser Stimmung müssen wir gerecht werden und wieder daran erinnern, dass das Subsidiaritätsprinzip geltendes europäisches Recht ist. Vereinfacht

gesagt: Die Dinge sollen so regional und so bürgernah wie möglich entschieden werden.

SPIEGEL: Die EU-Beamten sehen sich doch als die wahren Träger des europäischen Gedankens.

Schulz: In einem demokratischen System ist das Parlament, das vom Volk gewählt ist, Träger des politischen Willens; es sind nicht die Beamten.

SPIEGEL: Alle Kommissionspräsidenten haben sich das Thema Reform und Umstrukturierung der Kommission auf die Fahnen geschrieben – und sind überwiegend gegen die Wand gelaufen. Warum sollte es bei Ihnen anders sein?

Schulz: Wenn es uns gelingt, bei der Europawahl im Parlament dafür eine Mehrheit zu organisieren, ist dieser Richtungswechsel keine Verwaltungsreform, sondern der Ausdruck des politischen Willens der Menschen in Europa. Das wäre eine neue Dimension.



MAURICE WEISS / OSTKREUZ / DER SPIEGEL

Schulz, SPIEGEL-Redakteure*
„Ein alarmierendes Signal“

SPIEGEL: Mit dem Lissabon-Vertrag sollte auch die Außenpolitik der EU gestärkt werden, es wurde dafür der Posten eines Hohen Vertreters geschaffen. Die Realität sieht aber anders aus, in fast allen außenpolitischen Fragen treten die Europäer gespalten auf.

Schulz: Das ist ein Problem, das uns gerade bei der NSA-Affäre schmerzlich vor Augen geführt wird. Wir Europäer müssen verstehen, dass die Amerikaner uns nur ernst nehmen, wenn wir in den wesentlichen Fragen einmütig auftreten. Sonst spielen sie uns gegeneinander aus.

SPIEGEL: Muss die EU das Verhältnis zu den USA neu definieren?

Schulz: So weit würde ich nicht gehen. Aber wir Europäer sollten innehalten und dafür sorgen, dass wir wieder auf Augenhöhe mit den Amerikanern kommen. Dafür brauchen wir auch bei den digitalen Schlüsseltechnologien eigene Standards und Technologien.

Das ist ein europäisches Projekt, bei dem es auch um die Verteidigung unseres demokratischen und sozialen Gesellschaftsmodells geht. Die Reaktion der Bürger

sollte uns ein Warnsignal sein, die verbreitete Meinung ist doch: Lasst uns keine Verträge mehr mit den Amerikanern abschließen.

SPIEGEL: Sollten die Verhandlungen über eine Freihandelszone abgebrochen werden?

Schulz: Einen Abbruch der Verhandlungen hielte ich für falsch. Aber wir sollten eine Pause einlegen. Die USA sind zur letzten Verhandlungsrunde nicht erschienen ...

SPIEGEL: ... wegen des „Shutdown“ der US-Regierung.

Schulz: Ich finde, der Shutdown ist ein schwächeres Argument nicht zu erscheinen als das Ausspionieren von europäischen Bürgern und Regierungschefs. Deshalb sollten wir Europäer darüber nachdenken, wie wir mit einem Partner verhandeln, der alles weiß, was wir vorher intern verabredet haben. Man kann nicht auf Augenhöhe verhandeln, wenn gleichzeitig systematisch Wirtschaftsspionage betrieben wird. Wir müssen den USA sagen, dass wir niemals eine Mehrheit für ein Freihandelsabkommen bekommen, wenn sie selbst alle Gegenargumente frei Haus liefern. Ich rate aber dringend dazu, unser Verhältnis mit den USA nicht auf die NSA-Frage zu reduzieren.

SPIEGEL: Was befürchten Sie?

Schulz: Eines der größten Risiken für Europa wäre, wenn sich die Amerikaner von der transatlantischen Beziehung abwenden. Der Satz von Obama „Wir sind eine pazifische Nation“ war für mich ein absolutes Alarmsignal. Aber die USA wissen auch, dass sie das allein mit dem pazifischen Raum nicht hinbekommen. Deshalb waren die Verhandlungen zum Freihandelsabkommen ein gutes Signal.

SPIEGEL: Wie kann man mit einem Partner verhandeln, der in Washington offenbar EU-Einrichtungen verwanzt hat?

Schulz: Ich habe die US-Botschafter in Berlin und Brüssel gefragt, warum sie in meinem Büro, also dem Büro des Europaparlaments in Washington, Wanzen platzieren. Der Brüsseler Botschafter sagte: „Ich weiß es nicht.“ Ich glaube ihm das sogar. Ich glaube, es gibt hohe Regierungsstellen in den USA, die nicht wissen, was ihre Geheimdienste machen.

SPIEGEL: Wie kompetent sind dann die Partner, mit denen Sie verhandeln?

Schulz: Ich glaube das Schicksal, dass sie nicht wissen, was ihre Dienste machen, teilen Regierungsstellen in Amerika mit denen in Europa. Das ist doch die andere Dimension dieses NSA-Skandals: dass sich da ein Netzwerk von Geheimdiensten aufgebaut hat, das sich offensichtlich der Kontrolle von Regierungen und Parlamenten entzieht. Das ist ein alarmierendes Signal.

SPIEGEL: Herr Schulz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Horand Knaup, Nikolaus Blome und Christoph Schult in Berlin.



Brennende Synagoge in Bielefeld am 10. November 1939: „Ich möchte kein Jude in Deutschland sein“

HANS ABEISSSEN / AGF-IMAGES

ZEITGESCHICHTE

Vor aller Augen

In den Tagen um den 9. November 1938 verübten die Nazis das schlimmste Pogrom in Deutschland seit dem Mittelalter. Zum 75. Jahrestag präsentiert eine Ausstellung unbekannte Berichte ausländischer Diplomaten: Jeder fünfte Deutsche begrüßte die Jagd auf Juden.

Generalkonsul Robert Townsend Smallbones hatte schon viel von der Welt gesehen. Er war in Angola gewesen, in Norwegen und Kroatien, und in Deutschland hatte er im Dienste des Vereinigten Königreichs bereits acht Jahre verbracht. Der 54-Jährige schätzte die Deutschen außerordentlich, trotz der Nazi-Diktatur. Sie seien „üblicherweise freundlich zu Tieren, zu Kindern, zu Alten und Kranken“, urteilte Smallbones in einem Bericht an das britische Außenministerium, Grausamkeit sei ihnen völlig fremd.

Darum überraschte den Vertreter des Empires, was er Anfang November 1938 erlebte. In Paris hatte ein 17-jähriger Staatenloser namens Herschel Grünspan aus Hannover den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath angeschossen. Er wollte damit gegen Adolf Hitlers Judenpolitik protestieren. Zunächst machten die Nazis nur in Hessen Jagd auf Juden, aber nach dem Tode Roths am 9. November wurden überall im Reich Synagogen niedergebrannt, Schaufenster jüdischer Geschäfte eingeschlagen, Tausende in Konzentrationslager gebracht und misshandelt.

Robert Townsend Smallbones berichtete aus Frankfurt am Main, Juden hätten in einer großen Halle knien müssen, mit dem Kopf auf dem Boden. Manche hätten sich erbrochen, und SS-Leute hätten dann die Männer am Nacken gepackt und „mit Gesicht und Haaren den Boden aufgewischt“. Nach einigen Stunden seien die Opfer ins KZ Buchenwald transportiert, viele von ihnen dort gefoltert, einige totgeprügelt worden. Man habe die Häftlinge sogar gezwungen, einander in den Mund zu urinieren. Smallbones erfuhr solche Details von einem Golfpartner, einem deutschen Juden, nach dessen Entlassung aus Buchenwald.

„Ich habe mir immer eingebildet, den Charakter der Deutschen zu kennen“,

schrrieb der Generalkonsul, aber diesen „Ausbruch sadistischer Grausamkeit“ habe er nicht erwartet.

Die Hetzjagd im November 1938 dauerte mehrere Tage, auch wenn in Geschichtsbüchern oft nur von einer sogenannten Reichskristallnacht die Rede ist, weil Propagandachef Joseph Goebbels am 10. November per Radio das Ende der Ausschreitungen verkündete. Nach Schätzungen von Experten starben in jenen Tagen bis zu 1500 Menschen. Es war das schlimmste Pogrom in Deutschland seit dem Mittelalter.

In dieser Woche jährt sich die „Katastrophe vor der Katastrophe“ (der Leipziger Historiker Dan Diner), was

das Auswärtige Amt (AA) zu einem ungewöhnlichen Schritt veranlasst hat. Es bat 48 Staaten, die schon 1938 diplomatische Vertretungen in Deutschland unterhielten, in den Archiven nach Berich-



SANDRA WELLINGTON, BRASILIEN

„Die Erklärung für diesen Ausbruch sadistischer Grausamkeit könnte die in Deutschland weitverbreitete Neigung zu sexuellen Perversionen sein.“

ROBERT TOWNSEND SMALLBONES, britischer Generalkonsul in Frankfurt am Main

ten zum Novemberpogrom zu suchen. Seit Monaten treffen nun im AA Kopien historischer Akten ein; die Papiere sind oft nicht einmal Experten bekannt. Ab kommenden Montag zeigen das Auswärtige Amt und das Berliner Centrum Judaicum eine Auswahl in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße („Von innen nach außen. Die Novemberpogrome 1938 in Diplomatenberichten aus Deutschland“). Trotz der oft knappen Form der Berichte und der kühlen

Mark, 3400 Reichsmark in bar und andere wertvolle Dinge“. Die Schläger hätten die Ehefrau ausgezogen und versucht, „sie zu vergewaltigen“.

Auch deutsche Juden suchten Schutz in ausländischen Vertretungen, insbesondere bei den Amerikanern. Das Konsulat werde „von Juden aus allen Teilen des Reiches überschwemmt“, berichtete der US-Generalkonsul in Stuttgart, Samuel W. Honaker. Zu Tausenden würden sich Flüchtlinge in den Räumen und Fluren

sionen“ habe zu dem Gewaltausbruch geführt.

Doch Hitler hatte nur die Gelegenheit genutzt, wie Recherchen von Historikern nach dem Zweiten Weltkrieg ergaben. Er war in München, als am Nachmittag des 9. November die Nachricht vom Tode des Diplomaten Rath eintraf. Die oberste Parteiführung versammelte sich jährlich an diesem Tag, um des gescheiterten Hitlerputsches von 1923 zu gedenken. Nach Rücksprache mit Hitler heizte Propagandaminister Goebbels die Stimmung am Abend an. In seinem Tagebuch notierte er, dass die Funktionäre nach seiner Rede „gleich an die Telephone sausten“. Sie gaben der braunen Basis Anweisung, die ihrerseits darauf brannte, gegen Juden vorzugehen. Noch in der Nacht begann der Exzess.

Viele Synagogen in Württemberg, Baden oder Hohenzollern seien „von disziplinierten und gut ausgerüsteten jungen Männern in Zivilkleidung angesteckt worden“, berichtete US-Konsul Honaker, und das Vorgehen sei „praktisch immer“ identisch gewesen: „Die Türen der Synagogen wurden aufgebrochen. Teile des Gebäudes und der Möbel wurden mit Benzin übergossen und angezündet, Bibeln, Gebetsbücher und andere sakrale Dinge in die Flammen geworfen.“ Insgesamt 1406 Synagogen brannten nieder.

Dann begann das Einwerfen der Schaufenster der Geschäfte. Vor allem in Berlin fiel es leicht, diese zu finden, da die Nazis einige Monate zuvor die jüdischen Inhaber gezwungen hatten, ihre Namen in großen Buchstaben mit weißer Farbe auf die Schaufensterscheiben zu schreiben.

Im Laufe des nächsten Tages kam dann die zweite Welle, wie der ungarische Geschäftsträger aus der Hauptstadt berichtete: „Nach dem Schulenterricht nachmittags wurden 14- bis 18-jährige Halb-

starke, hauptsächlich Angehörige der Hitlerjugend, auf die Läden losgelassen. Sie drangen in die Geschäfte ein, kehrten dort das Unterste zuoberst, zerschlugen alle Möbel und alles Glas, warfen alle Waren durcheinander und verließen dann

unter Hochrufen auf Hitler den Tatort, um sich ein neues Betätigungsfeld zu suchen. In den östlichen Stadtbezirken wurden die verwüsteten Läden auch von der Bevölkerung geplündert.“

Einer Anweisung folgend, zeigten sich die Täter nicht in Parteiuniform. Denn Goebbels wollte die Öffentlichkeit glauben lassen, in dem Pogrom habe sich „die berechnete und verständliche Empörung des deutschen Volkes“ über den Tod des Diplomaten Rath Luft verschafft; die Polizei sei da machtlos.



„Aus der Wohnung wurden viele Wertgegenstände geraubt, darunter ein Radioapparat, ein Scheck über 3600 RM, 3400 RM in bar und andere wertvolle Dinge. Sperlings Ehefrau wurde nackt ausgezogen, und die Schläger versuchten, sie zu vergewaltigen.“

FELIKS CHICZEWSKI, polnischer Konsul in Leipzig

Sprache der Diplomaten handelt es sich um bedrückende Dokumente von zeit-historischem Wert. Sie zeugen vom Schicksal des jüdischen Waisenheims in Esslingen, aus dem der braune Mob Kinder auf die Straße trieb; von Juden, die in Zweierreihen durch Kehl marschieren und „Wir sind Verräter Deutschlands“ brüllen mussten; von verängstigten Menschen, die sich in Wäldern um Berlin versteckten.

Bemerkenswert an den Dokumenten ist freilich auch, was sie nicht enthalten, und insofern erinnern sie an das folgenschwere Versagen der internationalen Staatengemeinschaft. Denn die Diplomaten verurteilten zwar fast einhellig die Morde und Zerstörungen. Die Briten sprachen von „mittelalterlicher Barbarei“, die Brasilianer von einem „abscheulichen Spektakel“, die Franzosen von einem „Ausmaß an Brutalität“, das nur „von den Massakern an den Armeniern übertroffen“ werde – gemeint war der türkische Genozid von 1915/16.

Dennoch brach niemand die Beziehungen zu Berlin ab oder verhängte Sanktionen; nur Washington rief den Botschafter zurück. Vor allem aber blieben die Grenzen fast aller Staaten für die rund 400 000 jüdischen Deutschen weitgehend verschlossen.

Dabei hatten viele diplomatische Vertretungen mit Opfern schon deshalb Kontakt, weil SS- und SA-Männer, Funktionäre von NSDAP und Hitlerjugend auch ausländische Juden drangsalierten, die in Deutschland lebten. Allein in das polnische Konsulat in Leipzig waren Anfang November mehr als tausend Juden vor den Nazis geflüchtet. Beispielhaft berichtete der örtliche Konsul vom Schicksal der Familie Sperling. Sie seien halb totgeprügelt, aus der Wohnung „viele Wertgegenstände geraubt (worden), darunter ein Radioapparat, ein Scheck über 3600

des sechsstöckigen Gebäudes drängen und „um ein sofortiges Visum oder ein anderes Ausreisepapier betteln, das die Polizei davon abhalten soll, sie zu verhaften oder zu behelligen“.

Über das Ausmaß des Grauens zeigten sich die meisten Diplomaten daher gut informiert, schließlich erzählten die verzweifelten Menschen von ihren Erlebnissen. Zudem waren die leeren Fensteröffnungen und verwüsteten Verkaufsräume jüdischer Geschäfte nicht zu übersehen.

Noch zielte Hitler weniger auf die Ermordung der Juden in Deutschland als vielmehr auf ihre Vertreibung, was ein finnischer Gesandter entsprechend in die Heimat berichtete: „Die Einstellung des deutschen Staates zu den Juden ist derart bekannt, dass es nicht lohnt, darüber viel zu schreiben. Es werden immer schärfere Maßnahmen gegen sie ergriffen mit der Absicht, sie auf die eine oder andere Art



„In den östlichen Stadtbezirken wurden die verwüsteten Läden auch von der Bevölkerung geplündert. Polizei war nirgends zu sehen.“

JENŐ GHYCZY, ungarischer Geschäftsträger in Berlin

aus dem Deutschen Reich hinauszubekommen.“

Allerdings rätselten die Diplomaten, warum die Nazis derart gewaltsam vorgehen. Schließlich war der internationale Ansehensverlust enorm. Frankreichs Vertreter glaubten an einen Machtkampf in der Nazi-Führung. Der Schweizer Gesandte nahm an, Hitler habe auf diese Weise seine Macht demonstrieren wollen. Der Brite Smallbones wiederum vermutete, die angeblich in Deutschland „weitverbreitete Neigung zu sexuellen Perver-

Doch diese Version der Ereignisse glaubte ihm unter den Diplomaten niemand – ausgerechnet die „schlagkräftigste, am straffsten organisierte, perfekt ausgerüstete und brutalste Polizei der Welt mit den besten Voraussetzungen, jeden Aufruhr im Volk unverzüglich zu unterdrücken“, spottete ein brasilianischer Botschaftsrat.

Schon die Gleichförmigkeit des Vorgehens in Hunderten Städten und Dörfern entlarvte diese Lüge. Vor allem aber verhielten die meisten Deutschen sich nicht so, wie es das Regime erwartet hatte.

Zwar plünderten manche, aber viele Diplomaten berichteten wie der finnische Vertreter Aarne Wuorimaa von „vernichtender Kritik“ aus der Bevölkerung: „Ich schäme mich als Deutscher“ sei eine „ganz häufige Äußerung, die man hört“. Allerdings bleibt in den Schilderungen zumeist offen, ob die Kritiker die Entrechtung der Juden grundsätzlich ablehnten – oder nur die rabiaten Methoden.

US-Generalkonsul Honaker schätzte den Anteil jener Deutschen, die das Pogrom befürworteten, auf 20 Prozent. Die Zahl weist eine erstaunliche Parallele zu einer Meinungsumfrage auf, die die Amerikaner 1945 – also nach dem Holocaust – in ihrer Besatzungszone durchführten. Ein Fünftel der Befragten stimm-

FINNISCHES AUSSENMINISTERIUM, HELSINKI



„Ich schäme mich als Deutscher“ ist eine ganz häufige Äußerung, die man hört.“

**AARNE WUORIMAA,
Vertreter Finnlands in Berlin**

ten seinerzeit noch „mit Hitler in der Behandlung der Juden überein“, bekannten sich also dazu, mörderische Antisemiten zu sein.

Für viele der späteren Täter des Holocaust markierte die sogenannte Reichskristallnacht eine Zäsur. Plötzlich schien alles möglich, schreibt der Historiker Raphael Gross über die aufkommende Stimmung, die Nazis hätten sich „wie Pioniere (gefühlte), die gerade erfolgreich Neuland betreten hatten“*.

Das Regime erließ in den folgenden Wochen eine Fülle von Einzelmaßnahmen, um Juden zu drangsalieren und auszuplündern. Jüdische Kinder durften nicht mehr allgemeine Schulen besuchen, jüdische Erwachsene nicht mehr Hand-

werksbetriebe führen oder Hochschulen betreten. Ausgerechnet die Opfer mussten als „Sühneleistung“ eine gigantische Zwangsabgabe von einer Milliarde Reichsmark zahlen. „Ich möchte kein Jude in Deutschland sein“, dröhnte Hitlers Adlatus Hermann Göring.

Zum Unglück der jüdischen Deutschen entging vielen internationalen Beobachtern, wie radikal die Nazis inzwischen über ihre Opfer dachten. Vielleicht hätten mögliche Exilländer wie die USA oder Brasilien sonst ihre rigiden Einwanderungsbestimmungen gelockert, die zum Haupthindernis für fluchtwillige Juden wurden.

Doch selbst die Diplomaten von Hitlers engstem Verbündeten Italien schrieben im November 1938 noch, es sei „nicht vorstellbar“, dass die Juden in Deutschland „eines Tages alle an die Wand gestellt oder zum Selbstmord verurteilt werden oder dass man sie in riesige Konzentrationslager einsperrt“.

Knapp drei Jahre später begann die systematische Ermordung der europäischen Juden.

KLAUS WIEGREFE

* Raphael Gross: „November 1938. Die Katastrophe vor der Katastrophe“. C.H. Beck, München; 128 Seiten; 8,95 Euro.



**Video: Juden Hass in
Nazi-Deutschland**

<http://www.spiegel.de/app452013pogrom>
oder in der App DER SPIEGEL

bugatti
THE EUROPEAN BRAND

FASCINATING EUROPE:
COPENHAGEN is
HOME to
the **HAPPIEST**
PEOPLE in the
WORLD.
And **GOODNESS**
KNOWS it's not
the WEATHER.

 Shop now at bugatti-fashion.com



Turniersieger Karabulut auf Zypern: „Ihm ist was passiert, ihr müsst zur Polizei“

KRIMINALITÄT

Falsches Spiel

Die Polizei sucht seit Monaten nach einem Pokerspieler aus Bayern. Seinen Wagen hat sie gefunden, den Mann nicht. Wurde er ermordet? Spuren führen zu einem Wettpaten.

Am 4. März, einem Montag, steht ein Mann nachts an einer Straßenkreuzung im Augsburger Stadtteil Lechhausen. Hier endet die Spur der Polizeihunde; hier beginnt das Rätsel.

Der Mann heißt Kadir Karabulut, er stammt aus dem schwäbischen Dillingen, ist 41 Jahre alt und 1,82 Meter groß. An der Kreuzung könnte er in ein Auto gestiegen sein; vielleicht freiwillig, vielleicht nicht. Wohin das Auto gefahren ist, wissen die Ermittler nicht. Die Innenstadt liegt nur wenige Kilometer entfernt, auch die A8 München-Stuttgart ist mit dem Auto in nur drei Minuten zu erreichen.

Bis zu jenem Abend verdiente Karabulut sein Geld beim Pokern. Er spielte gut, er gewann oft. Bei prominent besetzten Turnieren kam er ins Finale. „Sein Stern ging gerade auf“, sagt seine Familie, „Kadir hatte immer Geld: Er gewann Turniere, sein Name stand auf den Pokerseiten im Internet.“

Eine Lehre als Elektriker hatte Karabulut abgebrochen, anschließend einen Döner-Imbiss betrieben. Den übernahm ein älterer Bruder, Kadir hingegen trieb

Sport. Er trainierte verbissen, den Kampfsport Kung Fu Wing Chun übte er bis zur Perfektion, seine Freunde sagen: „Der kann mit ein paar Griffen zwei Leute hinlegen, auch wenn sie bewaffnet sind.“ Kann? Oder konnte?

Kadir Karabulut ist weg, seit acht Monaten bereits. Alles scheint möglich. Dass er bei den falschen Leuten zu hohe Spiel-schulden hatte und von ihnen getötet wurde. Dass er Zocker betrogen hat, die sich das nicht haben gefallen lassen. Oder dass er ein neues Leben begonnen hat, irgendwo, und dass es ihm gutgeht – auch das ist nicht auszuschließen.

Die Ermittler aber halten einen anderen Verlauf für wahrscheinlich, sie gehen von einem Verbrechen aus. Karabulut hat am 4. März dreimal mit einem Pokerspieler aus Augsburg telefoniert – auch der ist verschwunden. Anfang März hatte er auch Kontakt zu Nurretin Günay aus Osnabrück; Günay betrieb vor Jahren etliche Wettbüros in Deutschland und war 2010 bei der Aufklärung von rund 170 manipulierten Fußballspielen der entscheidende Zeuge – er verließ Anfang

März Deutschland in Richtung Türkei.

Alles nur Zufall? Oder wurde Karabulut ein Opfer von Männern, die mit Sportwetten betrügen und angeblich vor nichts zurückschrecken?

Karabuluts Eltern kamen als Gastarbeiter aus der Türkei nach Deutschland, jeder Pfennig wurde für die Söhne gespart. Kadir, der jüngste, musste nie wirklich arbeiten. Seine Karriere am Kartentisch begann er, indem er kleine Turniere organisierte. Er lobte Sachpreise aus, die er von spendablen Geschäftsleuten günstig bekommen hatte: Uhren, Computerteile, Fernseher. Diese Hobby-Turniere verschafften ihm ein Startkapital.

Als er sich dann vor ein paar Jahren ganz aufs Pokern verlegte, hatte er schnell Erfolg. Quer durch Europa flog er zu Wettkämpfen, spielte an einem Tisch mit Profis. „Plötzlich trug er Boss-Anzüge“, sagt ein Verwandter. „Er hatte Geld, er hätte sich einen Porsche kaufen kön-

nen oder ein Haus, aber das war ihm nicht wichtig.“

Karabulut lebte in einer einfachen Mietwohnung auf einem Bauernhof. Der Landwirt kümmerte sich um ihn, knipste das Licht aus und sperrte ab, wenn der Mieter nachts wieder weggefahren war. Er brachte frische Eier und Brot, damit das Nötigste im Kühlschrank war. Karabulut schlief tagsüber, nachts pokerte er. Mal online an mehreren Laptops zu Hause, mal bei Freunden in Augsburger Hinterzimmern.

2010 soll Ali Tekintamgaç, genannt Mafia-Ali, auf ihn aufmerksam geworden sein. Der Deutschtürke ist berüchtigt in europäischen Casinos, er gewann Tausende Euro bei Pokerturnieren. Meistens spielte er „No Limit Hold'em“: Das Spiel ist zu Ende, wenn einer alles gewonnen hat. Er umgab sich mit Bodyguards und einer Schar Landsleute, die ihn hofierten und mit ihm reisten.

Tekintamgaç nahm Karabulut in seinen Clan auf. „Er hat gemerkt, was der kann, er hat ihn gemolken“, sagen Freunde aus Dillingen. Tatsächlich traten beide häufig zusammen auf. Was Karabulut gewann, wurde geteilt.

Die Familie zeigt ein Foto aus dem Hotelcasino des Merit Crystal Cove in Nordzypern. Karabulut präsentiert ein dickes Bündel Dollarnoten, die Einnahmen einer durchzockten Nacht. „Auch da warteten schon die Geier“, heißt es in Dillingen, „die wollten ihren Anteil.“

Inzwischen glauben Staatsanwälte in Frankreich und Augsburg, dass das erfolgreiche Paar nicht dem Zufall oder seinem

**Schon 1962
galt für uns:
Weniger ist
mehr!**



**Heute gilt:
Weniger ist
mehr denn je!**

**Und heute entwickeln wir einfache, effiziente
Dokumenten-Prozesse für das moderne Büro,
die ganz ohne Papier auskommen und sich
wie von selbst erledigen. Melden Sie sich!**

www.triumph-adler.de

Wir erfinden das Büro neu – seit 1898.



www.triumph-adler.de/erledigt

**Für jede unserer
Lösungen haben wir
natürlich auch die
smarte Hardware.**



Was macht Badischen Wein so einzigartig?



Aurelia Warther
Badische Weinkönigin 2013/14



Genießer finden ihn auf der Weinkarte
aller Sternerrestaurants Badens.

Baden ist nicht nur Deutschlands südlichstes Weinland – wo die Sonne öfter und wärmer scheint als in jeder anderen Region – sondern auch das Anbaugebiet mit den meisten Sternerrestaurants. Und alle setzen auf den wahren Genuss. Unsere Weine sind mit Liebe gemacht und vereinen die ganze badische Lebensart in sich: die Freude an gutem Essen, feinen Spezialitäten, höchster Qualität und echter Gastfreundschaft.



BADISCHER WEIN
Von der Sonne verwöhnt

www.badischerwein.de

Deutschland

Talent vertraute. Tekintamgaç soll bei großen Turnieren betrogen haben.

Dieser Verdacht kam erstmals 2010 bei der Spanischen Meisterschaft der World Poker Tour in Barcelona auf, dort gewann Tekintamgaç knapp 280 000 Euro. Neben seinem Tisch soll stets derselbe Fotograf postiert gewesen sein, angeblich ein Blogger, der von großen Turnieren berichtet. Mitspieler äußerten den Verdacht: Der angebliche Berichterstatter habe Karten ausgespäht und Tekintamgaç Zeichen gegeben.

Im Januar 2011 flog Karabulut aus einem Turnier im niederländischen Utrecht. Sämtliche Turnierteilnehmer drohten damit, nicht mehr weiterzuspielen, nachdem Karabulut gemeinsam mit Tekintamgaç und einem Fotografen bei dem Wettbewerb aufgetaucht war. Das Duo reagierte empört. Er kenne diesen Reporter nicht, so wird Tekintamgaç auf der Website hochgepokert.com zitiert. Karabulut kündigte an, sein Startgeld von 1500 Euro einzuklagen.

Im Herbst 2012 schalteten Casinobetreiber in Frankreich die Polizei ein. Tekintamgaç soll in Cannes 70 000 Euro ergaunert haben – diesmal mit Hilfe gezinkter Karten. Sein Anwalt Michael Weiss bestreitet die Vorwürfe; in Cannes seien 30 Runden bis zum Finale gespielt worden, dabei könne man unmöglich manipulieren. Pariser Anwälte sollen nun Schadensersatz für Tekintamgaç erstreiten. Sein Ruf sei ruiniert, klagt er.

Nach dem Ärger in Frankreich soll sich der Augsburger Poker-Clan auf Zypern konzentriert haben. Dort, sagen Ermittler, werde nicht so genau kontrolliert.

Seit gut einem Monat sitzt Tekintamgaç in Augsburg in Untersuchungshaft. Der Vorwurf: gewerbsmäßiger Betrug beim Pokerspiel. 23 Zocker aus seinem Umfeld in Augsburg sollen beteiligt gewesen sein. Sie haben angeblich besondere Kontaktlinsen benutzt, mit denen kleinste Zeichen auf gezinkten Spielkarten zu sehen sind. Außerdem sollen sie über winzige Lasergeräte, versteckt in Zigarettenschachteln, verfügt haben: Diese erkennen Magnetstreifen in den Karten und senden ein Signal an ein Empfangsgerät im Ohr des Spielers.

Tekintamgaç' Anwalt Weiss bezeichnet die Vorwürfe als weitgehend haltlos; allerdings räume sein Mandant ein, dass bei zwei Spielen „technisches Gerät zur Erkennung der Spielkarten“ eingesetzt worden sei.

Sein Kompagnon Karabulut aber bleibt verschwunden. Ob er so reich war, wie

seine Familie glaubt, lässt sich nicht nachweisen. Laut einer Poker-Datenbank gewann er in den vergangenen Jahren bei offiziellen Turnieren lediglich 100 000 Euro. Die Ermittler gehen davon aus, dass er weitere Einnahmequellen hatte.

Möglicherweise war er gemeinsam mit Tekintamgaç in den grauen Markt der Sportwetten eingestiegen – und dabei dem Paten Nurettin Günay in die Quere gekommen. Dem waren bis mindestens 2009 manipulierte Pokerrunden vertraut: Bei seinen Turnieren im Osnabrücker Club Emperyal, in dem auch Spieler der Fußball-Bundesliga verkehrt haben sollen, wurden Karten mit versteckten Kameras ausgespäht.

Verschwand Karabulut, weil er nach dem Vorfall in Utrecht Ermittlungen befürchtete? Oder tauchte er aus Angst vor mächtigen Bossen der Wett-szene ab?

Kurz vor seinem Verschwinden, am 28. Februar, war Karabulut von Zypern zurückgekehrt. Dort hatte er als Vertreter des Casinos gegen die übrigen Teilnehmer gespielt und das Turnier gewonnen. Sein Anteil am Gewinn belief sich auf 18 000 Euro.

Am 1. März meldete er sich bei Verwandten und kündigte einen Besuch an.

Er sprach von einem Flug nach Istanbul etwa eine Woche später. Am 3. März besuchte er seine Schwägerin, er sei blass und dünn gewesen, sagt die Familie.

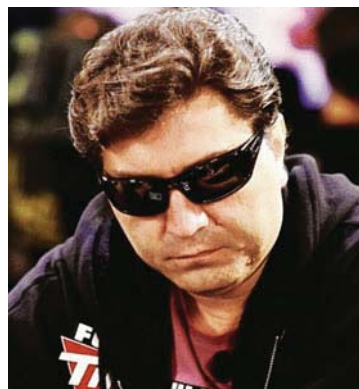
Für den 5. März sei er mit einem Freund zum Pokern verabredet gewesen. Als er nicht erschien, habe der Freund die Verwandten verständigt. „Kadir geht nicht ans Telefon, ihm ist was passiert, ihr müsst zur Polizei“, sagte der Mann.

Der Familie kommt es merkwürdig vor, dass der Anrufer von einer Gewalttat ausging, nur weil er seinen Freund einige Stunden lang nicht erreichen konnte. Bei der Räumung von Karabuluts Wohnung fand sie unter anderem Laptop, Ausweise, Kleidung und einen Waffenschein für eine Pistole. Die Waffe fand sie nicht.

Vier Wochen nachdem Karabulut verschwunden war, entdeckte die Polizei seinen schwarzen Audi A4 in Augsburg-Lechhausen. Er stand auf einem Parkplatz in einer ruhigen Seitenstraße. Die Polizeihunde nahmen Witterung auf, die Spur verlor sich nach 250 Metern. Anzeichen für einen Kampf fanden sich nicht. Das Auto war versperrt und unbeschädigt. Nur das Navigationsgerät war ausgebaut.

Die Ermittler fanden in dem Wagen gezinkte Karten.

RAFAEL BUSCHMANN,
CONNY NEUMANN



Beschuldigter Tekintamgaç
Laser in Zigarettenschachteln

QUELLE: HOCHGEPOKERT.COM



RAUMGEFÜHL IN JEDER DIMENSION. #RAPIDSPACEBACK



Der Neue ŠKODA Rapid Spaceback.

Von außen begeistert sein kompaktes, dynamisches sowie frisches Design. Von innen überzeugt das großzügige Platzangebot für alle Insassen inklusive Gepäck. Und aus allen Blickwinkeln werden Sie die vielen cleveren Details genauso beeindruckt wie die enorme Ausstattungsvielfalt. Und das alles zum ŠKODA typischen Preis-Wert-Verhältnis. So definiert der Neue Rapid Spaceback nicht nur das Gefühl von Raum und Komfort in seiner Klasse völlig neu, er lenkt auch alle Blicke auf sich. Erleben Sie ihn selbst bei einer Probefahrt. Weitere Informationen erhalten Sie bei Ihrem ŠKODA Partner, unter 0800/99 88 999 oder www.skoda-auto.de

Kraftstoffverbrauch in l/100 km, innerorts: 7,4 – 4,8, außerorts: 4,8 – 3,4, kombiniert: 5,8 – 3,9. CO₂-Emission, kombiniert: 134 – 104 g/km (gemäß VO (EG) Nr. 715/2007).

Was war da los, Herr Xiao?

Xiao Zhongwu, 49, Kakerlakenzüchter aus der chinesischen Provinz Shandong, über Fruchtbarkeit: „Viele Menschen verabscheuen meine Insekten, aber dafür gibt es keinen Grund. Kakerlaken sind nützlich. Ich esse sie ständig, allerdings nur gekocht. Manche Leute essen sie lebend, das schaffe ich nicht. Kakerlaken sind gesund, in China stellen wir Medizin aus ihnen her. Ich züchte Tiere der Art *Periplaneta americana*, die mögen es warm, feucht und dunkel. Man muss sie gut füttern und die Räume belüften, so viel kann ich sagen, aber ich werde nicht alle Geheimnisse meiner Zucht verraten. Ich halte die Insekten auf 3000 Quadratmetern. Sie vermehren sich wirklich jeden Tag. Es ist ein gutes Geschäft, ich verdiene umgerechnet bis zu 12 000 Euro im Jahr. Einer meiner Verwandten schenkte mir vor vier Jahren ein paar Eier, damit habe ich angefangen. Inzwischen versuche ich, mehr Land zu bekommen. Meine Frau hat nichts gegen die Kakerlaken, solange ich sie nicht zu Hause aufziehe.“



Xiao

GILLES SARRIE

Müssen wir uns vor Trümmern aus dem All fürchten, Herr Klinkrad?

Heiner Klinkrad, 60, ist Leiter der Abteilung für Weltraummüll bei der Europäischen Weltraumbehörde.

SPIEGEL: Herr Klinkrad, haben Sie den Hollywood-Spielfilm „Gravity“ im Kino gesehen, bei dem herumfliegende Satellitentrümmer der Spaceshuttle zerstören?

Klinkrad: Ja, mit meiner Frau.

SPIEGEL: Und?

Klinkrad: Ihr hat der Film gefallen.

SPIEGEL: Irgendwann diese Woche werden Trümmer des Forschungssatelliten „Goce“ auf der Erde einschlagen. Lässt sich sagen, wo genau das sein wird?

Klinkrad: Das ist erst etwa einen Tag vor dem Aufschlag möglich. Wir gehen davon aus, dass einige Bruchstücke des Satelliten, bis zu 90 Kilo schwer, als Trümmer auf die Erde regnen werden.

SPIEGEL: Kann man die Bahn des Satelliten denn noch beeinflussen?

Klinkrad: Nein, das ist nicht mehr möglich. Der Treibstoff des Satelliten ist aufgebraucht.

SPIEGEL: Das klingt jetzt aber nach Glücksspiel.

Klinkrad: Glücksspiel ist ein zu hartes Wort, man muss das im Kontext sehen. Die Menschheit betreibt seit 56 Jahren Raumfahrt. In dieser Zeit sind mehr als 15 000 Tonnen Material zurück auf die Erde gestürzt, und nie wurde ein Mensch verletzt.

SPIEGEL: Im Dezember 2011 durchschlug ein Teil eines russischen Kommunikationssatelliten das Dach eines Hauses in Sibirien.



Szene aus „Gravity“

WARNER BROS.

Klinkrad: Dass so etwas bei „Goce“ passiert, ist extrem unwahrscheinlich. Er fliegt auf einer nahpolaren Umlaufbahn. Die Wahrscheinlichkeit, dass seine Trümmer im Meer landen, liegt bei etwa 68 Prozent. Und die Wahrscheinlichkeit, dass ein einzelner Mensch getroffen wird, ist denkbar gering. Es ist 250 000-mal wahrscheinlicher, dass Sie oder ich den Lotto-Jackpot knacken, als dass wir von Satellitentrümmern getroffen werden.

SPIEGEL: Kann man Satelliten auch kontrolliert abstürzen lassen?

Klinkrad: Ja, das ist möglich. Es gibt eine „dump area“ im Südpazifik, zwischen Chile und Neuseeland. Keine Inseln, kaum Schifffahrts- und Flugrouten. Man spart sich Treibstoff auf, bremst den Satelliten und zwingt ihn zum Absturz in dieser Region.

SPIEGEL: Warum wurde das bei „Goce“ nicht gemacht?

Klinkrad: Mit seiner Technik war das Gebiet für ihn nicht erreichbar.

Human medizinisch

Humanmedizin ist erst dann human, wenn sie alle Menschen erreicht. Die Kleinen und die Großen. Die Jungen und die Alten. Die Armen und die Reichen. Gesundheit will verstanden werden. Und muss daher auch verständlich sein. Dabei hilft das Gespräch in der Apotheke. Und die Apotheken Umschau: mit ihrer Stärke, Kompliziertes einfach wiederzugeben. Immer für alle da zu sein.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- ▶ **Weichteil-Rheuma:**
Wie Sie die Schmerzen effektiv bekämpfen
- ▶ **Reanimation:**
Welche Notfall-Maßnahmen Leben retten
- ▶ **Blei im Trinkwasser:**
Was Sie über die Grenzwerte wissen sollten
- ▶ **Fersensporn:**
Wie Ihnen Einlagen und Physiotherapie helfen
- ▶ **Hautpflege:**
Alles über die wichtigsten Kosmetik-Wirkstoffe

Alle 14 Tage **NEU**
in Ihrer Apotheke.



Die letzte Vorstellung

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Warum sich ein Kartenabreißer auf die Bühne des Burgtheaters wagte

Es gibt Berufe, die eigentlich keine Berufe sind. Sie sind Funktionen. Man nimmt sie, wenn überhaupt, nur ein paar Sekunden lang wahr, ihre Handgriffe könnten auch von Maschinen erledigt werden. Kartenabreißer, das ist so ein Beruf: ein Hindernis auf dem Weg zu einem Vergnügen. Es gibt keine Lieder über Kartenabreißer. Es gibt keine Helden unter ihnen. Es gab jedenfalls keine – bis Christian Diaz auftrat.

Er mochte das Leben als Kartenabreißer, sagt er heute, auch wenn es nur ein studentischer Nebenjob war. Er öffnete Türen. Er drückte für andere Menschen den Knopf im Lift. Er spendete ihnen Licht auf dem Weg zu ihrem Platz. Er arbeitete im Wiener Burgtheater, einem der ehrwürdigsten Theater der Welt. Dort nennt man Kartenabreißer „Billeteure“, dort trug er einen dunkelblauen Anzug mit goldenen Knöpfen und eine rote Seidenkrawatte. Das ganze Theater ist eine Erinnerung ans Kaiserreich, und wenn man durch die Logen spazierte, konnte man das Gefühl haben, dass Franz Joseph I. jederzeit hereinkommen und nach einer Wurst verlangen könnte. Es war eine schöne Welt, bis sich Diaz seine Gehaltsabrechnung genauer ansah.

Dort stand nicht „Burgtheater“ als Arbeitgeber, sondern „G4S“. Diaz gab die drei Zeichen bei einer Suchmaschine ein und erschrak. Er las, dass dieser Name für einen Sicherheitskonzern steht. Sein Job war schon vor Jahren ausgelagert worden, an ein Fremdunternehmen. Er hatte auf einmal nichts mehr mit dem Kaiserreich zu tun, sondern mit einem ehemals dänischen Security-Unternehmen mit Hauptsitz in Großbritannien. Er las, dass er mehr als 600 000 Kollegen in über 120 Ländern habe. Sie führen zum Beispiel private Gefängnisse in England und in den USA. Sie betreiben Abschiebegefängnisse. Sie arbeiten in Minen, fahren Sicherheitstransporte, sichern westliche Firmen in Afghanistan, Banken, Botschaften, Ölpipelines, Atomkraftwerke und Flughäfen weltweit. Diaz las auch, dass G4S Menschenrechtsverletzungen und Verletzungen des internationalen Rechts vorgeworfen werden.

Auch wenn G4S diese bestreitet – das alles gefiel ihm nicht. Die Welt, in der

er arbeitete, war keine schöne Welt mehr. Sie war auf einmal „aus den Fugen“, wie es in dem Theaterstück „Hamlet“ heißt, das im Burgtheater gespielt wurde. Und Diaz dachte nach: Wenn das Theater die großen Fragen des Lebens verhandelt, dann gehört dieses Wissen um Abschie-

positioniert. Ich träume von einem Theater, das sich gegen die Politik stellt, welche Outsourcing, Privatisierung und damit wachsende Ungerechtigkeit in unserer Gesellschaft fördert.“

Diaz zieht vor dem großen Auftritt seinen dunkelblauen Anzug an, er geht an den Platzanweisern vorbei, denn ein Kartenabreißer muss keine Karte kaufen. Er setzt sich zum ersten Mal in die erste Reihe des Theaters. Vor sich sieht er die Bühne, er ist aufgeregt. Er weiß, dass er ein Tabu brechen wird. Ein Schauspieler, der die Bühne verlässt, um Karten abzureißen, gilt als solidarisch. Aber ein Kartenabreißer, der auf die Bühne will, benimmt sich wie ein Betrüger. Diaz wird sehr höflich sein müssen, damit ihm niemand einen Vorwurf macht. Er wartet eine Pause ab, klettert auf die Bühne. Er fühlt sich auf einmal sicher. Ein Platzanweiser in seinem Anzug. Die Menschen im Publikum schauen ihn an, es sieht für sie so aus, als gehöre er zum Ensemble. Gleich wird er ihnen die Dimension eines Wiener Skandals darlegen.

Er sagt: „Sehr geehrte Damen und Herren!“

Er sagt: „Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen!“

Er sagt: „Sehr geehrtes Ensemble!“

Er sagt: „Sehr geehrte Direktion!“

Viel weiter kommt er nicht. Die Kuratorin des Kongresses unterbricht ihn, sie hat ein Mikrofon in der Hand. Für ein paar Sekunden reden beide, und es ist schwer, etwas zu verstehen. Er sagt: „Es wird nie thematisiert, was vor der Bühne stattfindet!“ Die Kuratorin sagt: „Die Leute sind gekommen, um die Schauspieler zu sehen.“ Diaz tritt ab.

Später verteilt er vor dem Burgtheater Flugblätter und veröffentlicht seine Rede im Internet. Danach bekommt er einen Brief von seinem Arbeitgeber. Darin steht: „Aus gegebenem Anlass beenden wir das Arbeitsverhältnis. Wir wünschen Ihnen für Ihre berufliche Zukunft alles Gute.“ Es folgt eine Stellungnahme des Burgtheaters. Man habe, schreibt die Direktion, „Sympathien mit allen, die in den globalisierten Märkten Gerechtigkeit suchen“. Auf die Idee, Diaz eine neue Stelle zu beschaffen, kommt im Burgtheater niemand.

JONATHAN STOCK



Diaz

Billeteur aus dem Burgtheater wurde gefeuert

Der Billeteur Christian Diaz, der letzte Woche im Wiener Burgtheater über die Arbeitsbedingungen in dem Sicherheitskonzern G4S reden wollte, wurde entlassen. Diaz, der

Aus der „Berliner Zeitung“

begefängnisse und Atomkraftwerke auf die Bühne. Er begann, eine Rede zu schreiben.

Dann, Mitte Oktober, wird im Burgtheater ein Jubiläumskongress veranstaltet, zum 125. Geburtstag des Hauses. Das Motto des Kongresses lautet: „Von welchem Theater träumen wir?“ Es soll unter anderem ein „offenes Theater der Teilhabe“ besprochen werden und „das Nationaltheater als (H)ort kultureller Identitätsbewahrung“. Diaz schreibt in seine Rede: „Ich träume von einem Burgtheater, das sich gegen das Unternehmen G4S



Begegnen Sie Menschen
und ihrer Kultur

Kataloge:

00 800/24 01 24 01

www.studiosus.com

Intensiver**leben**

Studiosus

ERFINDER

Ein seltsamer Deutscher

Zu Hause in Baden war der Schüler Catalin Voss fast gescheitert. Dann ging er ins Silicon Valley. Jetzt, mit 18, hat er eine Firma, berät Google und sammelt Geld. Die Geschichte einer Karriere, die nur in den USA gedeihen kann. *Von Alexander Osang*

ford Engineering

Die Geschichte eines jungen Mannes, der aus Baden in das Silicon Valley zog und dort eine Firma gründete, die Google berät.

Der 18-jährige Catalin Voss hat eine Firma gegründet, die Google berät. Er ist in Baden geboren und hat dort eine Ausbildung gemacht.

Während seiner Schulzeit hat er sich für Programmieren interessiert und hat sich selbstständig gemacht.



Unternehmenschef Voss

Catalin Voss ist ein rothaariger deutscher Junge, der sich viel gelangweilt hat in seinem Leben. Er wurde in der Nähe von Heidelberg groß, auf Dörfern, die Wiesenbach, Gauangelloch und Mauer heißen. Zu Hause schloss er seine Kinderzimmertür hinter sich und baute aus Legosteinen Roboter, in der Schule ärgerte er Lehrer. Er zappelte, zerriß Papier, verkaufte Stifte und schlief wenig. Die deutschen Kinderpsychologen diagnostizierten verschiedene Aufmerksamkeitsstörungen. Die Wahrheit ist wohl, dass die Erwachsenen ihm ständig Dinge beibringen wollten, die ihn nicht interessierten. Als er mit der Schule fertig war, zog Catalin Voss nach Amerika, um ein Programm gegen die Langeweile zu finden.

Jetzt ist er 18 Jahre alt, studiert Informatik an der Stanford University, lebt im Silicon Valley und hat eine Firma gegründet, die Sension heißt. Die Firma will es möglich machen, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, was sie fühlen, damit man sich auf diese Menschen einstellen kann.

Ein Programm, das so klingt, als könne es Catalin Voss helfen, aber auch seinen Lehrern und vielleicht sogar Deutschland. Es wäre eine gute Nachricht aus Amerika, was in diesen Tagen selten ist.

Catalin Voss sitzt auf einem Mauervorsprung vor der Präsidentenvilla der Stanford University und telefoniert mit dem Wissenschaftsredakteur der „USA Today“, der wissen will, wie die Google Glasses funktionieren. Google hat der Zeitung Catalin als Experten empfohlen, denn der kennt sich mit der Computerbrille aus. Er wird sie für sein Programm gegen die Langeweile nutzen. Er redet wie aufgezo-gen, sein Englisch ist makellos und voll-gestopft mit Fachwörtern. Seine roten Haare leuchten in der Nachmittagssonne, seine langen, dünnen Beine baumeln in der Luft. Es wirkt, als würde Pippi Langstrumpf die Weltformel erklären.

Als er fertig ist, springt Catalin von der Mauer und betritt die Präsidentenvilla, wo er gleich ein Seminar in Computermusik hat. Das Haus steht auf einer Anhöhe, man überblickt die Parks und Straßen der Universität. Palmen, Jogger, Bungalows, Radfahrer. Der Präsident von Stanford ist vor einiger Zeit ausgezogen, im ehemaligen Ballsaal sitzen 20 Studenten, Laptops auf den Knien. Sie sehen aus wie Revolutionäre, die das alte Gebäude besetzt haben.

Die raumhohen Fenster sind mit dicken Vorhängen verdunkelt, es gibt große Kamine und alte Leuchter, vorn, vor einem Screen, tigert ein langhaariger Japaner in einem weißen Adidas-Jersey auf und ab. Das ist Professor Ge Wang. Er hat „Smule“ erfunden. Eine App, die es erlaubt, das iPhone als Musikinstrument zu benutzen. Man kann in das Telefon

blasen wie in eine Flöte, zum Beispiel. Wang dirigiert das Laptop-Orchester von Princeton und das von Stanford. Was immer das ist.

Ge Wang sei „ziemlich berühmt“, sagt Catalin.

Er besucht das Seminar, weil er Musik mag. Er kann keine Noten lesen, aber er ist ein hervorragender Klavierspieler. Im Alter von drei Jahren setzte er sich ans Klavier und spielte, sagt seine Mutter. Einfach so. Als er zehn war, gab seine Klavierlehrerin auf, weil sie ihm nichts mehr beibringen konnte.

„Tsss, tsss, tsss, hey, hey, hey, tschit, tschit, tschit“, macht Professor Ge Wang. Sein Computer verwandelt die Laute in Wellen, die auf der Leinwand hinter ihm tanzen.

Catalin sitzt in der fünften Reihe, außen, sein rechtes Ohr ist von der Muschel eines Bose-Rauschunterdrückungskopfhörers bedeckt, das linke ist frei, seine Finger fliegen über die Tastatur seines Laptops. Er schreibt einen Code für Computerwissenschaft, ein Fach, in dem er ein wenig hinterherhinkt. Catalin Voss tanzt mit der Zeit, er ist mit einem Fuß an einem Ort, mit dem anderen bereits an einem anderen.

Er folgt einem Plan, der für durchschnittlich begabte Menschen nur schwer nachzuvollziehen ist. Langweilt er sich im Gespräch, kann man dabei zuschauen, wie die Aufmerksamkeit seinen Körper verlässt und wegsegelt. Man sitzt dann praktisch allein am Tisch. Das ist mitunter schwer zu ertragen, vor allem für die, die ständig mit ihm zu tun haben.

Amerika scheint gerade den Verstand zu verlieren, aber für Jungs mit Ideen bleibt es ein grenzenloses Land.

Catalins Eltern sind Biologen. Seine Mutter stammt aus Rumänien, sein Vater ist Deutscher, sie trennten sich, als der Junge zwei war. Seine Mutter lernte einen neuen Mann kennen, einen Physiker, der bei SAP arbeitet. Sie zogen zusammen, als Catalin zwölf war. Er war von wechselnden Interessen getrieben, aber sie wussten lange nicht, welche das gerade waren. Er schien weder an Mathematik noch an Deutsch sonderlich interessiert zu sein, er spielte weder Fußball noch Computerspiele. Seine Grundschullehrerin empfahl die Realschule, aber seine Mutter entschied sich, ihn auf dem Leonardo-da-Vinci-Gymnasium in Neckargemünd unterzubringen, einer Privatschule. Catalin bestand den Intelligenztest, aber seine Zensuren blieben schlecht. Mathe 3, Französisch 5, Latein 5.

Als er zwölf war, kam das iPhone auf den Markt und küsste ihn wach. Eine Maschine, mit der man kommunizieren konnte. Technologie, die man berühren

konnte. Weil er selbst kein iPhone besaß, verbrachte er nun viel Zeit in Heidelberger Computerläden. Er schrieb sich in der Chinesisch-AG seiner Schule ein, um mit Hilfe chinesischer Anleitungen den alten Acer-Laptop seines Vaters in einen „Hackintosh“ umzubauen. Auf dem begann er, Apps für das iPhone zu entwickeln.

Catalin spricht über diese Zeit wie über die Tage, in denen die Dampfmaschine erfunden wurde. Es ist erst sechs Jahre her, aber für ihn ist es die einschneidende Erfahrung seines Lebens. Seine Generation wurde durch die Smartphones geprägt wie die der Babyboomer durch den Fernseher.

„Es war eine Goldgräberstimmung. Jeder wollte Apps entwickeln, keiner wusste, wie. Ich habe bei Google ‚iPhone App‘ eingegeben: Es kam kein einziger Treffer. Keine Literatur, nix“, sagt Catalin. Die Apple-Dokumentationen konnte er nicht lesen, weil sein Englisch zu schlecht war. Lesen sei auch nicht seine Art zu lernen, sagt er. Er hasst Lehrbücher, er hasst Papier, er hasst diese ganze Schüler-Lehrer-Konstellation. Er probiert Dinge aus. Trial and Error. Er benutzte die Methode der Silicon-Valley-Gründer, aber das wusste er damals natürlich nicht, in seinem Kinderzimmer am Neckar.

Weil er ahnte, dass er nicht allein war, erklärte er vor seiner Videokamera seine Erfahrungen beim Bauen von Apps, stellte den Film ins Internet und legte sich schlafen. Am nächsten Morgen hatte er 30 000 Follower.

Er machte weiter, ohne dass seine Eltern wussten, was er tat. Sie schalteten

abends das WLAN in ihrem Einfamilienhaus in Wiesenbach aus. Als sie schliefen, schaltete Catalin es wieder an und sprach zur Welt. Sein Stiefvater wurde von einem Kollegen bei SAP irgendwann für die Internetauftritte seines Sohnes gelobt, denen der Mann regelmäßig folgte. Zu dem Zeitpunkt war Catalins Podcast die Nummer eins im deutschen iTunes-Store. Als er 13 war, bekam er Angebote von Headhuntern aus aller Welt. Große Firmen boten ihm Jobs an, Professoren fragten ihn für Workshops an.

„Im Internet weiß ja keiner, wie alt du bist. Es ist egal, was du bist, wer du bist und ob du Abitur hast. Wichtig ist nur, ob du weiterhelfen kannst“, sagt er.

Er wurde mit E-Mails bombardiert, die er alle beantwortete. Manchmal 300 pro Tag. Er schrieb, wie alt er war, manche schickten dann Pakete mit Süßigkeiten.

Mit 14 gründete er seine erste Firma. Catalin schrieb eine App für einen amerikanischen Designer aus Stuttgart. Sein

Vater schaute auf die Verträge, Catalin verdiente sein erstes Geld. Er hat auch ein paar andere Sachen ausprobiert. Eine Weile arbeitete er für eine Lokalzeitung, ein paar Wochen lang absolvierte er ein Praktikum in einem biochemischen Labor. Aber eigentlich wollte er schnell nach Amerika, ins Silicon Valley. Dort, das fühlte Catalin Voss, lebten die Leute, die ihn wirklich verstanden.

Als er 15 war, bewarb er sich bei Steve Capps in Palo Alto um ein Praktikum. Capps ist eine Legende im Silicon Valley, er hatte einst zusammen mit Steve Jobs den ersten Mac designt, er hat „Finder“ und „Internet Explorer“ mitentwickelt. Heute arbeitet er bei PayNearMe, einer Firma, die es Leuten, die keine Kreditkarte besitzen, ermöglicht, im Internet einzukaufen. Sie brauchen jemanden, der ihnen eine App schrieb, und der junge Deutsche kostete nichts.

„Er war hypernervös, sprach schlecht Englisch und trug jeden Tag dasselbe Hemd“, sagt Steve Capps. „Aber irgendwie war er trotzdem nicht der Durchschnitts-Nerd. Irgendetwas brannte in dem Burschen. Und wir hatten ja nichts zu verlieren.“

Sie gaben ihm zehn Wochen für die App. Nach vier Wochen war er fertig.

PayNearMe trieb damit bei Investoren 18 Millionen Dollar auf. Catalin verlängerte sein Schülerpraktikum von sechs auf zwölf Wochen und zog bei Capps ein. Manchmal saßen die beiden bis nachts um zwei am Küchentisch und programmierten. Einmal gingen sie mit Steve Jobs Kaffee trinken.

Irgendwann in diesen Tagen erkannte Catalin Voss, dass seine Zukunft in Kalifornien liegt. Er wollte an die Stanford University, wo all seine Vorbilder studiert hatten und Leute unterrichteten, die selbst Firmen gegründet hatten. Capps' Frau half ihm mit den Bewerbungen, sie machte ihm wenig Hoffnungen, als sie von seinem letzten Zeugnis hörte. Catalin schrieb seinem Mathematiklehrer Oliver Rudolph nach Neckargemünd, dass er sich von seiner 4 in Mathematik auf eine 1 verbessern werde.

„Ich habe das natürlich nicht geglaubt“, sagt Rudolph. „Die meisten Schüler werden in der elften Klasse ja eher schlechter, aber er hat es wirklich geschafft. Es war der pure Wille.“

Rudolph ist ein freundlicher, kahlköpfiger Mittvierziger. Er hatte als junger Wissenschaftler selbst eine Karriere im Ausland versucht. Er war an Universitäten in Italien, England und in einer Firma in Belgien. Es hat nicht gereicht. Er glaubt, dass er am Networking gescheitert ist. Kontakte machen, reden. Anders als Catalin, der seine Ideen auch verkaufen kann. Catalins Prüfungspräsentation beim Abitur sei nicht mehr die eines Schülers gewesen, sagt Rudolph. Er hatte gesehen, wie sein



ELENA DORFMAN / REDUX / LAIF

Schützling an ihm vorbeizog, und Rudolph scheint sich darüber zu freuen. Catalin hat angekündigt, einen Platz für ihn zu finden in der Neuen Welt, in einer Firma.

„Aber ich glaube, ich wäre nur ein negativer Posten in der Bilanz“, sagt Rudolph.

Catalin Voss kam als ein anderer Mensch von seiner ersten Amerikareise zurück, sagen alle, die ihn kennen. Der Junge hatte aufgehört, sich zu langweilen. Er hatte ein Ziel. Er sehnte sich nach Freiheit und Beweglichkeit, die er in Kalifornien gespürt hatte. Obwohl man manchmal den Eindruck bekommt, Amerika verliere den Verstand, ist es für junge Menschen mit großen Ideen immer noch ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Catalin schrieb nachts Programme, nahm auf dem Schulweg an „conference calls“ in Kalifornien teil und lernte tagsüber fürs Abitur. Er hat wenig geschlafen in seinen letzten beiden Jahren in Deutschland. Er hat sich weitgehend von Doritos-Tortilla-Chips ernährt, die ihm Steve Capps kistenweise nach Deutschland schickte. Sie hatten seinen Lieblingsgeschmack. Cool Ranch. Er machte sein Abitur mit 1,1 und wurde in Stanford angenommen.

„Ich bin in den Vorortzug eingestiegen und in Kalifornien gelandet“, sagt er. „Von Gauangelloch nach San Francisco.“

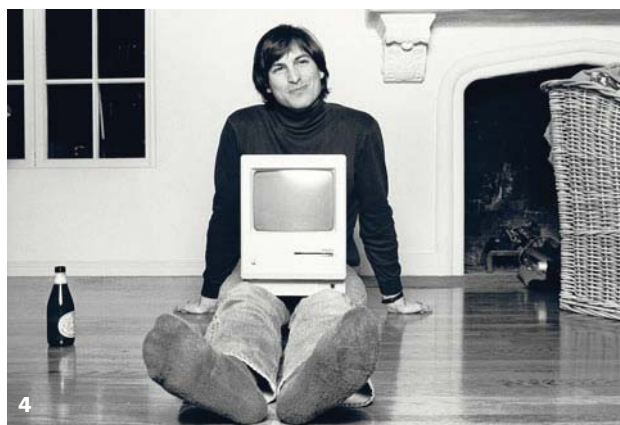
Es sind Sätze, die in seiner Biografie stehen könnten, später. Manchmal fragt man

sich, was zuerst da war, die Sätze oder die Realität. Catalin Voss schaut auf sein Leben in Deutschland inzwischen wie auf eine Art Vorschule, einen Kindergarten. Er ist ins Silicon Valley gestiegen wie in ein warmes Bad. Seit drei Jahren hat er hier eine feste Freundin, Ruby, Tochter mexikanischer Einwanderer, die in Stanford Medizin studiert. Seit zwei Jahren leben sie zusammen. Er spricht inzwischen lieber Englisch als Deutsch. Von Besuchern aus der Heimat lässt er sich höchstens noch die Gewürze für den Glühwein mitbringen.

Seine Eltern sitzen in ihrem schönen, lichten Haus in Mauer und spielen die DVD mit den Bildern ab, die sie Catalin zum Abschied schenkten. Man sieht einen rothaarigen Jungen wachsen, ein ganz normales deutsches Kind, das irgendwann aus diesem Leben von Familientreffen, Schulsportfesten und Sizilien-Urlaube verschwindet. Wenn man in seinem Kinderzimmer steht, wirkt es, als wäre er seit Jahrzehnten weg. Es ist ganz leer, auf der Terrasse liegt ein Sitzsack wie ein totes Tier. Dort habe er oft gesessen und auf die Dächer der anderen Häuser von Mauer und die Hügel am Horizont geschaut, sagt seine Mutter.

Seine Eltern glauben nicht, dass er noch einmal zurückkommt.

Es klingt stolz, wenn sie das sagen, aber auch tapfer. Sie haben noch eine gemein-



Jugendliche Genies

1 Facebook-Leiter Zuckerberg in seinem Büro in Palo Alto 2006

2 Google-Erfinder Page, Brin 2004

3 Microsoft-Chef Gates 1990

4 Apple-Gründer Jobs 1984 mit seinem ersten Mac

same Tochter, die ist vier, setzt sich nicht einfach ans Klavier und spielt los, sie ist geduldiger als Catalin und will, soweit man das schon sagen kann, nicht die ganze Welt verbessern.

„Catalin ist ein Mensch, der sehr stark in den Kategorien Richtig oder Falsch denkt“, sagt sein Stiefvater. „Amerika war für ihn richtig. Ruby ist für ihn richtig. Stanford ist für ihn richtig.“ „Er hatte ja auch eine Zulassung vom MIT in Cambridge. Er hat nicht einen Augenblick darüber nachgedacht, dorthin zu gehen. Ich habe es ein bisschen bedauert. Das MIT hat den akademischeren Ansatz, aber Catalin wollte die Start-up-Kultur“, sagt seine Mutter. „Er ist von seiner Art eher ein Entrepreneur.“

Das Wort Entrepreneur klingt in Deutschland immer ein wenig wie Rummelboxer oder Staubsaugervertreter. Entrepreneure tragen blaue Hemden mit weißem Kragen und zu auffällige Uhren, sie können nix richtig, haben verrückte Ideen und ziehen seriöse Menschen in unübersichtliche Abenteuer hinein. In Deutschland werden Firmen eher von Betriebswirtschaftlern gegründet, in Amerika von Ingenieuren. Das Silicon Valley ist eine ideengetriebene Landschaft. Hier kann es von Vorteil sein, wenn man mehrere Sachen gleichzeitig beherrscht. Es ist ein guter Nährboden für unruhige Menschen wie Catalin Voss, die Ideen haben und sie auch verkaufen können.

Er studiert, schreibt Programmcodes und organisiert seine Firma, die in einem Flachbau in Palo Alto untergekommen ist, der ihnen von Stanford zur Verfügung gestellt wurde. Die Universität ermuntert ihre Studenten, Unternehmen zu gründen. Stanford stellt Kredite zur Verfügung und erwirbt damit Anteile an den Start-ups. Sie wollen, dass die Unternehmen wie Catalins „Sension“ erfolgreich sind, auch weil sie damit Geld verdienen.

Catalin brachte die Idee und den Namen, er wurde der Chef und stellt die Leute ein. Inzwischen gehören zu seiner Firma sein 24-jähriger Kommilitone Jonathan, Mike, ein 26-jähriger Absolvent der Harvard Business School, der bereits an der Wall Street und bei Google gearbeitet hat, Nick, ein 30-jähriger Mathematikdoktor von der Brown University, Nikolaus, ein 26-jähriger Computer-Vision-Experte, sowie der 25-jährige Vivardhan, der die Universität in Mumbai absolvierte und Master Student in Stanford ist. Momentan suchen sie Experten für Gesichtserkennung. Wenn er nicht studiert oder programmiert, liest Catalin Bewerbungen.

Läuft man mit ihm über den Stanford-Campus, erzählt er Anekdoten aus der Geschichte der Universität wie ein 80-jähriger ehemaliger Professor. Er weiß, wo man am billigsten isst, warum das Wasser aus dem künstlichen See abgelassen wurde, wo die besten Fraternity Parties statt-

finden, welche Grasflächen mit künstlichem Rasen belegt sind und welche nicht. Er führt Telefongespräche mit Apple oder Google, als hätte er sein Leben lang nichts anderes gemacht. Wenn man ihn nach so einem Telefonat fragt, worum es ging, verweist er auf die Verschwiegenheitserklärung, die er mit den Großkonzernen unterschrieben hat. Wenn man mit ihm nach San Francisco fährt, wo er in einer großen Software-Firma zwei Kandidaten abwerben will, kennt er garantiert den kürzesten Weg. Er ist auch nicht aufgeregt, obwohl die beiden Kandidaten deutlich älter sind als er. An den Wochenenden legt er in den Clubs der Universität auf. Sein DJ-Name ist VOSS, er spielt House, European House immerhin.

Dazu sagt er pausenlos Sätze, die so klingen, als hätte er sie zu Hause vor dem Spiegel geübt.

„Es gibt Leute, die wollen nur Code schreiben, und es gibt Leute mit Visionen“, sagt er. „Ich bin die einzige Hierarchie meiner Firma“, sagt er. „Ich sehe es als Erfolg, anderen Erfolg zu verschaffen“, sagt er. „Ich muss nicht die mathematischen Fähigkeiten von Nick haben. Ich bezahle Leute dafür, dass ich nicht immer wieder gegen dieselbe Wand renne“, sagt er.

Man kann sich vorstellen, wie Catalin mit diesen Sätzen Kai Diekmann beeindruckte, den Chefredakteur der „Bild“-Zeitung, der im vorigen Jahr mit zwei Kollegen ins Silicon Valley zog, um herauszufinden, wie die Zukunft der Zeitung aussieht. Catalin Voss wirkte wie der zur Figur geronnene digitale Mensch. Beweglich, nervös, jung, und dann sprach er auch noch Deutsch. Springer machte ihn zu seinem Botschafter im Silicon Valley. Er liest die „Bild“ nicht, aber braucht das Geld. Seine Studiengebühren in Stanford betragen 60.000 Dollar im Jahr. Seine Firma ist momentan vielleicht 10 Millionen Dollar wert, vielleicht auch 30, vielleicht aber auch gar nichts. Es ist ein angesehener Wert, der sich erst realisieren wird, wenn sie mit der Firma an die Börse gehen oder sie verkaufen.

Im Büro von Alex Taussig hängen die Summen, die am Ende einer guten Idee stehen. Kleine Urkunden mit den Zahlen, die bei den Börsengängen und Verkäufen von Lycos, Ask Jeeves und anderen Internetunternehmen erzielt wurden. All diese Firmen sind Klienten von Highland Capital Partners, der Firma, die Alex Taussig vertritt. Auf den Urkunden stehen Zahlen mit sehr vielen Nullen.

Alex Taussig trägt Turnschuhe, Jeans und ein bedrucktes T-Shirt, er will heute Abend noch zu einem Hacker-Treffen in San Francisco. Er sieht aus, als könnte er sich um einen Job in Catalins Firma bewerben, aber das muss er nicht.

Taussig ist 30 Jahre alt und hat viel erlebt. Er wuchs in New York auf, hat in Harvard studiert, an der Wall Street ge-

arbeitet, er hat als Forscher angefangen und irgendwann begriffen, dass er eigentlich Entrepreneur sein will. Heute leitet er das Förderprogramm der Investmentfirma, die Dependancen auf der ganzen Welt hat. Sie gehen an alle wichtigen Universitäten und werben für sich. Highland möchte die größten Talente sehr früh an sich binden. Sie sollen zu ihnen zurückkommen, wenn es ums Geld geht.

Jeden Sommer schreibt Taussigs Firma ein Stipendium für die besten Start-ups aus. Die Gewinner bekommen jeweils 18 000 Dollar und können in den Büros von Highland lernen, wie man eine gute Idee finanziert. Die Hälfte des Silicon Valley besteht aus Leuten mit Ideen, die andere aus denen, die sie finanzieren. Sie haben sechs Plätze und Tausende Bewerber.

In diesem Sommer entschieden sie sich für Sension und Catalin Voss.

„Catalin war ein Volltreffer“, sagt Taussig. „Die Idee war außerordentlich, aber auch die Art, wie er sie präsentiert hat. Er hat nicht nur irgendetwas versprochen, er hat etwas vorgeführt. Das ist das, wonach wir suchen. Du musst mit wenigen Ressourcen Leute von einer guten Idee überzeugen können. Es gibt wenig Leute auf der Welt, die mich so überzeugt haben wie Catalin. Er ist wirklich einzigartig.“

Taussig weiß, wonach er sucht, er hat zusammen mit Mark Zuckerberg studiert. Seine Facebook-Mitgliedsnummer ist 1821. Er hat gesehen, wie sich das soziale Netzwerk von Harvard über die ganze Welt ausbreitete.

Am Abend eines langen Studentages sucht Catalin Voss in einem Gebäude der Universität nach einem Raum, in dem er sich mit seinem Firmenkollegen Vivardhan treffen kann, um über die Gesichtserkennung von Sension zu reden. Im Foyer sitzen Studenten auf dem Fußboden und verfolgen auf Flatscreens den Vortrag eines blonden Mannes, der in einem Hörsaal der Universität hin und her läuft.

Es ist ein Vortrag über Existenzgründungen. Catalin bleibt für einen Moment stehen, schaut auf den Bildschirm. Der Mann erzählt, wie er eine Investorin in Minneapolis von seiner Idee für eine Verkaufsplattform überzeugt hat. Es war Winter in Minnesota, der Schnee lag meterhoch, die Frau wollte ihm eine halbe Stunde in ihrem Büro geben, er aber bestand auf einem Abendessen. Irgendwann saßen sie in einem Restaurant, sie aßen, vor sich zwei Gläser Rotwein, und der Mann skizzierte seine Idee auf einer Serviette. Am Ende steckte die Frau die Serviette ein. Es war der erste Schritt zur Finanzierung seiner Idee.

„Als Entrepreneure müsst ihr aushalten, dass die Leute euch für eine lange Zeit auslachen“, ruft er in den Saal. Er hat einen leichten Akzent. Catalin googelt ihn auf seinem Handy. Er heißt Cyriac Roeding und ist CEO und Gründer von shop-



WINNI WINTERMEYER / DER SPIEGEL

Investor Taussig

„Er ist einzigartig“

kick, einem millionenschweren Konsumentenwegweiser im Internet. Ein Deutscher. Er ist 1973 geboren und hat einen Lebenslauf wie aus dem Existenzgründerbilderbuch. Er hat als Teenager in Deutschland seine ersten Programme geschrieben, in Amerika, Deutschland und Japan studiert, er war Radiomoderator in Litauen, hat eine riesige Kampagne für Coca-Cola entwickelt und den Mobilfunkauftritt für

„98 Prozent eurer Zeit sind unglamourös, aber 2 Prozent sind supergeil.“

CBS. Er ist 40 Jahre alt, hat eine Emmy-Nominierung und lebt im Silicon Valley. Im Aufsichtsrat seiner aktuellen Firma sitzt Reid Hoffman, der Erfinder von LinkedIn. Ein Multimilliardär. Sie sind befreundet. Solche Freunde finde man nur hier, sagt Roeding.

„98 Prozent eurer Zeit sind unglamourös, aber 2 Prozent sind supergeil“, ruft er den Studenten zu.

Catalin will weiter. Vielleicht langweilt es ihn, noch eine Erfolgsgeschichte zu hören, vielleicht macht es ihn auch nervös. In jedem Erfolg steckt ja ein Vorwurf an den Erfolglosen.

Er zieht Vivardhan vom Flatscreen weg. Sie finden einen kleinen gläsernen Konferenzraum, fangen an, Formeln und Tabellen an die Tafel zu malen. Catalin und Vivardhan diskutieren, wie man die Gesichtserkennung ingenieurtechnisch löst, auf welche Punkte im menschlichen Gesicht es ankommt. Hautfarbe. Geschlecht. Engagement. Happy – sad – neutral.

Sie arbeiten weiter an Catalins Idee gegen die Langeweile. Bislang haben sie vier Kunden in Amerika und jede Menge Interessenten. Einer heißt coursera, eine Firma, die Internetkurse gegen Bezahlung anbietet. Mit Hilfe von Sension könnten sie herausfinden, wie effektiv ihr Unterricht funktioniert. Coursera wurde von Andrew Ng gegründet, der an Stanford Künstliche Intelligenz unterrichtet. Catalin und Vivardhan sind seine Schüler, Professor Ng ist an ihren Fortschritten sowohl als Lehrer als auch als Kunde interessiert. Alles hat mit allem zu tun, auch deswegen kann man hier riesigen Erfolg haben oder gar keinen. Roeding sagt, Unternehmertum sei das Zusammenbauen eines Flugzeugs, während man aus dem Himmel fällt. Man hofft, dass man es zusammenbekommt, bevor man auf dem Boden aufschlägt. Das hat er von seinem Freund Reid Hoffman, dem Milliardär.

An diesem Abend wirken die beiden Jungs im Glaskasten wie in einer Versuchsanordnung. Sie fallen und schrauben. Es ist ein Experiment.

Zwei Tage bevor Catalin Voss in die USA ging, hat er sich taufen lassen.

Michael Knöthig, sein Schuldirektor und Religionslehrer am Gymnasium in Neckargemünd ist davon überzeugt, dass Catalin im Glauben Sicherheiten sucht, die er in der Welt so nicht findet.

„Er hat großes Potential. Aber es kann natürlich sein, dass er nicht der Steve Jobs wird, der große Heilsbringer, der er gern wäre. Dass der Zug an ihm vorbeirollt. Er hatte ja bisher schon sehr viel

Glück“, sagt Knöthig. Er sitzt in seinem kleinen Direktorenzimmer, hinter ihm an der Wand das Bildnis des Abendmahls. Catalin hat für sein Abitur eine Präsentation zur virtuellen Gemeinde gemacht.

Eine Frage war: Könnte Jesus mein Freund auf Facebook sein?

Er hat gesagt: ja.

„Vielleicht sind wir mit Sension zu früh“, sagt Catalin. „Aber das Risiko tragen ja alle Start-ups“.

Er sitzt in einem Starbucks auf dem Stanford-Campus. Es ist morgens und schon sehr warm. Der Campus ist mit weißen und roten Luftballons geschmückt. Das neue Studienjahr beginnt. Er ist jetzt kein Neuling mehr, und es sieht aus, als freute er sich auf die neuen Studenten. Aber genau kann man das natürlich nicht sagen. Er zerpflückt die Starbucks-Serviette in hundert kleine Papierfetzen, bis nichts mehr daran erinnert, was sie einmal war. ♦



**Deine Taten werden
ewig für Dich sprechen.**

**Und was bleibt
HORN** von Dir?



Es gibt immer was zu tun.

MEDIZIN

Therapie beim Praktikanten

In vielen psychiatrischen Kliniken werden Auszubildende als billige Arbeitskräfte eingesetzt – oft ohne das Wissen der Patienten.

Einfühlsam sein, verantwortungsvoll, den Patienten gerecht werden: Lisa Becker* will eine gute Psychotherapeutin sein. Doch wenn sie an die Zeit denkt, in der sie erstmals in einer psychiatrischen Klinik arbeitete, packt sie die Wut. Ein Tag blieb ihr besonders im Gedächtnis: „Hätte ich das damals nicht gemeldet“, sagt sie, „wäre nichts passiert, es hing an mir.“



Psychiatrie der Universitätsklinik Köln: Kantinegutscheine statt Gehalt

An diesem Tag bekam Lisa Becker es während einer Therapiesitzung mit der Angst zu tun. „Plötzlich sagte mir der Patient, dass er am liebsten rausgehen und wild um sich ballern würde“, erzählt sie. Der Mann litt unter einer Psychose und war depressiv. Sie war sich nicht sicher: Sind das nur wirre Phantasien, oder meint er das ernst? Psychotiker können Realität und Wahn nicht klar unterscheiden. Sie wollte kein Risiko eingehen und informierte den Oberarzt, der den Mann auf die geschlossene Station einwies.

Lisa Becker handelte intuitiv. Sie sagt, dass sie auf so eine Situation nicht vorbereitet gewesen sei. Sie fühlte sich überfordert. Denn sie war, damals in der

Psychiatrie der Universitätsklinik Köln, bloß Praktikantin.

Ereignet hat sich der Vorfall im vergangenen Jahr. Becker machte an der Klinik ein unbezahltes Pflichtpraktikum im Rahmen ihrer Ausbildung zur Psychotherapeutin. Sie stand noch ganz am Anfang und mochte kaum glauben, was man ihr als Praktikantin zutraute und zumutete.

Viele Psychotherapeuten in Ausbildung (PiA) machen solche Erfahrungen. „Viele Kliniken überfordern die PiA“, sagt Rainer Richter, Präsident der Bundespsychotherapeutenkammer. Eigentlich sollten sie erfahrenen Kollegen „über die Schulter schauen“ und nicht eigenverantwortlich schwerkranke Patienten behandeln.

Im Sinne der Ausbildung ist das nicht. Angehende Therapeuten müssen nach dem Psychologiestudium eine drei- bis fünfjährige Zusatzausbildung absolvieren, bis sie ihre Behandlungserlaubnis, die Approbation, erhalten. An der Universität haben die meisten zuvor nur Grundlagen erlernt – viel Theorie, kaum Praxis.

ist in vielen Kliniken leider die Regel“, sagt Robin Siegel vom Berufsverband Deutscher Psychologen.

Die Kölner Uni-Klinik bestreitet die Vorwürfe. PiA würden den Patienten als „Auszubildende“ vorgestellt; sie böten zwar Gruppentherapie an, jedoch gemeinsam mit Ärzten oder Pflegekräften. Einzelgespräche zwischen Patienten und PiA fänden unter Überwachung von Fachärzten statt; den „konkreten Einzelfall“ von Lisa Becker habe man indes „nicht klar vor Augen“.

Sarah Büscher* hat ihr Praktikum in einer Psychiatrie am Niederrhein gemacht. Dort führte sie auch Krisengespräche mit Patienten, die sich das Leben nehmen wollten. Sie hatte große Angst, „etwas falsch zu machen“ – und musste selbst entscheiden, wann es nötig war, den Oberarzt zu informieren. Doch kann eine Anfängerin beurteilen, ob die Schilderungen eines depressiven Patienten auf einen geplanten Selbstmord hindeuten?

Hartmut Gerlach, ehemaliger Geschäftsführer der Landespsychotherapeutenkammer Baden-Württemberg, hält die Praxis vieler Psychiatrien „für einen Skandal“. Die PiA seien doch gar nicht in der Lage, so etwas fachkundig zu beurteilen. Seit Jahren schon würden Kliniken eine juristische Grauzone ausnutzen.

Tatsächlich hat der Gesetzgeber nicht genau definiert, was PiA während ihrer Klinikpraktika dürfen und was nicht. Im Gesetz wird lediglich „fachkundige Anleitung und Aufsicht“ gefordert. „Aber die findet oft nur begrenzt oder gar nicht statt“, sagt Gerlach. Ein Gutachten für das Bundesgesundheitsministerium kam bereits 2009 zu dem Schluss, dass es während des Pflichtpraktikums „große Defizite“ bei Einarbeitung und Anleitung gebe. In der zugrunde liegenden Umfrage gaben viele PiA an, selbständig therapeutisch tätig gewesen zu sein. Passiert ist seitdem nicht viel: Auf Anfrage teilt das Gesundheitsministerium mit, eine Reform der Ausbildung vorzubereiten.

Die ist überfällig, schließlich beschäftigt sich inzwischen auch die Justiz mit der Ausbeutung von PiA. Im November 2012 gab beispielsweise das Landesarbeitsgericht Hamm einer angehenden Psychotherapeutin recht, die für ihr Praktikum im Nachhinein ein Gehalt gefordert hatte. Die Richter sahen es als erwiesen an, dass die Klägerin „in erheblichem Umfang eigenständige und für das beklagte Klinikum wirtschaftlich verwertbare Leistungen erbracht hat“.

In Köln haben sich jüngst mehrere ehemalige PiA zu einer Interessenvereinigung zusammengeschlossen. Ihr Wunsch nach einem gerechten Lohn, befürchtet Hartmut Gerlach, könnte jedoch kontraproduktiv wirken: „Wenn es sich für die Kliniken nicht mehr lohnt, wird es auch keine Praktikumsplätze mehr geben.“

PHILIPP ALVARES DE SOUZA SOARES

* Name geändert.

AUDEMARS PIGUET

Le Brassus



Royal Oak
Edelstahl



JUWELIER

Rueschenbeck

Dortmund • Duisburg • Frankfurt • Frankfurt Airport „THE SQUARE“ • Hagen • Köln • Münster • Oberhausen (CentrO.)

Und demnächst auch in Düsseldorf und Kitzbühel!

www.rueschenbeck.de

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Die wollten mich nie“

Die zurückgetretene Kieler Oberbürgermeisterin Susanne Gaschke über zerbrochene Hoffnungen, alte Feindschaften und den schwierigen Wechsel von Journalisten in die Politik

Gaschke, 46, war 15 Jahre lang Journalistin bei der „Zeit“. Im November 2012 wurde die Sozialdemokratin in das Amt der Kieler Oberbürgermeisterin gewählt – und trat am vergangenen Montag zurück. Gaschke fiel über ihre Entscheidung, dem Kieler Klinikbetreiber Detlef Uthoff 3,7 Millionen Euro seiner Gewerbesteuerschuld zu erlassen – damit er im Gegenzug lange fällige 4,1 Millionen zahlt. Seit dem 18. Oktober ermittelt deshalb die Staatsanwaltschaft Kiel gegen sie, wegen Untreue-Verdachts in einem besonders schweren Fall.

Die Lage hat sich für Gaschke noch verschärft, seitdem die Kommunalaufsicht ihren Steuernachlass für rechtswidrig erklärt hat. Damit hat sich auch für die Ermittler der Anfangsverdacht erhärtet. Zwar gilt weiter das Argument des Gaschke-Anwalts Gerald Goecke, seine Mandantin habe der Stadt keinen Vermögensnachteil zufügen wollen. Aber auf Absicht kommt es nicht unbedingt an.

Laut Bundesgerichtshof kann der Tatbestand der Untreue nämlich schon erfüllt sein, wenn eine Vermögensgefährdung billigend in Kauf genommen wurde – hier der Verzicht auf 3,7 Millionen Euro. So prüfen die Ermittler jetzt vor allem, ob Gaschke sichergestellt hat, dass es keine Alternative für ihr Handeln gab. Gegen sie spricht dabei, dass sie sich allein auf ein Gutachten des Uthoff-Anwalts verließ. Der hatte vorgetragen, dass Uthoffs Klinik Insolvenz anmelden müsse, wenn die Stadt die Steuerschuld vollstrecke.

Gaschke hatte zudem darauf verzichtet, die Vermögensverhältnisse der Ehefrau zu berücksichtigen – wohl ein Versäumnis, weil der Klinikbau einer Firma gehört, an der Uthoffs Gattin beteiligt ist, und das Unternehmen eine stattliche Miete von ihrem Mann kassiert. Eine Geldstrafe ist bei Untreue in einem besonders schweren Fall ausgeschlossen. So drohen Gaschke im Falle einer Verurteilung sechs Monate bis zehn Jahre Haft.



SPIEGEL: Frau Gaschke, einmal Politikerin und zurück – wie geht es Ihnen am Tag drei nach Ihrem Rücktritt und nach zwei Monaten im Affärenstrudel?

Gaschke: Wie nach einem schweren Unfall, alles tut weh. Trotzdem, wenn man sich entschieden hat aufzuhören, setzt auch Erleichterung ein. Ein gutes Gefühl, das immerhin.

SPIEGEL: Sie haben lange mit sich und um Ihr Amt gekämpft.

Gaschke: Wenn es nur nach mir gegangen wäre, hätte ich früher Schluss gemacht.

Aber ich habe auch an die Menschen gedacht, die zusammen mit mir eine neue Politik in diesem Rathaus machen wollten. Und an diejenigen, die mich dafür gewählt haben. Für eine Politik weg von den Machtspielen, hin zu mehr Offenheit, und tatsächlich: zur Sache. Das ging ja auch erst mal erstaunlich gut. So einen Anfang gibt man nicht einfach auf. Hätte ich es aber auf einen langwierigen Abwahlprozess ankommen lassen, auf eine Entscheidung durch die Bürger, hätte es geheißen: Die klebt an ihrem Stuhl, die

Das Gespräch führten die Redakteure Jürgen Dahlkamp und Gunther Latsch.

will nur die Kohle haben. Das hätte ich nicht ertragen.

SPIEGEL: Halten Sie sich für gescheitert?

Gaschke: So sagt man dann wohl. Aber es gibt Dinge, die nehme ich auf der Habenseite mit aus dem Amt: In solchen Lebenskrisen lernt man die Nettozahl seiner Freunde kennen, und ich habe niemanden verloren, an dem ich hänge. Ich spüre auch keinen Hass auf mich da draußen in der Stadt. An meine offizielle Mail-Adresse gingen vielleicht fünf Mails nach dem Motto „Verpiss dich aus dem Amt“. Aber auf der Straße

sich erst mal einen Panzer zulegen muss, um in der Politik zu überleben, und eine Plastiksprache, die nichts sagt.

SPIEGEL: Dann dürfen Sie sich auch nicht beklagen, wenn man Ihre Politik östrogen gesteuert nennt.

Gaschke: Doch, weil das frauenfeindlich wäre. Aber im Ernst: Es war sicher so, dass ich nicht die Coolness oder den Zynismus der ganz harten Jungs hatte.

SPIEGEL: Den Steuerfall Uthoff haben Sie entschieden wie ein testosterongesteuerter Mann: allein, ohne den Rat einzuschalten, in einer Eilentscheidung.

Gaschke: Quatsch, ich bin doch nicht morgens auf meinen hohen Absätzen ins Büro gestöckelt, habe die Füße auf den Tisch gelegt und gesagt: So, mir ist jetzt langweilig. Bringt mir schnell neue schmierige Steuerakten, damit ich die aus der Welt schaffen kann. Was – es gibt keine neuen? Dann bringt mir alte.

SPIEGEL: Wie kamen Sie zu dem Fall?

Gaschke: Ich habe erstmals im Frühjahr gehört, dass es da einen Klinikchef mit einer hohen Gewerbesteuerschuld gibt. Im Juni saß dann mein Kämmerer bei mir und präsentierte die Lösung, an der die städtische Finanzverwaltung seit langem gearbeitet hatte: einen Vergleich mit dem Steuerschuldner. Das Ganze lief schon seit 15 Jahren, vier Oberbürgermeister kamen und gingen. Jetzt hieß es, wir könnten den Sack endlich zumachen. Dazu muss man wissen: Die Mitarbeiter des Kämmerers sind ordentliche Beamte durch und durch, die gehen angeblich mit der Abgabenordnung ins Bett. Deren Kompetenz stand für mich außer Zweifel. Und was sie mir empfahlen, erschien mir nach Inhalt und Umständen richtig. Also habe ich zugestimmt.

SPIEGEL: Eine Entscheidung, die nach Ansicht der Kommunalaufsicht klar rechtswidrig war.

Gaschke: Im Nachhinein muss ich sagen: Wir hätten den ganzen Ärger schon vermieden, wenn wir vorher die Fraktionsvorsitzenden im Rat eingebunden hätten. Dann hätte ich das sicher erst mal gestoppt, sobald schwere Bedenken laut geworden wären.

SPIEGEL: Aber Sie kannten doch den Augenarzt als eine schillernde Persönlichkeit in Kiel. Mit einer florierenden Klinik, mit einem aufwendigen Lebensstil. Und vor allem: mit einer Ehefrau, die als Eigentümerin der Klinikgebäude von ihrem Mann erkleckliche Mieten bekam.

Gaschke: Ich kann auch heute nicht das Steuergeheimnis verletzen. Aber ganz allgemein: Es gibt offenbar völlig legale Wege, als Unternehmer überschuldet zu sein, während die Familie vermögend ist.

SPIEGEL: Warum ist in all den Jahren nicht ein Versuch gemacht worden, die Steuerschuld zu vollstrecken? Es hat seit 2008

einen rechtskräftigen Titel gegeben. Die Vollstreckung wäre die übliche, die logische Konsequenz gewesen.

Gaschke: Berechtigte Frage. Das Problem, das mich jetzt trifft, reicht weit zurück. Es war mein Vorgänger im Amt, Torsten Albig, der spätestens 2011 einen Weg gebilligt hat, der nicht Vollstreckung hieß, sondern Vergleich.

SPIEGEL: Mag sein, aber Albig hätte keinen Vergleich ohne Ratsbeschluss durchgezogen, wie die Unterlagen zeigen. Und vor allem: Er hat den Vergleich gar nicht gemacht. Sie haben entschieden.

Gaschke: Die Unterschrift unter dem Erlass ist von mir, und dafür habe ich jetzt bezahlt. Mit dem Rücktritt.

SPIEGEL: Bis es so weit war, haben Sie die Schuld aber bei vielen anderen gesucht. Ende August haben Sie bei einem dramatischen Auftritt vor der Ratsversammlung den Verfall der politischen Kultur beklagt. Sie waren den Tränen nahe.

Gaschke: Ich habe mich immer vor die Mitarbeiter gestellt. Aber nicht vor meinen Amtsvorgänger und dessen Teil der Verantwortung in dieser Steuersache. Was die Rede angeht: Da ist meine Stimme gekippt – verhängnisvoll für eine Frau. Der größte Mist, der passieren kann, weil das gleich so hysterisch wirkt. Dann läuft alles gegen einen, egal, was man sagt.

SPIEGEL: Weil zwei Dinge durcheinandergeraten: die rationale Abwägung, ohne die es in der Politik nicht geht, und die persönliche Betroffenheit?

Gaschke: Ich habe in den vergangenen Wochen das Buch von Hans Mathias Kepplinger gelesen: „Die Mechanismen der Skandalisierung“. Er hat für das Buch zahlreiche Skandale ausgewertet, ihre Zyklen, ihre Abläufe. Und ich wusste fast immer, in welchem Kapitel ich selbst mit meiner Geschichte gerade steckte. Das Kapitel 10, Trotz und Panik, dominierte ziemlich lange meine Gefühle. Aber auch dieses Wissen nützte mir in der Situation nichts. Ich kann das Emotionale nicht völlig abtrennen.

SPIEGEL: Was war Ihr größter Fehler? Dass Sie Albig öffentlich in Mithaftung genommen haben?

Gaschke: Ja, das hat er gar nicht gemocht. Ralf Stegner, der SPD-Landesvorsitzende, hat ihn dagegen mehrfach öffentlich verteidigt ...

SPIEGEL: ... und Sie am 16. September angerufen, um Ihnen zu sagen, dass die Prüfung der Kommunalaufsicht schlecht für Sie ausgehen wird.

Gaschke: Ich fand das merkwürdig. Wir sind keine Freunde. Ich habe ihn gefragt, was ihn die Sache angehe. Und dann kam am nächsten Tag eine Mail von Albig. Der Tenor: Es wird schlecht ausgehen, aber wenn du den Fehler eingestehst, bekommst du die Sache in den Griff. Politisch kannst du das rechtfertigen. Die

CHRISTIAN O. BRUCH / LAIF / DER SPIEGEL

umarmen einen jetzt wildfremde Menschen.

SPIEGEL: In Ihrer Abschiedsrede im Kieler Rathaus wirkten Sie weniger gelassen. Sie haben Ihren Gegnern eine „testosterongesteuerte“ Politik attestiert. Was hat es mit Testosteron zu tun, wenn man Ihre Entscheidung kritisiert, einem Arzt Gewerbesteuerschulden zu erlassen – einem Arzt, der im Luxus lebt?

Gaschke: Das sollte einen Politikstil auf den Punkt bringen, gegen den ich angetreten bin. Mich widert es an, wenn man



MAJA HILTZ / DPA

Innenminister Breitner, Regierungschef Albig: „Das war das Rückspiel“

vier Millionen, die die Stadt jetzt bekommt, sind besser als nichts.

SPIEGEL: Wenn Sie auf Albig gehört hätten, wären Sie noch im Amt.

Gaschke: Wahrscheinlich. Aber ich verstand die Mail so, dass ich die Sache komplett auf mich nehmen und Herrn Albig ganz aus dem Spiel lassen sollte.

SPIEGEL: Das war wohl der Preis für seine Hilfe. So ist Politik.

Gaschke: Ja. Es sieht manchmal so ungemein hilfreich aus, wenn einer schreibt: „Fehler zu machen lässt einen fast nie stürzen – nur der Umgang mit ihnen.“ Netter Tipp, nicht? Die Spiegelstriche in seiner Mail lasen sich wie eine Art Konzeptvorschlag für meine bevorstehende Rede in der Ratsversammlung. Da kam alles vor – nur der Amtsvorgänger nicht. Ich habe dann seine Mitverantwortung für den Weg „Vergleichen statt vollstrecken“ doch erwähnt. Das war wohl genau die Art Umgang, die er nicht wollte. Man darf ja nicht vergessen, dass die ganze Truppe, mit der ich es da zu tun hatte, schon mal gegen mich stand – bei meiner Kandidatur: Albig, Stegner und auch die Leiterin der Kommunalabteilung im Innenministerium, die damals meine innerparteiliche Gegenkandidatin war. Die wollten mich nie. Diese Vorgeschichte kann man nicht ausblenden. Alle Akteure, die jetzt im Spiel waren, waren es auch damals schon gewesen. Das ist jetzt irgendwie das Rückspiel.

SPIEGEL: Das haben Sie Albig in Ihrer frostigen Antwort auf seine Mail auch zu verstehen gegeben.

Gaschke: Na ja, ich habe nur geschrieben, dann wird es jetzt für uns beide schwer.

SPIEGEL: Im Klartext hieß das doch: Ich reiße dich mit rein.

Gaschke: Nein, es hieß: „Du hängst doch sowieso mit drin.“

SPIEGEL: Das nennt man dann wohl politischen Selbstmord.

Gaschke: Ich habe nicht verstanden, warum Albig mit aller Gewalt aus der Sache herausgehalten werden wollte. Ich hatte das Gefühl, dass ich den von ihm ganz korrekt eingeschlagenen Weg zu Ende gegangen bin. Und ich fand es nicht in Ordnung, dass Albig sich so herauszog.

SPIEGEL: Dann kam die Meldung aus dem Innenministerium, von Minister Andreas Breitner: dass die Kommunalaufsicht vorweg schon Ihren Entscheidungsweg – im Eilverfahren – als rechtswidrig eingestuft hatte. Und Sie ließen sich dazu hinreißen, offen von einer Intrige des Ministerpräsidenten zu sprechen.

Gaschke: Im Rückblick muss ich sagen, war das nicht so gut. Aber ich fühlte mich durch diesen überraschenden Schritt des Innenministeriums, mit nur einem Teil des Prüfergebnisses in die Öffentlichkeit zu gehen, unter Druck gesetzt – und ziemlich alleingelassen.

SPIEGEL: Damit hatten Sie die Chance auf den rettenden politischen Deal vergeben: Du nimmst die Schuld auf dich, wir halten und stützen dich. Haben Sie diese Chance nicht gesehen, weil Sie als Seiteneinsteigerin keinen Blick dafür hatten?

Gaschke: Ja, Björn Engholm sagt, ich war bockig. Ich wollte jedenfalls das Spiel so nicht spielen.

SPIEGEL: Dann kam, was kommen musste: vorvergangene Woche der Bescheid der Kommunalaufsicht, dass der Erlass nicht nur der Form nach rechtswidrig war, sondern die Stadt Uthoff keinen Steuerrabatt hätte geben dürfen.

Gaschke: Der Druck wurde zu groß. Das scheint ja auch ein Wesensmerkmal schleswig-holsteinischer Landespolitik zu

sein: dass die Dinge immer ihr bitterstes Ende nehmen müssen, vorher hört es nicht auf. Das ist dieses Carl-Schmitt-Ding, es muss immer absolut sein, das Freund-Feind-Schema als Wesensmerkmal des Politischen. Davon konnte ich mich am Ende vielleicht auch nicht immer frei machen. Ich glaube dennoch, dass unser Politikbetrieb ein Angebot braucht, wie ich es am Anfang gemacht habe. Es sind ja nicht alle glücklich mit den harten Politikjungs dieser Welt.

SPIEGEL: Aber Ihr Scheitern hat auch damit zu tun, dass Sie in der Politik Journalistin geblieben sind: immer die ganz großen, die ganz starken Worte, mit denen man im Journalismus gewinnt, in der Politik aber meist verliert.

Gaschke: Das übliche Polit-Gelaber ist doch allzu oft unerträglich.

SPIEGEL: Zu viel Wortgewalt ist in der Politik aber mitunter unbedenklich. Sie haben in Ihrer Abschiedsrede davon gesprochen, dass Sie „Hass“ aus der Landesregierung erlebt hätten – das Wort Abneigung hätte es auch getan. Sie haben sechsmal mit dem gleichen Satzanfang angehoben, als Sie erklärten, warum Sie Albigs Verhalten falsch fanden. Es klang wie eine Rede von Cicero vor dem Senat. Waren Sie zu sprachverliebt?

Gaschke: Kann schon sein. Andererseits, wenn Leute an meiner Amtszeit etwas gelobt haben, dann, dass ich mich immer bemüht habe, einen Gedanken nicht in eine Floskel zu verpacken. Wenn andere Journalisten mir nachfolgen wollen, dann können sie sich ja vorsehen.

SPIEGEL: Sie raten Seiteneinsteigern also ab von der Politik?

Gaschke: Nein. Denn es kann nicht so weiterlaufen, dass sich das politische Personal nur selbst rekrutiert. Und ich glaube auch nicht, dass es ein Wahlmonopol für Beamte und Juristen geben darf.

SPIEGEL: Wie geht es jetzt weiter?

Gaschke: Das weiß ich noch nicht, aber machen Sie sich keine Sorgen. Allein mich mal wieder mit den Buchneuerscheinungen des Herbstes zu befassen, zu überlegen, was will ich davon lesen, das ist eine solche Wohltat.

SPIEGEL: Bücher zu lesen kann Ihnen doch eigentlich nicht genug sein.

Gaschke: Ich schreibe auch sicher wieder Bücher.

SPIEGEL: Über Ihr Jahr in der Politik?

Gaschke: Es liegt doch nahe, dass ich Dinge auch schreibend verarbeite. Ich habe unendlich viel in dieser Zeit erlebt. Seit vergangenem Montag bin ich wieder Journalistin.

SPIEGEL: Frau Gaschke, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video: Gunther Latsch über das Scheitern der Susanne Gaschke

spiegel.de/app452013gaschke
oder in der App DER SPIEGEL

Your knowledge.
Your people.
Your future.

An solider deutscher Ingenieurskunst beißt sich auch die NSA die Zähne aus!



**Uncle Sam Wants
YOUR Data!**

Sichere und umfassende Remote Access Lösungen aus Deutschland

- Für mobile Geräte
inklusive Apple iOS
und Android
- Für Laptops,
alle Betriebssysteme
- Für Heimarbeitsplätze

**Für kleine, mittlere und
große Unternehmen**



HOB RD VPN

Die SSL VPN Komplettlösung



HOBLink VPN

Modulare IPsec Connectivity

Vereinbaren Sie ein unverbindliches Beratungsgespräch!

Tel.: 09103-715-3715

E-Mail: marketing@hob.de



FOTOS: KLAUS BOLTE

Staatsanwältin Wolf, Gerichtsakten, Angeklagter K. mit Verteidiger Götz Stuckensen: Auf seinem Rechner hatte er einen Ordner mit „VIPs“

PROZESSE

Vaginal-Monologe

Ein Frauenarzt hat heimlich Zehntausende Intimfotos von Patientinnen gemacht. Aber was ist darauf zu sehen – ärztliche Untersuchungen oder sexueller Missbrauch? Von Beate Lakotta

Die Staatsanwältin hat das Wort, um kurz nach zehn Uhr morgens beginnt sie im proppenvollen Saal mit dem Verlesen der Anklageschrift. Gut eine Stunde später hat Anne Wolf schon ungefähr 400-mal „Vagina“ gesagt, und sie ist noch lange nicht am Ende. Es geht um Aufnahmen des Vaginalbereichs, um das Einführen der Ultraschall-Vaginalsonde, um die Finger von Dr. Joachim K. in der Vagina seiner Patientinnen, zu sehen auf Fotos, die er heimlich gemacht hat, in seiner Praxis in Schifferstadt in den Jahren 2008 bis 2011.

Der Angeklagte sinkt in seinen Stuhl, Pressevertreter fangen an, mit ihren Handys zu spielen, die ersten Zuhörer verlassen angesichts des noch zu erwartenden Vaginal-Monologs den Saal, da erspart Anne Wolf allen Anwesenden die detaillierte Aufzählung der restlichen 1000 Fälle: „Ich glaube, die Botschaft von der Vielzahl ist angekommen.“

1484 Einzeltaten beschreibt die Anklageschrift jeweils mit Datum, Uhrzeit und Name der Patientin, mehr als 35 000 Aufnahmen, mit denen der heute 58-jährige Arzt „den höchstpersönlichen Lebensbereich seiner Patientinnen verletzt“ hat.

Auch seine Hand beim Abtasten der Brüste hat Dr. K. fotografiert und Patientinnen in der Umkleidekabine; zehn Videoclips führt Wolf auf, in denen auch die dildoartige Vaginalsonde zum Einsatz kommt. Dr. K. sagt, sie zeigten normale gynäkologische Untersuchungen. Die Staatsanwältin hält die gefilmten Handgriffe für sexuellen Missbrauch.

In Erwartung des großen Publikumsandrangs hat das Landgericht Frankenthal unter dem Vorsitz des Richters Karsten Sauermlach das Verfahren in den größten Gemeindesaal des Ortes verlegt, dort schaut vom Portal der Zwölf-Apostel-Kirche ein gemaltes Auge Gottes durchs Fenster auf den Angeklagten und seine Opfer.

In Schifferstadt gab es nur zwei Gynäkologenpraxen, Dr. K. war bekannt und beliebt, ein Gentleman im weißen Kittel, der stets ein offenes Ohr hatte für die Probleme der Frauen jeden Alters und jeder Herkunft. Seine Frau half bei Büroarbeiten in der Praxis aus. Viele Mütter brachten ihre Töchter zu ihm. Am Ende bekamen fast 2000 Frauen Post von der Polizei. Teils hatte K. die Bilder mit Namen und Aufnahmedatum archiviert, teils waren auch die Gesichter zu erkennen.

Manche brachen auf der Wache weinend zusammen, nachdem sie ihre Fotos gesehen hatten; etliche hatten ausgerechnet Dr. K. ein früheres Missbrauchserlebnis anvertraut. Elf ehemalige Patientinnen beteiligen sich als Nebenklägerinnen am Strafverfahren, weit über 1000 Frauen haben den Arzt bereits auf Schmerzensgeld verklagt. „Ich wünschte, ich hätte meine Bilder nie angeschaut“, sagt eine ältere Dame mit Perlenkette, „man fühlt sich so beschützt.“

Viele Frauen sind gekommen, um ihm in die Augen sehen. Warum hat er für Fotos, wie es sie im Internet zuhauf gibt, alles aufs Spiel gesetzt: sein Ansehen, seine berufliche und soziale Existenz, seine Ehe, seine Familie? Selbst im engsten Kreis des Arztes ermittelte die Polizei Opfer. Neben seinen Vagina-Fotos fanden sich auf seinen Rechnern allerhand Sado-maso-Darstellungen aus dem Internet. Im Arbeitszimmer stieß die Polizei auf einen Koffer voll Damenwäsche, die Dr. K. als Belegarzt im Krankenhaus gestohlen hatte. Es ist ein Sturz ins Bodenlose.

Joachim K. erhebt sich, groß, schwer, blass und beinahe kahl, im dunklen Anzug mit lachsfarbener Krawatte, er hat eine Erklärung vorbereitet: „Hohes Gericht, sehr geehrte Patientinnen, meine Damen und Herren! Ich möchte Sie aus ganzem Herzen um Verzeihung für das entstandene Leid bitten – in der Hoffnung, dass ich selbst mir irgendwann verzeihen kann.“ Er sagt, dass er sich schäme und dass er sich nach der Aufdeckung habe töten wollen. „Du Armer!“, ruft jemand halblaut aus dem Publikum, „warum hast du’s nicht gemacht?“

Seine langjährigen Sprechstundenhilfen hatten ihn angezeigt, jetzt treten



angelegt und Etiketten wie „thai“, „rus“, „türk“, „aso“ oder „adip“

sie als Zeuginnen vors Gericht: Seit einigen Jahren, sagt Frau O., hätten sie ihren Chef verändert erlebt. Früher habe er fit und gut gelaunt die Praxis geführt, nach und nach sei ihm alles entglitten. „Zwischen den Untersuchungen brauchte er lange Pausen, er spielte Solitaire auf dem PC, war schlecht drauf, manchmal flogen Kugelschreiber durch die Praxis. Wir dachten an einen Burnout.“

Irgendwann hörten sie durch die angelehnte Sprechzimmertür, wie ihr Chef andauernd die Sekreterklappe des gynäkologischen Stuhls öffnete und schloss. „Die Klappbrauche man eher selten“, sagt Frau O. „Wir fragten uns, was er da macht.“ Sie sahen nach, fanden die Digitalkamera, darauf die Bilder vom Vortag.

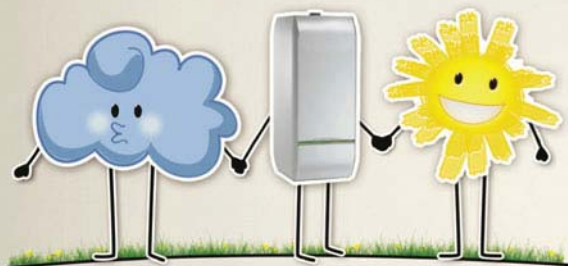
„Warum haben die Patientinnen nichts gemerkt?“, fragt Richter Sauer Milch. „Er wollte immer allein sein mit den Frauen“, sagt Sabine O., „weil sie sich dann mehr öffnen würden.“ Die Lehne des gynäkologischen Stuhls hatte Joachim K. dauerhaft so eingestellt, dass die Patientinnen waagrecht vor ihm lagen und nicht sehen konnten, was er tat.

Dr. K. hat Grenzen verletzt, aber welche genau? Er hat verbotenerweise Bilder gemacht, für eine solche Tat gibt es höchstens ein Jahr Freiheitsstrafe. Bei 1484 Taten wird nicht einfach addiert; es wäre noch eine Bewährungsstrafe möglich. Hätte er jedoch auch sexuellen Missbrauch begangen, wie die Staatsanwältin meint, müsste er wohl ins Gefängnis.

Die Frage ist: Wo hört das ärztliche Tun auf, und wo beginnt der sexuelle Übergriff – im Kopf des Frauenarztes, oder erst mit einer verbotenen Manipulation am Genital der Patientin?

„Haben Sie sich die Bilder später noch mal angesehen?“, fragt Sauer Milch. „Ja“, antwortet Dr. K., „ich habe sie ja katalogisiert.“ Auf seinem Rechner hatte er einen Ordner mit „VIPs“ angelegt und Etiketten wie „thai“, „rus“, „türk“, „aso“ oder „adip“ für adipös – fettleibig – verteilt. „Beim Katalogisieren kam mein Perfektionismus durch“, sagt K. „Es war wie eine Sucht.“ Aber Missbrauch? Nein, beim Fotografieren sei es ihm nicht um sexuelle Erregung gegangen, sondern um das Ausüben von Macht

ERDGAS - Lösungen für die Zukunft



Ist es verrückt, Wind und Sonne
in Erdgas zu verwandeln?
Oder genial?

So macht man Sonnen- und Windkraft speicherbar.

Erneuerbaren Energien gehört die Zukunft. Doch um diese Zukunft möglich zu machen, gilt es, eine Frage zu klären: Wie kann man Wind- und Sonnenenergie speichern? Schließlich entsteht regenerativer Strom nicht nur dann, wenn er tatsächlich gebraucht wird. Die einfache, aber geniale Lösung: Überschüssige Energie wird in Wasserstoff oder Methan umgewandelt und ins Erdgasnetz eingespeist. So macht ERDGAS den Strom, der sonst verloren wäre, speicherbar und transportabel – und hilft gleichzeitig, den Ausbau von Wind- und Sonnenenergie voranzutreiben. Eine Partnerschaft mit Zukunft. Wie es genau funktioniert, zeigt der Erklärfilm – scannen Sie dafür einfach den QR-Code.



Mehr Informationen finden Sie unter:

www.erdgas.info

ERDGAS 
Natürlich effizient

und Kontrolle über die Frauen, die vor ihm lagen.

Beim Sadomasochismus läuft das in etwa aufs Gleiche hinaus – aber muss das Gericht nun auch noch in solche Details eindringen? Für Sauermilch wäre es leichter, wenn auf den Asservaten ein technischer Beweis zu finden wäre, eine überflüssige Berührung der Klitoris, eine medizinisch sinnlose „stoßende Bewegung“ mit der Ultraschallsonde, wie sie Staatsanwältin Wolf entdeckt zu haben meint.

Professor Peter Brockerhoff von der Universitätsfrauenklinik Mainz soll dazu seine Einschätzung abgeben. Hunderte Bilder hat er für sein Gutachten sichten müssen, aus seiner Sicht gibt es „nichts Unerotischeres“ als den Beruf des Frauenarztes. Brockerhoff kann seine Empörung über den Flurschaden, den der Kollege angerichtet hat, schwer verbergen: das zerstörte Vertrauen in männliche Gynäkologen, Frauen, die nun nicht mehr zur Vorsorge gehen, möglicherweise unentdeckte Krankheiten, verkürzte Leben.

Am Richtertisch beugen sich Verteidiger, Nebenklagevertreter und Sachverständige mit verschränkten Armen über Dr. K.s Vagina-Bilder, auch der Angeklagte stellt sich dazu. Ein Bild zeigt das Abtasten der Brust. „Das Drücken der Brustwarze zwischen Daumen und Zeigefinger“, fragt der Vorsitzende, „gehört das dazu?“ Brockerhoff nickt, ein Teil der Untersuchung. Der psychiatrische Sachverständige will wissen, wozu das Hochziehen der Pobacke dient, die Staatsanwältin fragt nach einem blauen Bürstchen, das in einer Scheide versenkt zu sehen ist. Über eine Stunde lang geht das so.

Die Bilder einer 13-Jährigen, völlig entkleidet? „Es gibt keine Indikation, eine 13-Jährige splitter nackt auf den Untersuchungsstuhl zu legen“, sagt Brockerhoff zornbeidend. Aber eine Straftat ist das nicht. Und die Untersuchungen mit zwei, drei, vier Fingern in der Scheide? Finden sich in jedem Lehrbuch.

Die schwere Verletzung der Intimsphäre, sagt Brockerhoff, liege im Anfertigen der Bilder. Die meisten zeigten jedoch normale Untersuchungen, einiges bewege sich an der Grenze des ärztlich Vertretbaren, lediglich auf zwei Videos und einem Bild erkenne er etwas, das klar über diese Grenze hinausgeht, in Richtung Missbrauch.

Der Psychiatrieprofessor Harald Dressing vom Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim hat Dr. K. für das Gericht untersucht. K. berichtete ihm bereitwillig, zwei volle Tage lang: von seiner Kindheit im strengen Elternhaus ohne Zärtlichkeit, von der Operation eines spät entdeckten Hodenhochstands; danach habe er als Zehnjähriger mit am Bett fixierten Beinen liegen und sich von Nonnen waschen lassen müssen. Von den sadomasochistischen Spielen, die ein Grup-



Gutachter Brockerhoff, Gynäkologenstuhl
Wie eine Sucht

penleiter in der protestantischen Jugendgemeinde später mit ihm getrieben habe.

Auch dem Gericht hat Dr. K. von seinem eigenen Missbrauchserlebnis erzählt, unter Ausschluss der Öffentlichkeit, zum Schutz seiner eigenen Intimsphäre.

Bittet man Dr. K. jedoch, seine Geschichte außerhalb des Gerichts zu wiederholen, ist er dazu bereit. Er hofft auf Verständnis, Mitgefühl, Anerkennung für die Aufarbeitung seiner Taten, und es scheint nicht aussichtslos: „Meine Familie und Freunde haben mich nicht als das Ungeheuer abgewatscht, das ich selbst in mir sehe“, sagt Dr. K. „Das gibt mir einen Rest Selbstachtung zurück.“

Also, der Missbrauch: „Erst musste ich mich bäuchlings auf den Tisch legen, und er verdrosch mich mit einem Rohrstock, dann ging es umgekehrt. Anschließend wollte er mich in den Arm nehmen. Später fand ich Indianergeschichten aufregend, wenn der Marterpfahl eine Rolle spielte, aber ich habe das nie zusammengebracht.“

Doch mit den Jahren seien sexuelle Gewaltphantasien immer beherrschender geworden, trotz Eheleben und zweier Kinder. Für sich allein schaut er Sadomaso-Pornos, phantasiert sich selbst bei autoerotischen Fesselspielen als unterwürfigen Part. Heute glaubt er zu wissen, was ihn trieb: „Ich habe mein Kindheitstrauma reinszeniert“, sagt Dr. K. „unbewusst, um mein eigenes Missbrauchserlebnis unter Kontrolle zu bringen.“ Von dem Koffer mit der gestohlenen

Damenwäsche, den er für einsame Vergnügungen aufbewahrte, habe seine Frau nichts geahnt, erst recht nichts von den Fotos.

Begonnen habe alles mit einer beruflichen Krise: „In der Praxis fühlte ich mich unterbewertet, gegängelt und zugleich überfordert“, sagt K., es folgten Frust, Burnout, Depression. Ein anderer Mann hätte sich vielleicht im Bordell getröstet oder im Sadomaso-Club – „für einen Frauenarzt in der Kleinstadt unmöglich“, sagt K. Stattdessen verfiel er auf die Idee mit den Fotos. Schon das erste verschaffte ihm einen unbeschreiblichen Kick, später kam er auf 50 bis 60 Aufnahmen pro Tag. „Wenn der Rausch vorbei war, waren Selbsthass und Ekel groß“, sagt K. „Ich schäme mich dafür, dass ich die Frauen zu Opfern gemacht habe, wie ich als Kind zum Opfer gemacht wurde.“ So hat er es auch dem Psychiater gesagt.

Als der Psychiater vor Gericht sein Gutachten erstattet, erhofft sich Dr. K. eine Exkulpation, wenigstens teilweise – aber vergebens. Harald Dressing, so berichten Teilnehmer aus der nichtöffentlichen Sitzung, attestiert Dr. K. diverse Störungen der Sexualpräferenz, Fetischismus, Voyeurismus, Sadomasochismus, aber nicht in krankhaftem Ausmaß; viele teilen diese Vorlieben, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten. Dr. K. konnte auch anders Lust empfinden, er hatte ein normales Sexualleben mit seiner Ehefrau. Beim Fotografieren sei er nicht kopflos vorgegangen, planvoll wirke die waagerechte Stellung des Untersuchungsstuhls. Die Prügelstrafe habe in K.s Generation zur Alltagserfahrung gehört, später sei er in eine typische Midlife-Crisis gerutscht, alles in allem: ein Durchschnittsleben, das Dr. K. gegen die Wand gefahren habe. Absolut nichts sieht der Psychiater, was seine Schuld mindern könnte.

Dr. K. ist enttäuscht.

Frägt man ihn, worüber, sagt er: „Ich will mich nicht mit dem Missbrauch rausreden, aber ich fühle mich in meiner schicksalhaften Biografie nicht ausreichend gewürdigt.“

Seit Monaten schreibt er Entschuldigungsbriefe, zahlt Schmerzensgeld, so weit seine Mittel reichen, leistet Abbitte bei jeder einzelnen Frau. Er geht seit zwei Jahren zur Therapie, mehrfach hat er vor Gericht darauf hingewiesen, wie nahe er dem Suizid gestanden habe, noch heute fühle er sich gefährdet. „Ich sage mir, ich habe niemanden vergewaltigt. Ich habe auch niemanden missbraucht, juristisch betrachtet jedenfalls.“

Aber ob das Gericht das auch so sieht? In Gera, stand in der Zeitung zu lesen, wurde ein Zahnarzt kürzlich zu zwei Jahren und vier Monaten Freiheitsstrafe verurteilt, weil er seine Assistentinnen 211-mal in der Umkleidekabine gefilmt hat.

Das Urteil über Dr. K. wird für kommenden Montag erwartet. Er selbst glaubt, dass er nie wieder Frauen behandeln wird. ♦

BÖRSE
FRANKFURT



Frankfurt. Mein Platz zum Handeln.



Türkisiert

HOMESTORY Warum ich nie zu einer richtigen Deutschen wurde

Würdest du auch mit jemandem schlafen, der nicht beschnitten ist? Ich war 14 und gerade erst angekommen auf dieser Party bei meiner Freundin Marie. Es war eine der ersten Fragen an diesem Abend, es folgten weitere: Darfst du einen deutschen Freund haben? Redet dein Vater mit dir über Sex? Willst du vielleicht doch mal von dem Schweinefleisch probieren? Viele neue Menschen, viele alte Fragen.

Na ja, sie wollten mich kennenlernen, dachte ich. Wie immer. Auch Jahre später. Ich war 23 und hatte ihm gerade erst die Hand gegeben, er sah gut aus, seinen Vornamen hatte ich nicht richtig verstanden, es war zu laut auf der Party: „Total schön, dass du so spät noch rausdarfst“, schrie er. „Ja, schön“, sagte ich. Du Spinner, dachte ich, es war erst 21.30 Uhr. Aber ich sagte nichts. Es waren normale Partygespräche. Deutsche Partygespräche mit Türkenmädels wie mir.

Es war egal, dass ich besser hamburgern konnte als er. Es war egal, dass er gerade aus seinem türkenfreien Dorf auf die Reeperbahn gezogen war, auf der mein Gastarbeiter-Opapa schon vor 50 Jahren spazieren gegangen war.

Für mich war es Routine, dass ich in meiner Heimat Hamburg wieder Integrationsfragen von Deutschen beantworten musste. Wir Migrantenkinder lernen früh, deutsche Fragen positiv zu sehen, die Deutschen, sie haben halt diese böse Vergangenheit und jetzt ein großes Interesse an „fremden Kulturen“. Ich lernte schnell: Wenn deine Eltern Migranten sind, heißt es auf Deutsch eigentlich nur, dass du keine Privatsphäre hast. Es gibt keine Hemmschwelle. Keine Frage, die man dir nicht stellen darf. Oder wurden Sie auf einer Party schon mal gefragt, ob Sie Männer mit oder ohne Vorhaut bevorzugen? Drei Minuten nach dem Handschlag tauchen die Deutschen ein. In deine Religion. Deine Familie. Dein Schlafzimmer. Schlägt dich dein Vater? Oder schlägt er nur deine Mutter?

Wir Migrantenkinder beantworten solche Fragen immer fleißig. Deutschen zu gefallen ist wichtig. Das bringen Gastarbeiter ihren Kindern früh bei. Mein Opapa war Anfang der Sechziger an den Hamburger Hafen gekommen, um Schiffswerften zu reinigen. Deutsche Integrationsfragen haben in meiner Familie eine lange Tradition. Mein Vater wurde auf Betriebsfesten seiner Firma, einer deutschen Bausparkasse, immer gelobt, weil seine türkische Frau tanzen durfte, ihre Röcke kurz waren und sie Whisky trank. Meine Eltern bekamen das höchste Lob der Deutschen: „Ihr seid aber andere Türken, oder?“

Andere Türken. Auch ich hatte meine „Andere-Türken-Kassetten“, die ich immer abspulte. Sie hörten sich ungefähr so an: Meine Eltern haben schon vor ihrer Hochzeit geknutscht. Ja, sie waren sogar sieben Jahre lang zusammen, bevor sie heira-

teten. Sie waren einander nicht versprochen, ihre Ehe war nicht arrangiert. Sie schrieben sich Liebesbriefe und hielten Händchen, am Bosphorus, ohne Tauschein. Ja, sie durften auch ins Kino. Geschichten, die beweisen sollten, dass wir „andere Türken“ waren. Moderne Türken. Nette Türken. Fast Deutsche. Aber so schnell ging das nicht mit dem Deutschwerden.

Als ich in der fünften Klasse aufs Gymnasium kam, meldete ich mich nie, ich quatschte einfach dazwischen, und ich tat es oft. Ich störte. Ein klarer Fall, glaubte meine Klassenlehrerin, Frau K. Also lud sie meinen Vater zum Elterngespräch ein.

Frau K. hatte sich vorbereitet. Sie wusste jetzt alles: über die Frau im Islam, meine Mutter. Über das Patriarchat, meinen Vater, Unterdrückung, Ehrenmord, Aufgabenteilung und Redeteile von Mann und Frau in einer türkischen Familie, also meiner. Jetzt erklärte sie es meinem Vater: „Herr Gezer, ich kenne Ihre Herkunft und verstehe Ihre Kultur – aber wenn Sie das Mädchen zu Hause so unterdrücken und nicht reden lassen, nur weil es ein Mädchen ist, dann lässt es alles in der Schule raus.“ Mein Vater schwieg, die Lehrerin nicht. Sie hatte Telefonnummern rausgesucht, von Praxen, die solche Problemfamilien mit Migrationshintergrund wie uns therapierten. Mein Vater ist ein geduldiger Mensch, irgendwann unterbrach er sie doch: „Frau K., wenn Sie wüssten, wie viel Özlem zu Hause spricht, dann wären Sie glücklich mit dem, was sie hier in der Schule spricht“, sagte er, stand auf und ging.

Frau K. hatte ihm das alles auf „Tarzan-Deutsch“ erklärt. Tarzan-Deutsch nennen es Türken, wenn Deutsche falsches Deutsch mit ihnen sprechen, weil sie hoffen, dass Türken sie dann besser verstehen. Tarzan-Deutsch spricht man langsam. Lässt alle Artikel weg. Duzt. Dekliniert die Verben nicht und baut die Sätze falsch. Es sind Sätze wie: „Herr Gezer, du wissen, Tochter nicht schlagen, weil ich reden mit dir.“ Mein Vater hat die Theorie, dass Tarzan-Deutsch schuld daran ist, dass manche der alten Türken nie richtig Deutsch lernen werden.

Im laufenden Schuljahr wurde mein Vater Elternsprecher, meine Mutter verkaufte die Pausenmilch. Ich blieb Türkin.

Es waren die Neunziger. In der Türkei töteten Türken Kurden und Kurden Türken. PKK-Anhänger besetzten die SPD-Zentrale in Hamburg. In Mölln und Solingen wurden Türken von Nazis verbrannt. „Warum warst du am Samstag nicht auf der Demo, ging doch um euch?“, fragte mich ein Klassenkamerad.

Ich spielte zu der Zeit Handball, beim SC Teutonia. Am Wochenende hatte ich ein wichtiges Turnier. Meine Eltern waren auf einem Rock’n’Roll-Festival in der Heide. „Özlem, was ist denn da los bei euch?“, fragte meine Klassenlehrerin jetzt. Mit „bei euch“ meinte sie die türkisch-syrische Grenze.

Für mich war „bei uns“ immer der Wohlerspark, ein ehemaliger Friedhof in Hamburg-Altona. Der Grandplatz, wo mein Vater die Jungs von St. Pauli trainierte. Für mich war „bei uns“ meine Handballhalle. Die Bücherhalle unten im Hochhaus. Da ist meine Heimat, da komme ich her. Da habe ich das erste Mal geknutscht. Da habe ich heimlich geraucht. Egal wo auf der Welt ich bin, wenn ich Heimweh habe, denke ich an das Hochhaus auf St. Pauli.

Es interessierte niemanden. Ich war jetzt die Expertin. Eine Art diplomatische Vertretung der Türkei auf dem Klassenstuhl.

„Özlem, ihr habt den Kurden ihr Land weggenommen, so geht das nicht“, schrieb mir meine Freundin Marie in einem Fünf-Seiten-Brief mit schwarzer Tinte. Ich war 1981 in Hamburg-Eppendorf geboren worden und hatte niemandem etwas weggenommen. Mein kurdischer Klassenkamerad zeichnete jetzt Kurdistan an die Tafel. Ich wusste nicht, wo es lag. Für sie war

Sie fragen: Redet dein Vater mit dir über Sex? Schlägt er deine Mutter?

THILO ROTHACKER FÜR DEN SPIEGEL

ich die ignorante Tochter türkischer Nationalisten. Ich wusste vieles über Hitler, kaum etwas über Atatürk. Ich wusste nicht mehr über den Konflikt in der Türkei als Stefanie oder Timo.

Wir gingen jetzt in die ersten richtigen Clubs. Ich mochte Alkohol nicht. „Verbieten es dir deine Eltern?“ Wenn ich mal früher gehen wollte, war Zapfenstreich bei Türken. „Sie darf halt nicht so lange“, erklärten dann Fremde Fremden über mich. Also blieb ich bis zum Schluss, auch an Abenden, wo die Party schlecht und die Musik unerträglich war. Ich trank Bier, auch wenn ich den Geschmack hasste.

Es begann eine Zeit, in der ich mich geschmeichelt fühlte, wenn sie sagten: „Ich dachte, du bist Italienerin? Oder vielleicht Brasilianerin?“ Interessanter Akzent. Schöne Strände. Nackte Frauen. Bester Fußballer der Welt. Kein Ehrenmord. Keine geschlagenen Frauen. Es gefiel mir. Es hielt nicht lange. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Wenn ich jetzt gefragt wurde: „Wo kommst du her?“, sagte ich immer: Türkei. Mein Leben wurde einfacher. Wenn die türkische Nationalmannschaft spielte, war ich jetzt für die Türken. An türkischen Feiertagen blieb ich zu Hause, gegen den Willen meiner Eltern, aber meine Lehrer fragten sonst: Warum feiert ihr nicht eure Feiertage? Ich wurde zur Türkin mit deutschen Wurzeln.

Sehnsüchte blieben. Nach einer Bockwurst aus Schweinefleisch. Meine Handball-Leute bestellten immer Rind für mich. Sie fragten nicht. Ich sagte nichts. Was würden die Deutschen denken, wenn die Türkin Schwein isst?

Mein Vater hat irgendwann mal gesagt: „Die Deutschen haben meine Kinder türkisiert, nicht wir.“

Auch wenn es manche Integrationsexperten wundern wird, wir haben noch nie am Küchentisch gegessen und über den Grad unserer Integration diskutiert. Gelungen oder nicht? Ob



Deutschland jetzt unsere Heimat ist oder nicht? Die Fragen beantworten wir immer nur draußen.

„Warum hat es bei euch geklappt?“ In Deutschland gibt es zwei Arten von Migrantinnen. VM und PM. Vorzeigemigrant und Problemigrant. Du musst dich früh entscheiden, später zu wechseln geht schwer. Ich war mit den Jahren immer mehr zur Vorzeigemigrantin geworden. Fast Deutsche. Ich hatte mich dann aber an das Türke-Sein gewöhnt. Es gefiel mir inzwischen sogar gut.

Vor ein paar Wochen bekam ich einen Brief. Es ging um die Proteste in der Türkei. Der Brief ist von einer verzweiferten Mutter. Ihr Sohn müsse jetzt immer in der Schule das Handeln des türkischen Premiers erklären.

Ich habe gern von den Protesten in der Türkei berichtet. Von einer Türkei, in der Kurden und Türken gemeinsam kämpfen. Für Pluralismus. Demokratie. Wo Demonstranten Tango tanzen gegen Pfeffergas und junge Aktivisten Nelken auf Wasserwerfer feuerten. Ich war berührt, ich teilte ihre Wut. Aber vor allem war ich das erste Mal in 32 Jahren richtig stolz darauf, etwas über Türken erzählen zu dürfen. Kein Ehrenmord. Keine Schlägerei. Es war so westlich. So modern. Andere Türken halt.

Stellen Sie sich vor, Sie ziehen nach Istanbul. Ihre Tochter kommt an eine türkische Schule. Am ersten Schultag wollen ihre Klassenkameraden sie kennenlernen: „Sag mal, hast du auch schon mit zwölf Sex gehabt? Wie oft hast du abgetrieben? Warum trinkt ihr Deutschen so viel Bier? Warum vergewaltigen eure Priester kleine Jungs? Und die deutschen Politiker, sind die eigentlich alle pädophil? Hoffentlich schmeißen dich deine Eltern nicht mit 16 raus, damit du lernst, auf eigenen Beinen zu stehen. Und sag mal, warum steckt ihr eure Alten immer ins Heim? Und warum ermordet ihr Türken, weil sie Türken sind? Sag mal, was ist da eigentlich los bei euch?“

ÖZLEM GEZER



Auf Treppensteigen kann ich gut verzichten.

Worauf ich nicht verzichten kann,
sind mein Haus und meine Unabhängigkeit.
Die Treppe nehme ich problemlos.
Natürlich mit meinem Lifta Treppenlift.

Deutschlandweit vor Ort,
immer für Sie da.

Jetzt kostenlos informieren:

☎ 0800-20 33 110

www.lifta.de


Lifta
Der Treppenlift

TELEKOMMUNIKATION

Obermann soll entscheiden

Bei der Deutschen Telekom ist ein heftiger Streit über den weiteren Umgang mit den umstrittenen Internet-Flatrate-Tarifen und der darin enthaltenen Drosselung der Surfgeschwindigkeit entbrannt. Hintergrund ist ein Urteil des Landgerichts Köln aus der vergangenen Woche. Auf Klage von Verbraucherschützern hatten die Richter entschieden, dass der Bonner Konzern die Internettarife, in denen die Surfgeschwindigkeit nach Überschreiten einer Datenobergrenze gedrosselt werden sollen, nicht als „Flatrate“ bezeichnen darf. Das führe Verbraucher in die Irre, so die Kammer. Als Konsequenz aus dem Richterspruch will ein Teil des Managements nun das gesamte Tarifsysteem überarbeiten und klare, für die Kunden verständliche Aussagen über Leistungen und Preise formulieren. Die Telekom, so ihr Argument, würde damit eine Vorreiterrolle in der Branche einnehmen und könnte verlorengegangenes Vertrauen zurückgewinnen. Die Hardliner im Konzern hingegen wollen Berufung gegen das Urteil einlegen. Sie verweisen darauf, dass im Mobilfunkmarkt viele als „Flatrate“ bezeichneten Tarife seit langem gedrosselt worden seien, was bislang nicht beanstandet wurde. Eine Entscheidung über den weiteren Kurs soll bereits in den nächsten Tagen fallen, wenn Vorstandschef René Obermann von einer mehrtägigen USA-Reise zurück ist.

CATHERINA HESS / SÜDEDEUTSCHER VERLAG

IHK München



KAMMERN

Maroder Prunkbau

Einer der größten Wirtschaftsorganisationen Deutschlands, die Industrie- und Handelskammer für München und Oberbayern, droht ein finanzielles Debakel. Auslöser ist die geplante Generalsanierung ihres über hundert Jahre alten Stammhauses in der Münchner Innenstadt. Auf Betreiben von zwei kürzlich verstorbenen IHK-Funktionären hatte die Vollversammlung der 382 000 Mitgliedsfirmen vor gut zwei Jahren beschlossen, das denkmalgeschützte Gebäude umfassend zu renovieren. Für den Umbau und die Anmietung eines Ausweichquartiers wurden knapp 73 Millionen Euro aus angesammelten Rücklagen bereitgestellt. Der ohnehin stolze Betrag dürfte

allerdings noch deutlich ansteigen, weil die Arbeiten schon seit längerem ruhen und sich die Fertigstellung des Großprojekts um bis zu zwei Jahre verzögert. Grund sind unter anderem mangelhaft beseitigte Kriegsschäden und das marode Fundament des Prunkbaus. Der beauftragte Generalplaner hatte auf die Probleme nach eigenen Angaben frühzeitig hingewiesen. Trotzdem wurde ihm nun überraschend gekündigt, wegen mangelnder Termintreue und angeblicher Qualitätsmängel. Eine Firmensprecherin weist die Vorwürfe zurück, will sich zu Details aber nicht äußern. Auch die IHK München wollte den Vorgang nicht näher kommentieren.

GELD

„Am Ende gewinnt immer die Bank“



THOMAS LOHNES / DAPD

Bundesbank-Präsident Jens Weidmann, 45, über seine Spielbankfotos für die „FAZ“-Werbung, an der sich vor ihm schon Prominente wie Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki oder Kardinal Karl Lehmann beteiligt haben.

SPIEGEL: Herr Weidmann, haben Sie im Spielcasino schon mal etwas gewonnen?

Weidmann: Ich gehe normalerweise nicht ins Kasino. Das einzige Glücksspiel, dem ich mich gelegentlich hingebe, sind die Mensch-ärgere-Dich-nicht-Partien

mit meinen Kindern. Und da verliere ich meistens.

SPIEGEL: Sie haben sich im Kontrollraum des Kasinos Baden-Baden fotografieren lassen, um für die „Frankfurter Allgemeine“ zu werben. Wollten Sie uns damit sagen, Geldpolitik ist Glückssache?

Weidmann: Die Kampagne ist Kult und besteht seit fast 20 Jahren. Ich sehe darin keine Werbung für die „FAZ“, sondern ein Bekenntnis zum Qualitätsjournalismus. Zu Ihrer Frage: Geld ist geronnenes Vertrauen. Vertrauen ist aufgrund der Finanzkrise ein Stück weit verlorengegangen, weniger in unser Geld als vielmehr



Weidmann

HANS STARCK / SCHOLZ & FRIENDS / FAZ

MITBESTIMMUNG

Machnig rügt Zalando

Der thüringische Wirtschaftsminister Matthias Machnig (SPD) fordert bessere Arbeitsbedingungen im Erfurter Verteilerzentrum des Online-Modehändlers Zalando. „Es muss Verbesserungen bei der Arbeitsdichte und Kontrolle der Mitarbeiter geben“, so Machnig. Er drängt darauf, dass der Versandhändler Formen der betrieblichen Mitbestimmung schafft, etwa durch die Wahl eines Betriebsrats. Bislang gibt es in keinem der drei unternehmenseigenen Logistikzentren eine Arbeitnehmervertretung. Zalando war jüngst in die Kritik geraten, nachdem sich Beschäftigte über Kontrollen und Leistungsdruck beklagt hatten (SPIEGEL 43/2013). Falle ein

Mitarbeiter als zu langsam auf, werde seine Arbeitszeit genau protokolliert, so der von Zalando bestrittene Vorwurf einiger Erfurter Beschäftigter. Machnig hat seine Kritik nach eigenen Angaben in der vergangenen Woche bei einem persönlichen Gespräch mit der Geschäftsführung des Unternehmens geäußert. Zuvor hatte er sich für eine Ansiedlung Zalandos in Thüringen starkgemacht.



Zalando-Logistikzentrum

MARTIN SCHÜTT / DPA

HAUSHALT

Schwarz-roter Zielkonflikt

Die Pläne von CDU und CSU, den Anteil der Staatsschuld von derzeit rund 80 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung innerhalb von zehn Jahren unter 60 Prozent zu drücken, gehen der SPD nicht weit genug. „Diese Zielvorgabe ist unambitioniert“, sagt SPD-Haushaltsexperte Carsten Schneider. Dank der guten Konjunktur vermindere sich der Wert von ganz allein. Die Unionsparteien haben ihr Vorhaben in die Koalitionsverhandlungen eingebracht. Rund die Hälfte des vorgesehenen Abbaus geht dabei auf das Konto der Abwicklungsbanken, die im Gefolge der Finanzkrise gebildet wurden. Deren Verbindlichkeiten blähen die Staatsschuld auf. Mehr und mehr der toxischen Papiere, die in sogenannten Bad Banks ausgelagert wurden, erlösen mittlerweile mehr als ihren Buchwert. Dadurch schrumpft die Staatsschuld. SPD-Haushälter Schneider wirft Kanzlerin Angela Merkel und ihrem Finanzminister Wolfgang Schäuble zudem vor, sie hätten mit Blick auf den Etat „in den letzten vier Jahren nur von der rot-grünen Wachstumsrendite gelebt“.

in das Finanzsystem und allgemeiner auch in unsere Wirtschaftsordnung. Deshalb gab es die Debatte um „Kasino-Kapitalismus“, deshalb muss es auf den Finanzmärkten mehr Regeln und Kontrollen geben. Darauf soll das Motiv hinweisen. **SPIEGEL:** Von Kasino-Kapitalismus hat zuletzt die Occupy-Bewegung gesprochen. Wollen Sie da jetzt Mitglied werden? **Weidmann:** „Kasino-Kapitalismus“ hat auch der liberale Ökonom Hans-Werner Sinn als Titel für eines seiner Bücher gewählt. Man muss also nicht ideologisch der Occupy-Bewegung nahestehen, um für eine bessere Regulierung einzutreten. Die Krise hat uns gezeigt, dass moderne Finanzmärkte Risiken erzeugen, die unter Umständen die gesamte Volkswirtschaft gefährden. Deshalb müssen die Notenbanken und Aufsichtsbehörden

verstärkt darauf achten, dass solche Risiken möglichst gar nicht erst entstehen.

SPIEGEL: Bringen die Notenbanken mit ihrer Politik des billigen Geldes das Kasino nicht überhaupt erst in Schwung?

Weidmann: Das ist eine Frage, die auch mich umtreibt. Die Notenbanken weltweit haben mit ihrer lockeren Geldpolitik eine Eskalation der Krise verhindert. Aber je länger sie an dieser Politik festhalten, desto größer wird das Risiko neuerlicher Überreibungen an den Vermögensmärkten.

SPIEGEL: Sind unsere Euro beim Roulette am Ende sicherer als auf dem Konto?

Weidmann: Im Gegenteil: Im Kasino gewinnt am Ende immer die Bank. Deshalb ist es kein Ort für vernünftige Geldanleger, sondern für diejenigen, die Spaß am Risiko haben und den Verlust ihres Einsatzes verschmerzen könnten.



Zufriedenheit garantiert.

Das kostenlose Girokonto – jetzt mit Zufriedenheitsgarantie.*



Mit Zufriedenheitsgarantie:
50€ + 50€
zum Start* bei Nichtgefallen*

Jetzt in Ihrer Filiale oder unter www.girokonto.commerzbank.de

*Kostenlos nur bei privater Nutzung und ab mind. 1.200€ monatl. Geldeingang, sonst 9,90€ je Monat. Gutschrift 50€ zum Start 3 Monate nach Kontoeröffnung und nur, wenn noch kein Zahlungsverkehrskonto bei der Commerzbank besteht. Zahlung 50€ bei Nichtgefallen erst nach aktiver Kontonutzung über mind. 1 Jahr (mind. 5 monatl. Buchungen über je 25€ oder mehr) und nachfolgender Kontokündigung unter Angabe von Gründen binnen 15 Monaten nach Kontoeröffnung. Angebot gültig für alle Kontoeröffnungen ab 9.11.2012

COMMERZBANK

Die Bank an Ihrer Seite

INTERNET

Das globale Megafon

Die Euphorie vor dem Börsengang von Twitter erinnert an die Zeiten der New Economy. Dabei schreibt das Unternehmen Verluste, und das Wachstum schwächelt. Vor allem die Deutschen halten sich beim Zwitschern zurück.

Das Finale der Fußball-Europameisterschaft 2012 wurde von 15 358 Tweets pro Sekunde begleitet. Die umstrittene Hinrichtung des angeblichen Polizistenmörders Troy Davis in den USA löste 7671 Tweets pro Sekunde aus. Als Steve Jobs zurücktrat, folgten 7064 Tweets pro Sekunde.

Twitter veröffentlicht inzwischen fast täglich solche Daten. Die Aussage ist klar: Wer wissen will, worüber die Welt redet, der muss schauen, worüber getwittert wird.

So will das Unternehmen seine Bedeutung verkaufen: den Nutzern, den Medien – und von dieser Woche an vor allem auch den Investoren. Am Donnerstag geht Twitter an die Börse.

Seit der Ankündigung des Börsengangs im September überschlugen sich Analysten, Finanzpresse und Investoren rund um die Welt gleichermaßen, denn sie sind sich sicher: Twitter ist das ersehnte nächste „really big thing“, das nächste Facebook oder Google, und eines der wenigen Unternehmen mit einem Produkt, das die Welt zuvor noch nicht kannte, aber jetzt nicht mehr entbehren kann. In diesem Fall: die Möglichkeit, mit 140 Zeichen jeden klugen oder dummen Gedanken, Fotos, Videos und Links zu Websites über das Internet an die ganze Welt zu senden.

Diese Idee, entwickelt von drei Jungunternehmern in San Francisco, die nun als Genies gefeiert werden, ist nach aktuellem Stand bis zu elf Milliarden Dollar

wert. Dabei macht Twitter bislang keine Gewinne, und es ist unsicher, woher und wann die jemals kommen sollen. Das Geschäftsmodell basiert auf Werbung, irgendwie jedenfalls, es gibt allerlei Experimente, aber keinen zwingenden Plan.

Die Euphorie vor dem Börsengang kann das nicht bremsen: Der große finanzielle Erfolg werde sich mit Sicherheit einstellen, so wird argumentiert, die ganze Welt sei schließlich digital, ein Potential von Milliarden Kunden, und Twitter sei eine einmalige Idee mit offensichtlichem Erfolg. Das Unternehmen brauche nur mehr Zeit und mehr Geld. Twitter existiert seit knapp acht Jahren und hat bereits 1,1 Milliarden Dollar an Wagniskapital bekommen.



Noch fühlt es sich nicht an wie 1999, die absurde Zeit der New Economy, als Investoren schon glänzende Augen bekamen, wenn im Börsenprospekt nur irgendwo das Wort Internet auftauchte. Als es nur große Visionen, aber keine Abnehmer gab. Twitter hat 230 Millionen Nutzer und setzte im vergangenen Quartal 169 Millionen Dollar um.

Aber die Anzeichen mehren sich, dass der Überschwang zurückkehrt. Getrieben von großen Investoren und kleinen Anlegern gleichermaßen, die frustriert sind von anhaltend niedrigen Zinsen und enttäuscht von fehlenden Wachstumsphantasien bei den etablierten Konzernen.

Snapchat etwa, eine Foto-Anwendung für Smartphones, die zwar viele Nutzer, aber noch kein Umsatz vorweisen kann, wird bereits mit über drei Milliarden Dollar bewertet. Pinterest, ein ebenfalls beliebtes und nahezu umsatzfreies soziales Netzwerk, liegt bei fast vier Milliarden Dollar. Yahoo kaufte das seit Jahren geldverbrennende Blog-Portal Tumblr für über eine Milliarde Dollar. Rocket Fuel, ein Online-Werber mit tiefroten Zahlen, steht bei 1,7 Milliarden Dollar.

Auch abseits der Internetwelt schlägt die Sehnsucht nach Wachstumspotential die wirtschaftliche Vernunft: Der Börsenkurs des Elektroautoherstellers Tesla etwa hat sich nach nur einem Quartal mit Gewinnen zwischenzeitlich verfünffacht.

Und nun bricht auch noch Twitter mit der zuletzt geltenden Regel für Internetunternehmen: erst dann an die Börse zu gehen, wenn Geld verdient wird.

Twitter versucht den Hype um seinen Börsengang nun einzudämmen, vor allem um eine ähnlich holprige Achterbahnfahrt wie Facebook zu vermeiden: Das soziale Netzwerk schürte die Euphorie noch fleißig, um den Börsenkurs zu treiben, wurde dann aber mit Kursabstürzen und monatelangen Querelen bestraft – bevor der Kurs in den vergangenen Monaten nun doch auf inzwischen gut 30 Prozent über Ausgabewert kletterte.

Bei der Präsentation vor Investoren verzichtete Twitter in den vergangenen Wochen auf eine grandiose Inszenierung und bemüht sich, einen besonnenen, zurückhaltenden Eindruck zu machen. Sogar den Ausgabepreis für die Erstnotierung setzte das Unternehmen mit 17 bis 20 Dollar weit unter den erwarteten 28 bis 30 Dollar pro Aktie an.

Vielleicht möchte Twitter aber auch nur deshalb die Nähe zu Facebook vermeiden, weil der Kurznachrichtendienst dabei nicht wirklich gut aussieht.

Bevor Facebook den Schritt an die Börse wagte, hatte das soziale Netzwerk über drei Jahre ständig steigende Gewinne verzeichnet. Zum Zeitpunkt des Börsengangs konnte das Unternehmen den Investoren einen Jahresgewinn von einer

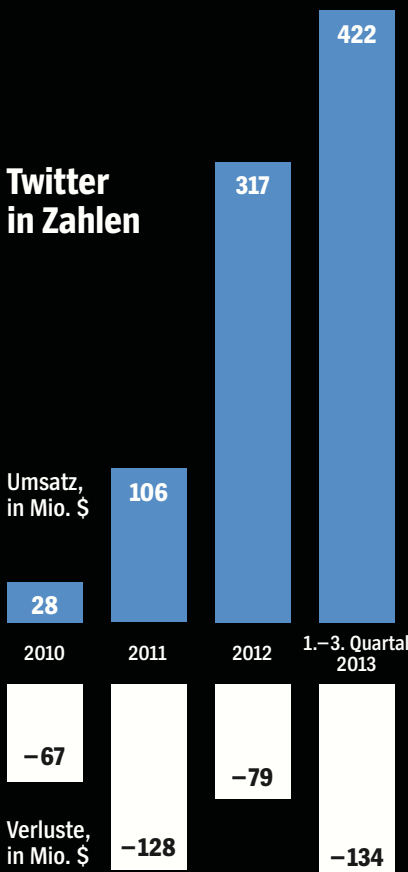
Milliarde Dollar bei einem Umsatz von 3,7 Milliarden präsentieren.

Twitter dagegen verzeichnet wachsende Verluste. 134 Millionen Dollar waren es in den ersten neun Monaten dieses Jahres, 63 Millionen Dollar mehr als zur gleichen Zeit im Vorjahr.

Immerhin: Die Werbeeinnahmen steigen rasant. Sie sollen sich dieses Jahr laut Marktforschern verdoppeln auf rund 580 Millionen Dollar. In den von Twitter an die amerikanische Börsenaufsicht SEC eingereichten Unterlagen zum Geschäftsmodell – dem sogenannten S-1 Filing – sind die Angaben zum Werbegeschäft allerdings auffallend schwammig bis nichtssagend: Wer warum und wie viel Werbung auf Twitter macht, bleibt ein Geheimnis.

Offensichtlich ist nur, dass Twitter seine vielen Nutzer lange nicht so gut zu Geld machen kann wie Facebook. Das soziale Netzwerk nimmt 1,60 Dollar pro Nutzer ein, Twitter nur 73 Cent.

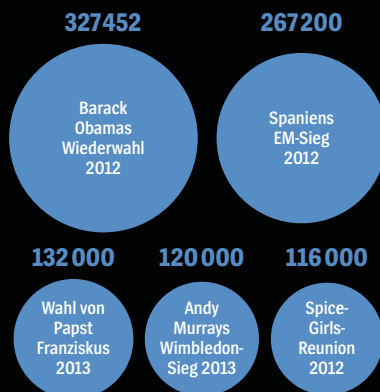
Angesichts dieser eher wackeligen Finanzdaten kommt der Börsengang früher, als von vielen erwartet. Wenn, wie es im Firmenumfeld heißt, die Profitabilität nicht mehr fern ist und die Zukunftsaussichten rosig sind, warum dann nicht einfach warten und die Fakten sprechen lassen, so wie es Facebook und LinkedIn und andere Silicon-Valley-Unternehmen zuletzt auch getan haben? Wahrschein-



500
Millionen Tweets pro Tag

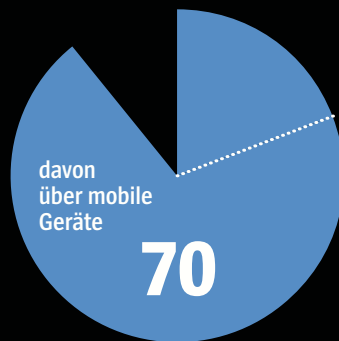
232
Millionen aktive Nutzer pro Monat

Die Ereignisse mit den meisten Tweets, in Tweets pro Minute



Anteil der Werbeerlöse an den gesamten Erlösen, 1.-3. Quartal 2013

89 %



Nutzer mit den meisten „Followern“

Justin Bieber	46,4 Mio.
Katy Perry	46,3 Mio.
Lady Gaga	40,4 Mio.
Barack Obama	39,1 Mio.
Taylor Swift	36,1 Mio.

Quellen:
Twitter,
Socialbakers,
IT Lounge

lich verschreckt nur eines Internetinvestoren mehr als fehlende Gewinne: erlahmendes Wachstum der Nutzerzahlen. Im neuen Techno-Boom sind vielleicht schwarze Zahlen nicht zwingend, denn Profite lassen sich projizieren, und zur Börse gehört auch immer die große Vision.

Die harte Währung im Silicon Valley ist deswegen die MAU: die Zahl der „Monthly Active Users“. Denn all die weltumspannenden Visionen und zukünftigen grandiosen Gewinne sind nur möglich, wenn die Nutzerzahlen nicht nur stetig wachsen, sondern explodieren. Außerdem deutet sinkendes Nutzerinteresse darauf hin, dass die unberechenbare Internetkarawane schon wieder weitergezogen ist zum „next big thing“: Dieses Schicksal ereilte schon MySpace und zuletzt das Rabattportal Groupon sowie den Online-Spielmacher Zynga.

Bislang ging es für Twitter immer nur bergauf, und zwar rasant. 2009 twitterten gerade einmal 35 Millionen Menschen, 2011 schon 93 Millionen und rund 230 Millionen heute. Und auch im dritten Quartal verzeichnete Twitter ein MAU-Plus von sechs Prozent gegenüber dem vorherigen Quartal. Das ist zwar beachtlich, aber deutlich weniger als bislang. Vergangenes Jahr kamen jedes Quartal noch über zehn Prozent hinzu. Für Ende des Jahres hatte Twitter-Chef Dick Costolo ursprünglich 400 Millionen aktive Nutzer erwartet. Nun sieht es eher nach höchstens 260 Millionen aus.

Vielleicht ist das nur eine ausgedehnte Delle im Wachstum. Vielleicht aber auch das Signal, dass Twitter sich weit schneller als erhofft dem Ende seine Potentials nähert. Offenbar ist man sich da bei Twitter selbst nicht so sicher und zog die Konsequenzen: Ein Börsengang jetzt, ohne Gewinne, aber mit noch deutlichem Nut-

zerwachstum ist besser als ein Börsengang später, nach weiteren Quartalen, die sinkendes Interesse signalisieren. So sind die Regeln der neuen digitalen Welt, in der alles erst einmal kostenlos ist und selbst Hunderte Millionen Nutzer zu wenig sein können.

Die zentrale Frage lautet deswegen: Bekommt Twitter in den nächsten Jahren wirklich die halbe Welt dazu, regelmäßig zu zwitschern? In der Logik der jubelnden Börsen-Story ist die Antwort klar: Aber sicher, heute, wo jeder online ist, selbst im tiefsten Afrika und in der chinesischen Provinz, ist alles möglich, schaut doch auf Facebook, die haben auch längst über eine Milliarde Nutzer.

Doch der Vergleich hinkt. Anders als das soziale Netzwerk ist Twitter trotz seiner über 200 Millionen Nutzer noch immer nicht wirklich überall Mainstream. Der Nutzen des Kurznachrichtendienstes erschließt sich längst nicht jedem automatisch. Wer Anhänger einsammeln will, muss ständig aktiv und engagiert sein, täglich Nachrichten in die Welt posaunen und den Austausch mit anderen suchen. Gleichzeitig kann der ständige Fluss aus Nachrichten in der eigenen Timeline schnell bis auf Hunderte oder Tausende am Tag anschwellen. Viele Twitter-Accounts sind zudem Fälschungen. Und rund 40 Prozent aller Nutzer zwitschern nicht selbst, sondern lesen nur die Nachrichten anderer.

Deswegen hat Twitter auch hohe Abwanderungsquoten: Viele probieren den Dienst aus, bleiben aber nicht dauerhaft dabei.



Soziales Netzwerk;
Gewinn
+552 Mio. \$

91,2

In den vergangenen Monaten vor dem Börsengang hat das Unternehmen deswegen viel daran gearbeitet, Design und Struktur ansprechender und zugänglicher für Neulinge zu machen. Die größte Änderung kam erst vergangene Woche: Fotos und Videos werden nun direkt in der Nachricht angezeigt. Damit verabschiedet sich Twitter endgültig von seinen Ursprüngen als rein textbasierter Dienst. Stattdessen ähnelt die Benutzeroberfläche stark der Chronik von Facebook.

So schwer sich der Normalo tut, so schnell haben führende Vertreter aus Politik, Medien und Wirtschaft sowie Promis jeglicher Couleur den Kurznachrichtendienst für sich entdeckt: Twitter ist für sie ein globales Megafon, ein direkter Kommunikationskanal ohne den üblichen Filter aus PR-Leuten und Medien.

Natürlich hat Präsident Barack Obama seinen eigenen Twitter-Account, genauso Lady Gaga, Prince, Mario Götze und sogar der Papst. Die iranische Regierung macht Außenpolitik per Twitter. Der Investor Carl Icahn fordert den Apple-Chef Tim Cook per Tweet auf, gefälltst Milliarden Dollar an die Investoren zurückzugeben. Bill Gates verteilt Weisheiten im 140-Zeichen-Takt.

Totale Öffentlichkeit kann aber auch gefährlich sein, dies mussten viele prominente Twitter-Nutzer von Lance Armstrong bis Cher schon lernen, die betrunken, wutentbrannt oder einfach nur unüberlegt Nachrichten in die Welt setzten.

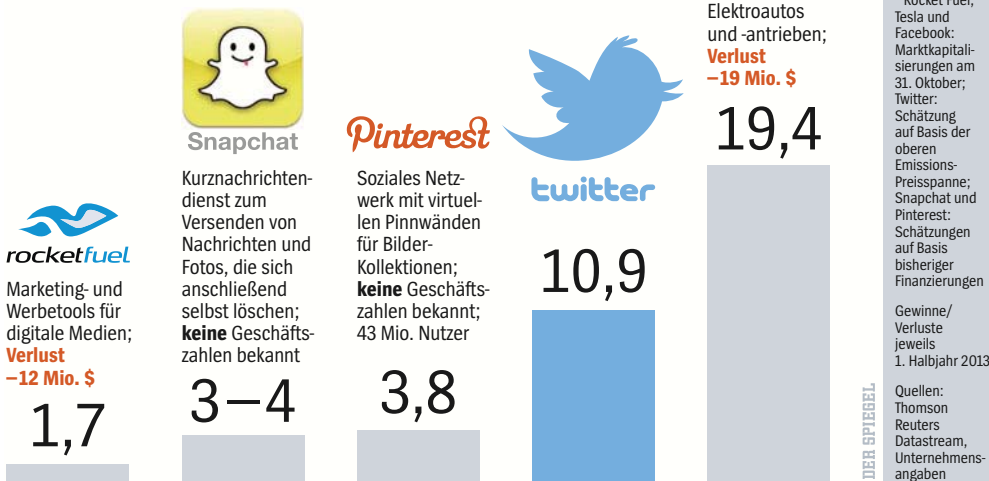
Diese unmaskierten Einblicke, die ungefilterte Kommunikation mit Menschen, die sonst völlig unerreikbaar wären, sind es dann auch, die Twitter so unterhaltsam und spannend machen können. Der Kurznachrichtendienst erfüllt mehr als alles andere das grandiose Versprechen des Internets von der globalen Vernetzung der Menschheit.

Doch bisher funktioniert Twitter vor allem in der amerikanischen Selbstdarstellungskultur, in vielen anderen Ecken der Welt aber ist es von einem Massenphänomen weit entfernt.

Deutschland braucht zwar immer etwas länger als andere, um Internetphänomene zu adaptieren. Die Gleichgültigkeit gegenüber Twitter aber ist auffallend. Das Unternehmen veröffentlicht keine offiziellen Zahlen, aber nach Schätz-

Moderne Börsenstars

Werte* von Silicon-Valley-Unternehmen, in Mrd. \$



zungen twittern bislang nur 1,5 Millionen Deutsche mehr oder minder häufig. Und während in anderen Ländern die halbe Regierung zwitschert, sind zwitschernde Politiker hierzulande immer noch die Ausnahme. Die meisten Anhänger hat Peer Steinbrück, rund 60 000.

Entsprechend schwer fällt es sogar den prominentesten deutschen Twitter-Fans, eine große Anzahl von Anhängern einzusammeln. Nur fünf Deutsche haben bislang die Millionenhürde geknackt. Und das auch nur, weil sie im Ausland bekannt sind, etwa die Fußballstars Mesut Özil und Lukas Podolski. Unter den zwölf Deutschen mit den meisten Anhängern sind sieben Sportler, zwei Rapper, etwa Bushido – und Heidi Klum.

Und wenn die Deutschen twittern, dann geht es auch weit seriöser zu als im Rest der Welt. Den internationalen Rekord für Tweets pro Minute hält derzeit das Popsternchen Miley Cyrus mit ihrem leichtbekleideten Auftritt bei einer MTV-Show. In Deutschland wurden die meisten Tweets von der Fernsehdebatte zwischen Angela Merkel und Peer Steinbrück ausgelöst.

Für die Erfüllung der großen Wachstumsvisionen wird deswegen vieles davon abhängen, ob es dem Unternehmen gelingt, ein noch immer bestehendes Missverständnis auszuräumen: Twitter ist weniger soziales Netzwerk als sozialer Nachrichtenkanal. Die eigentliche Stärke des Dienstes besteht darin, Nachrichten zu multiplizieren, Trends zu verstärken oder auszulösen, die dann wie eine globale Lawine einmal um den Planeten rollen. Das ist längst noch nicht überall angekommen.

Twitter bemüht sich deswegen auch zunehmend darum, sich als Nachrichtenkanal zu präsentieren, auf den alle anderen Medien als Quelle zugreifen sollen. Vor kurzem engagierte das Unternehmen die Medienmanagerin Vivian Schiller als „Head of News“: Sie soll Twitter „unentbehrlich für Nachrichtenorganisationen und Journalisten machen“. Vor Investoren versuchte sich das Unternehmen vor allem allem als Echtzeitkanal für Weltereignisse zu verkaufen: Dank Twitter erfahre man, wann in Syrien Bomben fielen, was Astronauten im Weltraum erlebten und worüber der Präsident nachdenke.

Doch das ist ein sehr selektives Bild, denn auf Twitter erfährt man oft mehr darüber, wer etwas zu verkaufen hat: Produkte, Ansichten, sich selbst. Der Kurznachrichtendienst ist das größte Selbstvermarktungsinstrument der Welt. 500 Millionen Tweets werden täglich abgesetzt, aber oft wirkt es wie ein einziges Schau-Zwitschern.

Und die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass am Ende nicht Salman Rushdie (650 000 Anhänger) globale Debatten bestimmt, sondern Justin Bieber und seine 46 Millionen Anhänger. **THOMAS SCHULZ**



CHIVAS.COM

WER EINE RUNDE SPENDIERT,
WIRD VON JEDER RUNDE VERSTANDEN.

CHIVAS LIVE WITH CHIVALRY

www.genuss-mit-verantwortung.de

Harvard Business Manager:

**Jetzt 3 Monate testen
und 35 % sparen!**



Sinus-Soundtube

Perfekter Anschluss für Ihre Lieblingsmusik:

- Lautsprecher für iPods und MP3-Player
- mit Autoscan-Radio
- Maße: ca. 18,5 x 4,8 x 4,8 cm
- Lieferung ohne iPod

GRATIS!

» Schnell bestellen und profitieren:

Gleich anrufen: **040 3007-3400**

Bitte nennen Sie die Aktionsnummer: HB13-525

oder online:

www.harvardbusinessmanager.de/test



**Harvard
Business
manager**

DAS WISSEN DER BESTEN

Jetzt den SPIEGEL empfehlen



**ODYS UNO X8 8"-Tablet-PC –
ohne Vertrag
Ohne Zuzahlung**



**Gigaset Schnurlos-Telefon „S 820“
Ohne Zuzahlung**



**Wagenfeld-Tischleuchte WG 24
Zuzahlung: nur € 149,-**



**KitchenAid Classic
Zuzahlung: nur € 189,-**



Lieferung ohne iPhone

**iHome IBT97 Bluetooth Stereo
Weckuhr mit FM-Radio
Ohne Zuzahlung**



**TEASI one – Fahrrad-
und Wandernavigation
Ohne Zuzahlung**



**Samsung Galaxy S6310
Young NFC – ohne Vertrag
Ohne Zuzahlung**



**Samsung Galaxy Pocket Plus –
ohne Vertrag
Ohne Zuzahlung**



**Maxi-Cosi Rodi XP – schwarz
Ohne Zuzahlung**

Jeder kann werben! Sie müssen nicht selbst Abonnent sein!



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-170



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

und Top-Prämie sichern!



Lieferung ohne iPhone

**netatmo Wetterstation
für Smartphones und Tablets
Ohne Zuzahlung**



**Kärcher-Hochdruckreiniger
K.2120 mit Flächenreiniger T 50
Ohne Zuzahlung**



Lieferverzögerungen möglich

**Kindle Paperwhite II
Ohne Zuzahlung**



**Artemide „Tolomeo Micro Tavolo“
Zuzahlung: nur € 29,-**



**TomTom XL Classic Series CE T –
4,3"-Display
Ohne Zuzahlung**



**Geldprämie € 110,-
Bis zum 11.11.2013**

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Top-Prämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,20 statt € 4,40 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,20 statt € 4,40 im Einzelkauf. Den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Noch heute antworten und Top-Prämie sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD13-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) _____

Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
DER SPIEGEL vierteljährlich: € 54,60
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

1 9
Geburtsdatum _____

BLZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort _____

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten _____

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

- ☐ ODYS UNO X8 – ohne Vertrag (4681)
- ☐ Gigaset Schnurlos-Telefon (4690)
- ☐ Wagenfeld (3739) Zuzahlung: € 149,-
- ☐ KitchenAid (3219) Zuzahlung: € 189,-
- ☐ iHome IBT97 (4630)
- ☐ TEAS one (4227)
- ☐ Samsung Galaxy S6310 Young NFC – ohne Vertrag (4671)
- ☐ Samsung Galaxy Pocket Plus – ohne Vertrag (4567)
- ☐ Maxi-Cosi Rodi XP (4156)
- ☐ netatmo Wetterstation (4606)
- ☐ Kärcher-Hochdruckreiniger (3887)
- ☐ Kindle Paperwhite II (4680)
- ☐ Artemide „Tolomeo Micro Tavolo“ (4265) Zuzahlung: € 29,-
- ☐ TomTom XL Classic Series (4558)

☐ Geldprämie € 110,- (4595) Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ _____ Konto-Nr. _____

SP13-170

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Geldinstitut, Ort _____





Deutscher Exportartikel Auto in Emden, IWF-Chefin Lagarde: Feste Zielgröße für Leistungsbilanzüberschüsse

AUSSENHANDEL

Am Pranger

US-Regierung und EU-Kommission klagen über den Exportriesen Deutschland. Doch die Kritik greift zu kurz. Die Partner profitieren von der Wettbewerbsstärke der Bundesrepublik.

Marco Buti, ranghöchster Mitarbeiter von Währungskommissar Olli Rehn, gilt in Brüssel nicht gerade als Freund der Deutschen. Gern macht der Chefökonom der EU-Kommission, von Geburt Italiener, das Wesen und Wirken deutscher Wirtschaftspolitik verantwortlich für viele Übel in der Euro-Zone.

Mal stören ihn Spardiktate aus Berlin, mit denen Krisenstaaten saniert werden sollen. Mal gibt sich Deutschland in seinen Augen zu knauserig, weil es die Konjunktur nicht mit höheren Ausgaben in Schwung bringen will.

Besonders stößt sich Buti an den Ungleichgewichten innerhalb der Euro-Zone. In seiner Weltsicht sind Länder wie Deutschland mitverantwortlich für die Turbulenzen in den Südstaaten, weil sie die mit Waren überschwemmen.

In der nächsten Woche bietet sich Buti erneut Gelegenheit, die Deutschen zur Ordnung zu rufen: Am 15. November legt die EU-Kommission ihren Frühwarnbericht vor. Darin werden jene Länder identifiziert, deren Defizit oder Überschuss in der Leistungsbilanz zu groß ausfällt.

Vorn mit dabei: Deutschland. Sieht die EU-Kommission darin ein Problem, kann sie das Land einer „vertieften Analyse“ (EU-Jargon) unterziehen, der später möglicherweise eine Rüge folgen könnte. Federführende Instanz des Verfahrens: Butis Generaldirektion für Wirtschaft und Finanzen.

Mit Macht bricht eine alte Debatte wieder auf. Seit Jahren steht die Bundes-

regierung am Pranger, weil die Exporte Deutschlands angeblich den wirtschaftlichen Weltfrieden stören. Die Klage stimmte die damalige französische Finanzministerin Christine Lagarde, heute Chefin des Internationalen Währungsfonds (IWF), genauso an wie Generationen amerikanischer Finanzminister. Erst vergangene Woche stieß Amtsinhaber Jacob Lew ins gleiche Horn. Noch vor China brandmarkte ein Report aus seinem Haus die Bundesrepublik als Gefahrenherd Nummer eins.

Der Vorwurf lautet stets gleich: Die Deutschen hätten sich, weil sie einseitig auf Export setzen, einen ungebührlichen Vorteil verschafft. Nun überschwemmen sie fremde Märkte mit ihren Produkten. Dabei lebten und konsumierten sie selbst unter ihren Möglichkeiten, was ausländische Firmen benachteilige, weil diese nun ihrerseits weniger Waren nach Deutschland liefern könnten.

Auf den ersten Blick scheinen die Zahlen den Kritikern recht zu geben. Im vergangenen Jahr betrug der Exportüberschuss sieben Prozent der Jahreswirtschaftsleistung, dieses Jahr dürfte er ähnlich hoch ausfallen und im nächsten kaum sinken. Das zwingt die EU-Kommission einzuschreiten. Denn im Schnitt dreier Jahre darf der Wert allenfalls bei sechs Prozent liegen.

Die Frage ist nur: Wer ist schuld?

Deutsche Regierungsvertreter drehen den Spieß um. Nicht Deutschland sei ver-

antwortlich für die Schieflage im Süden Europas. Im Gegenteil, Länder wie Griechenland, Italien und Spanien seien selbst schuld an ihrer Misere. Jahrelang hätten sie über ihre Verhältnisse gelebt, auf Kosten ihrer Wettbewerbsfähigkeit.

Entsprechend harsch weist Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) die weltweite Kritik zurück. „Der deutsche Leistungsbilanzüberschuss bietet keinen Anlass zur Sorge, weder für Deutschland noch für die Euro-Zone oder die Weltwirtschaft“, heißt es in einem Vermerk. Berlin verfolge einen Kurs der „wachstumsfreundlichen Konsolidierung“, es bestünden keine Ungleichgewichte, „die eine Korrektur der Wirtschafts- und Finanzpolitik erfordern würden“, schrieben die Beamten des Bundesfinanzministeriums (BMF) ihrem Ressortchef auf.

In ihrer Expertise verweisen sie darauf, dass sich der deutsche Leistungsbilanzüberschuss gegenüber den Partnerländern der Euro-Zone von 2007 bis 2012 halbiert hat, von 4,4 Prozent auf 2,2 Prozent. Dagegen wachsen die Überschüsse im Handel mit den USA und anderen Weltregionen. Im Ergebnis ist die Außenhandelsbilanz der Euro-Zone im Großen und Ganzen ausgeglichen. Schäubles Experten finden, dass sie dafür eher Lob verdient hätten als Tadel.

Weit gefehlt. Vergangene Woche bekamen sie hohen Besuch aus Washington. IWF-Vizechef David Lipton hatte sich angesagt. Er schlug Schäubles Leuten vor, Deutschland solle sich verpflichten, seinen Leistungsbilanzüberschuss abzubauen. Die Bundesregierung müsse zudem eine feste Zielgröße festlegen, die künftig nicht mehr überschritten werden dürfe.

Für die Finanzministerialen kommt das in die Nähe planwirtschaftlicher Hybris. Gern verweisen sie darauf, dass sie ohnehin nicht viel ausrichten könnten gegen die Überschüsse, weil ihnen schlicht die Handhabe fehle. Niemand auf der Welt

Kann ich meine Haftpflichtversicherung nicht so flexibel zusammenstellen wie meine Pizza?

Die ERGO Privat-Haftpflichtversicherung mit individuellen Leistungen.

Natürlich. Und das ist sogar genauso einfach: Bei ERGO können Sie online mit wenigen Klicks zum Beispiel herausfinden, welche Bausteine der Privat-Haftpflichtversicherung sinnvoll für Sie sind. Anschließend können Sie sich mit unserem Konfigurator Ihr individuelles Angebot nach Ihren Wünschen zusammenstellen. Mehr auf ergo.de und bei Ihrem Versicherungsexperten vor Ort.

ERGO

Versichern heißt verstehen.



Illustrationen: © Leo Leowald

KARRIERE MACHEN IST GANZ EINFACH. NACH ALLEM, WAS MAN SO HÖRT.



ullstein

SPIEGEL ONLINE

werde gezwungen, deutsche Automobile oder Maschinen zu kaufen. Soll die Bundesregierung also das Exportieren verbieten? „So etwas hat selbst im Sozialismus nicht geklappt“, sagt einer.

Nicht weniger praxisfern sind Vorschläge, die Deutschen sollten ihren Import ankurbeln. Auch hierfür fehlen der Regierung wichtige Stellschrauben. Die Deutschen werden mehr Güter im Ausland kaufen, wenn sie mehr Geld verdienen. Das kann die Regierung aber nicht verordnen, in Deutschland handeln Arbeitgeber und Gewerkschaften frei von Staatseinfluss die Lohnhöhe aus.

Hinzu kommt: Der Trend geht längst in die richtige Richtung. „Deutschland weist ein robustes Lohnwachstum auf“, heißt es in dem BMF-Papier. Als Folge habe sich der Konsum zum Wachstumstreiber entwickelt, wovon auch die Wirtschaft der Partnerländer profitiere. Zusätzlich stiegen die Investitionen der Unternehmen, was die Zuliefererindustrie der Euro-Zone stärke.

Zudem hat sich die neue Große Koalition bereits darauf geeinigt, die staatlichen Investitionen, aber auch den Mindestlohn auszuweiten. Beides regt die Binnennachfrage an, was Kritiker zumindest teilweise zufriedenstellen müsste.

Nicht nur Politiker in Berlin, auch Wissenschaftler fragen sich, ob das besondere deutsche Geschäftsmodell zu Recht am Pranger steht. Muss Deutschland dafür bestraft werden, dass seine Exportwirtschaft erfolgreich ist?

„Das wäre absurd“, findet der Kieler Ökonom Holger Görg, Professor am Institut für Weltwirtschaft. Man könne schließlich keinem verbieten, deutsche Waren zu kaufen. In den neunziger Jahren sei Deutschland noch das Sorgenkind gewesen, dann habe es seine Stärke wiedererlangt: „Soll man das dem Land nun ankreiden?“, wundert sich Görg. Vielmehr stelle sich die Frage, warum es Spanien oder Italien nicht gelungen sei, so wettbewerbsfähig zu werden.

Zudem können die Krisenländer durchaus davon profitieren, wenn die deutsche Ausfuhr floriert. In jedem Auto, in fast jeder Maschine und in beinahe jedem Chemieprodukt, die das Label „made in Germany“ tragen, verbergen sich Erzeugnisse aus anderen Ländern, nicht selten aus Defizitstaaten.

Der Anteil dieser Vorleistungen an deutschen Exporten ist nach einer Untersuchung des Ifo-Instituts zwischen 1995 und 2008 von 13,5 Prozent auf 20 Prozent gestiegen. Im Vergleich zu ihren ausländischen Wettbewerbern importierten deutsche Unternehmen sogar einen überproportional großen Anteil an Vorleistungen, stellt eine neue Studie des Kieler Instituts für Weltwirtschaft fest. Relativ viele Komponenten kommen aus Mittel- und Osteuropa. Ihr Anteil fällt in der

deutschen Industrie fast dreimal so hoch aus wie in Spanien, Frankreich oder Italien. Bei BMW etwa stammt fast die Hälfte der Teile für in Deutschland gebaute Autos aus dem Ausland.

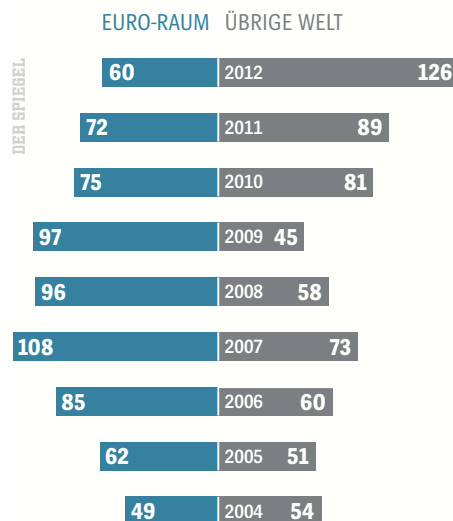
Mehr noch: Die hiesigen Unternehmen sorgen mit ihren Auslandsstandorten dafür, dass dort Wachstum und Arbeitsplätze entstehen. Volkswagen ist mit seinem Werk in Portugal größter ausländischer Investor im Land. Im BMW-Werk in Spartanburg, South Carolina, produzieren rund 7000 Beschäftigte fast 280000 Fahrzeuge, zwei Drittel davon gehen ins Ausland.

Ganz so einfach, wie sich Kritiker dies wünschen, ließe sich die Exportorientierung der deutschen Wirtschaft ohnehin nicht verringern, sie ist über Generationen gewachsen. Hochspezialisierte Familienbetriebe sind zu Global Playern gereift, sie erwirtschaften einen Großteil ihres Umsatzes und ihres Gewinns im

Export in alle Welt

Überschuss in der deutschen Leistungsbilanz, in Milliarden Euro

Quelle: Eurostat



Ausland. Und so erklärt sich, warum der Industrieanteil in Deutschland mit 22 Prozent vergleichsweise hoch ist.

Entsprechend widersprechen Brüsseler Eurokraten dem Eindruck, die deutschen Überschüsse seien jetzt schon ein Fall für eine Vorverurteilung. „Wir stehen erst ganz am Anfang des Prozesses“, sagt ein Kommissionsexperte. Überschüsse seien nicht generell Anlass zur Sorge – der Brüsseler Behörde sei bewusst, dass Deutschland die Wachstumslokomotive des Kontinents bleiben müsse. Zwar dränge man seit längerem auf mehr Binnennachfrage, doch seien in dieser Hinsicht durchaus positive Anzeichen zu erkennen.

Solche Töne hören Schäuble und die Seinen mit Wohlgefallen. „Zum Glück“, sagt ein ranghoher Berliner Beamter, „gibt es dort nicht nur Marco Buti.“

ALEXANDER JUNG, CHRISTIAN REIERMANN,
GREGOR PETER SCHMITZ

INFRASTRUKTUR

„Respekt vor dem Winter“

Bahn-Chef Rüdiger Grube fordert deutlich mehr öffentliche Investitionen für das Schienennetz und erklärt, warum selbst eine gute Vorbereitung nicht vor Wetterchaos schützt.



MICHAEL GOTTSCHALK / DAPD

Mittwoch vergangener Woche, 15.24 Uhr am Berliner Hauptbahnhof: Statt des planmäßigen ICE macht sich ein veralteter Intercity auf den Weg, der weder ein Restaurant hat noch Re-

servierungen anzeigt – und in Hamburg verspätet ankommt. Bahn-Chef Grube, 62, hat in der ersten Klasse Platz genommen, er muss am Abend zu einem Termin.

SPIEGEL: Herr Grube, würden Sie sich als Kunde ärgern, wenn Sie für eine ICE-Fahrt bezahlen und dann in einem Intercity sitzen, der aus heruntergekommenen Wagen besteht?

Grube: Natürlich freue ich mich nicht darüber. Aber wir warten seit Jahren auf neue Züge, die von Herstellern – leider auch deutschen – nicht pünktlich geliefert werden.

SPIEGEL: An der Misere sind doch nicht nur die bösen Zulieferer schuld. Als die Strecke Berlin–Hamburg 2004 eröffnet wurde, brauchte der ICE gerade einmal 90 Minuten. Jetzt kostet das Ticket 50 Prozent mehr, die Fahrt dauert aber bis zu 20 Minuten länger. Nennen Sie das Fortschritt?

Grube: Fortschritt setzt ausreichende Investitionen in die Infrastruktur voraus. Der Zug fährt langsamer, weil die Strecke in einigen Bereichen nur notdürftig ausgebaut wurde. Hier spiegelt sich auch der Zustand der Bahn-Infrastruktur wider. Angesichts der dramatischen Unterfinanzierung hat die Bahn einen Investitionsstau bei Gleisen, Weichen und Stellwerken von über 30 Milliarden Euro.

SPIEGEL: Was sind die Folgen?

Grube: Wenn sich nichts ändert, steigt der Rückstand bis 2020 auf gigantische 50 Milliarden Euro – und wir haben die Wahl zwischen zwei schlechten Alternativen: Entweder die Qualität der Bahn lässt deutlich nach, es gibt also mehr unpünktliche Züge. Oder wir müssen Strecken sperren. Das ist aber auch nicht im Sinne aller, da wir ja mehr Verkehr auf die Schiene verlagern wollen.

SPIEGEL: Bereits heute investieren der Bund und die Bahn jedes Jahr drei Milliarden Euro in das bestehende Netz. Wie viel müssten es denn sein?

Grube: Wenn wir das Schienennetz in der heutigen Qualität sichern wollen, brauchen wir über vier Milliarden Euro pro Jahr. Und selbst dann reden wir über eine Aufgabe, die uns mindestens eine Generation lang beschäftigen wird.

SPIEGEL: Gewonnen wäre damit aber noch nichts. Sie würden lediglich erreichen, dass die Schienenwege nicht noch schlechter werden.

Grube: Ja, das ist leider so. Die Fakten sind eben unerfreulich: Das Schienennetz ist überaltert. Hunderte unserer Stellwerke hätte noch Kaiser Wilhelm einweihen können, 1400 Bahnbrücken sind in einem so kritischen Zustand, dass wir sofort handeln müssen.

SPIEGEL: Eine Brücke, die heute über hundert Jahre alt ist, war vor zehn Jahren auch schon sehr betagt. Warum schlagen Sie erst jetzt Alarm?

Grube: Ich weise seit Jahren darauf hin, dass wir zu wenig für unsere Infrastruktur ausgeben.

SPIEGEL: Von Ihrem Vorgänger Hartmut Mehdorn war das nicht zu hören. Wurde der Investitionsstau lange Zeit totgeschwiegen, um die Bahn für den Börsengang aufzuhübschen?

Grube: Ich bin erst seit 2009 Chef, seither ist der Börsengang kein Thema mehr.

SPIEGEL: Woher soll das zusätzliche Geld, das Sie fordern, kommen?

Grube: Da muss unser Eigentümer, der Bund, mit ran. Mir geht es aber nicht darum, jammernd nach dem Staat zu rufen, ohne dass wir etwas tun. Die Bahn steht zu ihrer Verpflichtung, das Netz jedes Jahr mit beträchtlichen Eigenmitteln von über zwei Milliarden Euro in Schuss zu halten. Klar ist aber auch: Weil die Schiene jahrzehntlang vernachlässigt wurde, können wir es allein nicht schaffen.

SPIEGEL: Heute fließen die knappen Mittel oft an jene Kommunen und Länder, die das beste Lobbying betreiben. Wie wollen Sie sicherstellen, dass die zusätzlichen Beträge sinnvoll ausgegeben werden?

Grube: Künftig muss der wichtigste Grundsatz lauten: Das Bestandsnetz hat Vorrang vor dem Aus- und Neubau. Außerdem sollten wir das knappe Geld dort ausgeben, wo es am meisten bringt.

SPIEGEL: Was heißt das konkret?

Grube: Wir haben in Deutschland ein Mischnetz, das heißt, alle nutzen dieselben Gleise – egal ob S-Bahn, Regionalzug oder ICE. So entstehen häufig Wartezeiten. Überall, wo es möglich ist, sollten wir deshalb den langsamen vom schnellen Verkehr trennen. Vor allem an den überlasteten Knotenpunkten wie Hamburg, Köln oder Frankfurt am Main müssen wir zusätzliche Kapazitäten schaffen. So können wir dazu beitragen, das Geld dort einzusetzen, wo es den größten Effekt für das Gesamtnetz hat.

SPIEGEL: Heute bekommen oft diejenigen Regionalpolitiker das Geld, die am lautesten schreien.

Grube: Davon müssen wir wegkommen. Es ist doch ganz simpel: Wenn auf der ICE-Strecke von Hamburg nach Frankfurt am Main eine Brücke wegen Überalterung gesperrt werden muss, herrscht eine



Durch Orkans Schäden blockierte Bahnstrecke Hamburg–Niebüll

DANIEL FRIEDERICHS / DPA

Der digitale SPIEGEL

SD13-107

5 Ausgaben
für € 9,90 +
aktuelle Ausgabe
GRATIS LESEN!
spiegel.de/
digitaltesten



INDONESIEN Wo Allah rockt

In keinem anderen Staat der Erde leben so viele Muslime wie in dem südostasiatischen Inselreich. Indonesien steht für einen weltweiten, sanften Glauben. Doch jetzt mehren sich die Übergriffe der Islamisten. Von Erich Follath

In dieser Ausgabe:

Enthüller im Exil

Video-Spezial über Edward Snowden

Die Gescheiterte

Video über Susanne Gaschke,
Ex-Oberbürgermeisterin von Kiel

Das Ende der Nacht

Animation über Lichtverschmutzung
in Deutschland

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**

**DER
SPIEGEL**



Einfach scannen (z.B. mit der kostenlosen App **DER SPIEGEL**) und mehr erfahren – über den digitalen SPIEGEL und über unser Testangebot.

Wirtschaft

Stunde später im ganzen Land Chaos. Deshalb sind Investitionen dort wichtiger als auf einer wenig genutzten Trasse.

SPIEGEL: Sie werden sich unter Politikern wenig Freunde machen, wenn Sie vor allem in Hochgeschwindigkeitsstrecken investieren.

Grube: Das Gegenteil ist der Fall. Wir müssen zwar dafür sorgen, dass auf Deutschlands Schienenwegen im Schnitt schneller gefahren werden kann als heute. Aber es geht dabei nicht um Tempo 300. Überall, wo es Bahnübergänge gibt, dürfen wir maximal 160 Kilometer fahren, wo keine mehr existieren, geht es viel schneller. Deshalb müssen möglichst viele Bahnübergänge ersetzt werden. Dann können wir mit höherer Durchschnittsgeschwindigkeit reisen.

SPIEGEL: Fürchten Sie bei alledem nicht Widerstände wie bei Stuttgart 21?

Grube: Wir wollen keine Projekte mehr, die von der Bevölkerung bekämpft werden. Das ist sinnlos.

SPIEGEL: Sie wollen mehr Geld für die Schiene, aber schon heute schafft die Bahn es nicht, die zur Verfügung stehenden Mittel auszugeben. Immer wieder landen Millionen, die eigentlich für neue Schienen gedacht waren, am Ende in einer Ortsumgehung.

Grube: Das liegt daran, dass wir auch bei größeren Vorhaben immer nur für jedes Jahr finanzielle Mittel bekommen. Wenn sich etwa die Genehmigung verzögert, was häufig passiert, können wir nicht bauen, und die Mittel verfallen. Deshalb sollten wir das Geld für die Bahn künftig in einem Fonds bündeln, der es auch über mehrere Jahre auszahlen kann.

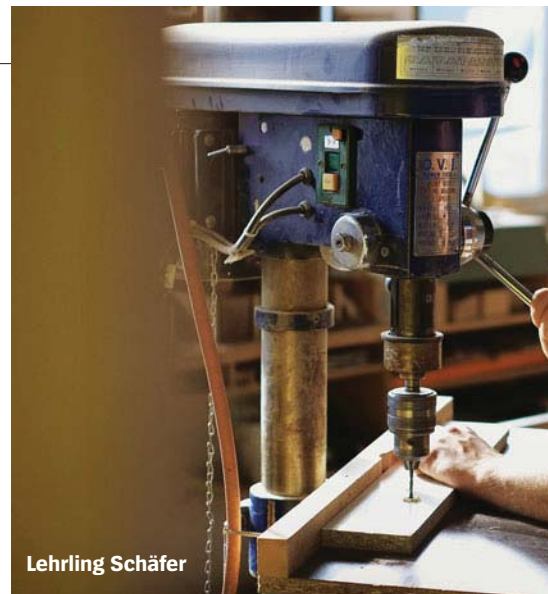
SPIEGEL: Ein Fonds allein wird die Probleme nicht lösen. Es gibt auch zahlreiche Neubauvorhaben, die nicht ausreichend finanziert sind. Das betrifft vor allem internationale Projekte wie die Anbindung an den Tunnel durch den Fehmarn-Belt. Was soll daraus werden?

Grube: Dass die Bahn einigen Vorhaben angesichts der fehlenden Finanzierung skeptisch gegenübersteht, ist bekannt. Frühere Verkehrsminister haben viele Verträge mit anderen Ländern unterzeichnet, für die es keine Finanzierung gab und bei denen jetzt die Lücken deutlich werden.

SPIEGEL: Das macht Ihre Probleme im Inland nicht gerade kleiner. Haben Sie schon Angst vor dem nahenden Winter?

Grube: Wir haben Tausende Weichenheizungen gebaut, Abtaustationen für Züge installiert, Zehntausende Mitarbeiter für den Räumdienst mobilisiert – und trotzdem: Wir haben Respekt vor dem Winter. Schließlich wird das Klima immer extremer und damit unberechenbarer. In der vergangenen Woche gab es einen Orkan in Norddeutschland, von dem selbst Mitarbeiter, die seit 40 Jahren im Unternehmen sind, sagen, so etwas hätten sie noch nicht erlebt.

INTERVIEW: SVEN BÖLL



Lehrling Schäfer

BESCHÄFTIGUNG

Weg ins Abseits

Obwohl es so viele Jobs gibt wie nie zuvor, steigt die Zahl der Arbeitslosen. Menschen ohne Berufsausbildung haben kaum eine Chance, eine Stelle zu finden.

Ein Kasten. Ein Koffer. Kasten. Kasten, wieder ein Koffer. Das Laufband rasselt. Den Blick auf den Monitor gerichtet, schiebt Monika Lenzner, 58, die Gepäckstücke über die Rollstäbe.

Sie hat den Job am Röntgengerät in der Abflughalle des Berliner Flughafens Tegel allein gefunden, ohne Jobcenter. Sie ist Luftsicherheitsassistentin, nach zwölf Jahren Arbeitslosigkeit, vielen erfolglosen Schulungen und Bewerbungen.

Monika Lenzner hat Glück gehabt, ihr Fall ist eher die Ausnahme als die Regel. Denn obwohl der Arbeitsmarkt boomt und die Zahl der Jobs so hoch ist wie nie zuvor, steigt die Zahl der Arbeitslosen.

Der Blick auf die aktuelle Arbeitsmarktstatistik zeigt eine eigentümliche Dissonanz: Im August stieg die Zahl der sozialversicherungspflichtigen Jobs gegenüber dem Vorjahr um 353 000, etwa die Hälfte davon Vollzeitarbeitsplätze. Zugleich sind 240 000 Menschen in Rente gegangen. Normalerweise hätte die Arbeitslosenzahl sinken müssen, tatsächlich ist sie im Oktober gegenüber dem Vorjahr um 48 000 angewachsen.

Das klingt paradox, ist aber einfach zu erklären: Es gelingt zunehmend, die sogenannte stille Reserve zu heben – Menschen, die mangels Chancen die Arbeitsplatzsuche aufgegeben hatten, und Frauen, die früher nicht berufstätig waren. Gleichzeitig scheiden Ältere immer später aus dem Berufsleben aus. Sie alle haben eines gemein: Sie tauchten vorher nicht in der



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Arbeitslosenstatistik auf. Zudem drängen 270 000 überwiegend qualifizierte Zuwanderer in diesem Jahr auf den Markt.

42 Millionen Arbeitsplätze gibt es in Deutschland, das ist ein historischer Höchststand. „Das Risiko, arbeitslos zu werden, wenn man einen Job hat, ist in den vergangenen Jahren gesunken. Es liegt bei monatlich 0,84 Prozent“, sagt Thomas Bauer, Vizepräsident des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung (RWI) in Essen.

Die Kehrseite: Geringqualifizierte und Langzeitarbeitslose, vor allem die älteren, haben weniger Chancen, einen Job zu finden. RWI-Ökonom Bauer rechnet „mit einem weiteren Anstieg der Langzeitarbeitslosigkeit, die derzeit etwas mehr als eine Million Menschen betrifft“.

Der Arbeitsmarkt ist kein statisches Gebilde, jeden Tag werden in Deutschland 20 000 Arbeitsverhältnisse gekündigt und ebenso viele eingegangen. Wer qualifiziert ist, bleibt nicht lange arbeitslos. Eng wird es für die mehr als 1,2 Millionen Menschen ohne Berufsausbildung. Je länger sie ohne neuen Job sind, umso größer wird ihr Risiko. Einfache Tätigkeiten sind in einer hochspezialisierten Industriegesellschaft längst Mangelware.

Jörg Schäfer fand seit seiner Ausbildung zum Heizungsbauer vor zehn Jahren nie eine feste Stelle. Für seinen Lebensunterhalt jobbte er als Recyclinghelfer, Steinmetzhelfer oder Hausmeister. Im Winter war er oft arbeitslos, der Weg ins Abseits war vorgezeichnet.

Jetzt ist er wieder Lehrling, in der Tischlerei Kielburger im rheinländischen Winterbach. Geschreinert hat er immer gern. Der Geselle, der ihm zeigt, wie er

die CNC-Maschine bedienen muss, ist 25, fünf Jahre jünger als er, der Azubi.

Seine zweite Chance verdankt Schäfer einem Pilotprojekt der Arbeitsagentur Bad Kreuznach. Die hatte im Spätsommer 2012 begonnen, Arbeitslose im Alter von 25 bis 35 Jahren zur Ausbildung zu ermuntern. Nun kann er von seinem Arbeitslosengeld und den 400 Euro, die von der Ausbildungsbeihilfe übrig bleiben, Miete und Auto bezahlen.

Mittlerweile ist aus dem Versuch in Bad Kreuznach die bundesweite Initiative „Spätstarter“ geworden. Bis 2015 will die Bundesagentur für Arbeit (BA) 100 000 junge Menschen ohne Qualifikation zu einer Berufsausbildung motivieren. „Wir müssen statt auf kurzfristige Maßnahmen noch stärker auf langfristige Qualifizierung setzen“, sagt BA-Vorstand Heinrich Alt.

Allerdings lässt sich nicht aus jedem Arbeitssuchenden ein voll wettbewerbsfähiger Arbeitnehmer machen. Viele haben gleich mehrere Vermittlungshemmnisse. Sie bilden den harten Kern der Arbeitslosigkeit. Rund 300 000 Menschen haben seit Einführung der Grundsicherung 2005 keinen Tag sozialversicherungspflichtig gearbeitet.

„Für Menschen, bei denen es im ersten Schritt nicht für eine klassische Ausbildung reicht, brauchen wir mehr Möglichkeiten, über Ausbildungsmodule und Teilqualifikationen wieder Fuß auf dem Arbeitsmarkt zu fassen“, sagt Holger Bonin, Ökonom am Mannheimer Wirtschaftsforschungsinstitut ZEW. Flexible Lösungen sind auch gefragt, um die stille Reserve des Arbeitsmarkts weiter zu heben – Menschen wie Katharina Dries. Die 40-jährige Rechtsanwaltsfachangestellte hat fünf Jahre Jura studiert.

Dries war fast zwölf Jahre lang nicht berufstätig. Der Mann verdiente das Geld als Opernsänger, sie kümmerte sich in Simbach am Inn um die drei Kinder. Sie tat, was die Frauen im Ort eben so tun. Sie leitete den Kinderchor, organisierte Mutter-Kind-Gruppen und den Elternbeirat der Grundschule. Im Juli zog sie mit ihrem Mann nach Hannover. Jetzt sucht sie einen Job.

Die Ausbildung ist lange her. Für die Arbeitsagentur gilt Dries als Ungelernte. Um wieder einsteigen zu können, braucht sie eine Betreuung für ihre schulpflichtigen Kinder und eine Weiterbildung, die neben der Familie möglich ist. In Teilzeit oder Abendkursen etwa.

MARKUS DETTMER,
KRISTIANA LUDWIG



Degussa

Gold und Silber seit 1843.

GOLD HAT TRADITION. DEGUSSA AUCH.

Gold steht schon immer für wirtschaftliche Sicherheit. Die Marke Degussa steht seit über 100 Jahren für den Handel mit Gold. Gold von Degussa – setzen Sie auf Tradition, die sich rechnet.

DEGUSSA-GOLDHANDEL.DE



Frankfurt | Berlin | Hamburg | Köln
München | Nürnberg | Stuttgart | Zürich



Callcenter-Mitarbeiter in Neresheim: „Wir sind keine Produktionsstätte für Telefonie, bei uns menschelt's halt mehr“

ARBEITNEHMER

Problem: Chef

Psychische Leiden der Beschäftigten lassen den Krankenstand in den Betrieben seit Jahren steigen. Hauptursache ist der Leistungsdruck in der modernen Arbeitswelt. Doch der ist in vielen Fällen hausgemacht: von Vorgesetzten mit schlechtem Führungsstil.

Über der baden-württembergischen Kleinstadt Neresheim thront seit 1095 eine ehrwürdige Benediktiner-Abtei. Früher suchten Geistliche hier innere Einkehr, heute bietet das Kloster Veranstaltungen für beanspruchte Manager und einfache Angestellte. Ob mit „Meditation und Begegnung“ oder dem „Basisseminar Stress- / Ressourcenmanagement“ – hier hat Stress keine Chance.

Unten im Tal: schwäbische Eigenheimidylle. Stress bekommt hier allenfalls der Passant, der seinen Hund an den Zaun eines Privatgrundstücks pinkeln lässt. „Bei Nichtbeachtung werden entsprechende Maßnahmen ergriffen“, warnt ein Verbotsschild an der Gartenbegrenzung.

Selbst die überschaubare Neresheimer Wirtschaft liefert ein Paradebeispiel in Sachen Stressvermeidung. Am Ortsrand hat sich das Callcenter Concept & Service niedergelassen – normalerweise eine Branche mit extremen Stressindikatoren:

Geräuschbelastung, Verkaufsdruck, prekären Beschäftigungsbedingungen und langen Arbeitszeiten. Doch bei Concept & Service scheint alles anders.

„Ich kenne Callcenter“, sagt Geschäftsführer Christian Eichhorn, „da leuchtet eine rote Lampe, wenn ein Mitarbeiter dreimal in Folge für ein Gespräch zweieinhalb Minuten gebraucht hat, für das nur zwei Minuten vorgesehen sind.“ Denn das bedeutet weniger „Leads“, also Kundenkontakte, und damit weniger Umsatz.

So etwas gibt es bei Eichhorn nicht, auch keine 450-Euro-Kräfte wie in der Branche üblich: Alle arbeiten Vollzeit. Sie erhalten ein Festgehalt und keine provisionsabhängige Bezahlung, die sich danach richtet, wie erfolgreich etwa eine Kaltakquise für Versicherungen ist.

Eichhorn lässt höchstens vier Mitarbeiter in einem Büro sitzen, um den Geräuschpegel zu minimieren, hat zwischen den Arbeitsplätzen Schallschutzwände

für je 500 Euro eingebaut und genehmigt alle zwei Stunden Pausen. Im ersten Stock entsteht ein kleines Sportstudio für die 35 Angestellten, „damit sie sich nach einem Tag mit Headset und am Monitor auspowern können“, so der Boss.

„Wir sind keine Produktionsstätte für Telefonie. Wir sprechen auch nicht von Agents, sondern von Mitarbeitern“, sagt Eichhorn. Betriebswirtschaftlich könnte er erfolgreicher sein, aber das entspricht nicht seiner Philosophie, sagt der Schwabe. „Bei uns menschelt's halt mehr.“ Was für ein Chef! Einer, der Stress, Hektik, Leistungsdruck bekämpft – und nicht, wie viele andere Vorgesetzte, verursacht.

Denn das ist die Realität im überwiegenden Teil der Wirtschaft. Wo trifft man sie nicht, die Chefs, die mehrmals zu einem Thema die Meinung wechseln, die Kritik nicht begründen, die Mitarbeiter im Unklaren über Ziele lassen oder unrealistische Fristen für Aufträge setzen?

Die nicht „bitte“ und nicht „danke“ sagen? Oder am Wochenende E-Mails versenden mit dem Wunsch, sich doch mal eben schnell darum zu kümmern?

Das löst bei vielen Beklemmungen aus. Die Chefs würden das als Larmoyanz abtun – ihre Mitarbeiter aber plagen Ängste, Schlafstörungen, Konzentrationsprobleme, Gewichtsverlust oder -zunahme, Antriebschwankungen, innere Leere oder Reizbarkeit. All das wird mittlerweile unter dem Oberbegriff Burnout subsumiert – auch wenn manch einer das Wort schon nicht mehr hören kann. Vergangene Woche erschien eine Studie der Techniker Krankenkasse. Danach empfinden fast sechs von zehn Deutschen ihr Leben als stressig, jeder Fünfte steht unter Dauerdruck, oft hervorgerufen durch den Arbeitsalltag.

Drei Milliarden Euro geben die Krankenkassen für die Behandlung von arbeitsbedingten psychischen Störungen jährlich aus. Im Jahr 2011 gingen 53 Millionen Krankentage auf das Konto psychischer Störungen – ein Anstieg um mehr als 80 Prozent in 15 Jahren. Der deutschen Wirtschaft entgeht zudem eine Bruttowertschöpfung von mindestens 45 Milliarden Euro im Jahr durch psychische Erkrankungen. Die sind inzwischen mit 41 Prozent die Ursache Nummer eins bei den Frühverrentungen. Und die Betroffenen sind im Durchschnitt erst 48 Jahre alt.

Doch was macht die Nation eigentlich so krank? Ist es tatsächlich permanente Überforderung? Oder treibt nicht vielmehr der Frust über Arbeitsbedingungen die Menschen ins Krankenlager?

Der Frankfurter Arbeitssoziologe Stephan Voswinkel hat in einem zweijährigen Forschungsprojekt die berufliche Entwicklung und Gefühlslage von Facharbeitern und mittleren Angestellten untersucht. Sein Befund: „Viele leben permanent mit dem Gefühl, nicht zu genügen.“

Es sind nicht der temporäre Stress und die Arbeit an sich, die Menschen zunehmend an die Grenze ihrer psychischen Belastbarkeit treiben – und oft genug darüber hinaus. Es ist neben der Taktung der digitalen Arbeitswelt auch oft das Verhalten des Vorgesetzten. Wertschätzung, Empathie, Zuspriech, Kommunikation – all das könnte viele Krankenfälle vermeiden, glaubt Voswinkel.

Joachim Galuska ist Ärztlicher Direktor und Mitinhaber der Heiligenfeld Kliniken in Bad Kissingen. Sein Krankenhaus hat sich auf die Behandlung psychosomatischer Krankheiten spezialisiert. 1990 hat er mit einem Haus begonnen, in-

zwischen gehören sieben Häuser zu seinem Klinikunternehmen. Etwa 700 Mitarbeiter beschäftigt Galuska mittlerweile.

Vor drei Jahren startete er mit 21 weiteren Ärzten und Wissenschaftlern seines Fachs die Initiative „Psychosoziale Lage“. Deren Befund ist niederschmetternd. Bei etwa 30 Prozent der Bevölkerung wird Jahr für Jahr eine diagnostizierbare psychische Erkrankung festgestellt. 50 Prozent aller seelischen Krankheiten blieben zudem unentdeckt. Viele Menschen erlitten einen „Seeleninfarkt“, ohne dass ihr Umfeld es bemerken würde. Als Grund hat Galuska das kalte Miteinander in der Arbeitswelt identifiziert.

Zumindest seinen eigenen Mitarbeitern will er Vorbild sein. Denn gerade in medizinischen Berufen ist die Burnout-Rate mit bis zu 30 Prozent enorm hoch. Jeden

geht, müssen Sie rennen.“ Die Deutschen wollen offenbar aber weder Gazellen noch Löwen sein: „Der Lebensstandard wächst, der Wohlstand wächst, doch die Bundesbürger fühlen sich immer schlechter“, sagt Opaschowski.

Die Deutsche Bahn versucht, diesen Trend zu stoppen. „Die körperliche und geistige Unversehrtheit des Menschen garantiert schon das Grundgesetz“, sagt Christian Gravert, Leiter des Gesundheitsmanagements der Deutschen Bahn AG.

Knapp 200 000 Beschäftigte hat die Bahn in Deutschland, gut 70 Prozent arbeiten im Schichtdienst. „Sie kommen heute als Arbeitgeber überhaupt nicht mehr am Thema Schutz vor psychischen Belastungen am Arbeitsplatz vorbei“, sagt Gravert. Eine Gefährdungsanalyse, die nur die körperlichen Belastungen am Arbeitsplatz untersuche, schade einer Firma mehr, als sie nütze. Gravert: „Sie wissen dann bei psychischen Erkrankungen ihrer Mitarbeiter nicht, welche davon individuelle Ursachen haben und welche am System liegen.“

Seit 2012 bietet die Bahn deshalb allen Mitarbeitern das Hilfsprogramm MUT an. Über eine zentrale Telefonnummer können sie sich bei Problemen kostenfrei beraten lassen. Das Angebot gilt auch für ihre Angehörigen. Ob Suchtprobleme, Konflikte mit der Familie oder Vorgesetzten – Psychologen und Sozialpädagogen bieten Rat und stellen Kontakt zu Experten her.

Das ist ganz im Sinne von Betriebsarzt Wolfgang Panter. Für den Präsidenten des Verbands Deutscher Betriebs- und Werksärzte ist der zentrale Punkt das Thema Führung. „Führungskräften ist oft nicht bewusst, was sie für eine Vorbildfunktion ausüben“, sagt Panter. „Wenn der Chef erwartet, dass man auch nachts und am Wochenende erreichbar ist, wirkt sich das stärker auf das Betriebsklima aus als jede offizielle Richtlinie.“ Panter empfiehlt deshalb gezielte Schulungen für Führungskräfte. „Wir nennen es achtsame Führung“, erklärt er, „es geht darum, gerade in stürmischen, unsicheren Zeiten auf Veränderungen bei Mitarbeitern zu achten, sie frühzeitig darauf anzusprechen und Hilfe anzubieten.“

In einer Studie mit über 700 Unternehmen in 55 Ländern hat die Betriebswirtschafts-Professorin Heike Bruch von der Hochschule St. Gallen untersucht, was Firmen erfolgreich macht. Ihre Erkenntnis: gute Führung. Ihr scheinbar paradoxer Befund: „In Hochleistungsorganisationen ist das Burnout-Risiko reduziert.“

Erfolgreiche Unternehmen, so Bruch, zeichneten sich durch etwas aus, was sie hohe positive Energie nennt. Diese stei-



Dienstag lädt Galuska das Krankenhauspersonal zu einem „Organisations- & Entwicklungsmeeting“ ein. Die Treffen werden immer unter ein Motto gestellt, zu dem sich alle Mitarbeiter äußern dürfen, von den Reinigungskräften bis zum Chefarzt.

„Ich habe das mal ausgerechnet, das kostet mich jedes Mal rund 8000 Euro, weil die Mitarbeiter in dieser Zeit nicht arbeiten“, sagt Galuska, „aber die Wirkung ist enorm.“ Hierarchien würden überwunden, Transparenz hergestellt, Mitarbeiter fühlten sich wertgeschätzt.

Die moderne Welt ist für den Menschen beherrschbar, doch um das zu erreichen, muss es einen kulturellen Wandel in der Arbeitswelt geben, glaubt der Zukunftsforscher Horst Opaschowski, der seine These gern als Gleichnis erzählt: Wenn über der afrikanischen Steppe die Sonne aufgehe, wüssten die Gazellen, dass sie um ihr Leben rennen müssten – langsame Gazellen würden von Löwen erbeutet. Auch die Löwen wüssten, dass sie rennen müssten – langsame Löwen blieben hungrig. „Egal, was Sie sind“, sagt Opaschowski, „wenn die Sonne auf-

gere die Leistung des Unternehmens, dessen Effizienz und die Zufriedenheit von Kunden und Mitarbeitern. Ein Mangel an positiver Energie führe bei Mitarbeitern zu Trägheit, Zynismus und letztlich zu einem kollektiven Erschöpfungszustand, dem „organisationalen Burnout“.

Doch was bedeutet eigentlich gute Führung? Bruch unterscheidet zwei Arten von Führung. Bei der einen setze der Chef Ziele, kontrolliere die Leistung der Untergebenen, gebe systematisches Feedback, er könne belohnen oder bestrafen. „Dies sollte nicht die dominante Art der Führung sein“, sagt Bruch.

Die andere Art ist laut Bruch der Schlüssel zum Erfolg: Hier sei der Vorgesetzte Vorbild, sagt Bruch, er inspiriere seine Mitarbeiter, Sorge für geistige Anregung, erkenne die Potentiale der Einzelnen und ermuntere jeden, seine spezifischen Talente zu nutzen. „Menschen wollen sich als Teil einer größeren Sache fühlen“, erklärt Bruch. „Einfach nur zu loben genügt nicht.“ Guten Vorgesetzten gelinge es, den Mitarbeitern die Firmenstrategie zu vermitteln – und das Gefühl zu geben, etwas Wichtiges zu tun.

Das Ergebnis ihrer Studie: In Unternehmen, die nach ihrer Definition gut geführt werden, sei die Mitarbeiterbindung um 14,8 Prozent, die Attraktivität des Unternehmens um 15,9 Prozent höher als in vergleichbaren Firmen – und die emotionale Erschöpfung um 50 Prozent reduziert. Ihr Beispiel für den Unterschied zwischen guter und schlechter Führung: Wenn man einen Mann, der Steine mit einem Hammer bearbeitet, fragt, was er da tue, wird er vielleicht sagen: „Ich hämmere 50 Steine und kriege dafür 30 Euro.“ Wenn er aber einen guten Chef hat, antwortet er: „Ich baue eine Kathedrale.“

Die Realität wird von Steine- oder Sprücheklopfen geprägt. „Die Interaktion mit einem Vorgesetzten führte in neun von zehn Fällen zu negativen Gefühlen wie Frustration, Enttäuschung, Ärger, Traurigkeit, Widerwillen oder Kränkung“, fand der amerikanische Psychologe Daniel Goleman heraus.

Das bestätigen auch deutsche Untersuchungen: So wurden rund tausend Polizisten in Sachsen-Anhalt nach den Belastungen an ihrem Arbeitsplatz befragt. Als häufigste Ärgernisse nannten sie schlechte Organisation, negatives Verhalten der Vorgesetzten, fehlende Wertschätzung oder mangelnde Kommunikation. Die eigentliche Polizeiarbeit kam erst als letzter Grund auf dem 13. Platz.

„Inzwischen ist unser Kopf unser wichtigstes Arbeitsinstrument – und deshalb müssen wir auch endlich lernen, damit umzugehen“, sagt Bernhard Badura, Emeritus der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld. „Heute kommt es in Führungspositionen längst nicht mehr darauf an, ein guter Ingenieur oder ein guter



HENNING SCHACHT



DOMINIK ASBACH / LAIF

Ministerin von der Leyen, Mediziner Panter
„Sie brauchen die Einsicht der Chefs“

Verwaltungsrechtler zu sein.“ Vielmehr müsse man lernen, achtsam mit den Menschen umzugehen – zumal wenn man in einer alternden Gesellschaft Mitarbeiter brauche, die länger gesund bleiben sollen.

Deutschland ist da noch Entwicklungsland. Laut europäischem Statistikamt lebt ein deutscher Mann im Schnitt 55,8 Jahre in guter gesundheitlicher Verfassung – einen schwedischen Mann erwarten dagegen 69,2 beschwerdefreie Lebensjahre. Der gesundheitliche Verschleiß scheint in der Bundesrepublik also deutlich höher zu sein, obwohl die Deutschen 11,3 Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Gesundheit ausgeben – und damit international auf Platz vier liegen. Bei der Lebenserwartung dagegen landen die Deutschen gerade mal auf dem 18. Platz.

In der Menschheitsgeschichte gab es immer wieder technologische Umbrüche und gesellschaftliche Veränderungen. Als die Eisenbahn die Pferdekutsche ablöste, sagten Wissenschaftler, der Mensch könne eine Geschwindigkeit von mehr als 25

Stundenkilometer nicht ertragen. Als das Kino erfunden wurde, glaubten Mediziner, Filme würden krank machen, weil der Mensch nicht mehr als 24 Bilder in der Sekunde verarbeiten könne. An beides hatten sich die Zeitgenossen schnell gewöhnt.

Das Zauberwort dafür lautet „Resilienz“. Forscher meinen damit die Fähigkeit des Menschen, aus Erfahrungen zu lernen und damit selbst schwerste Krisen ohne seelischen Schaden zu überstehen. Gesetze helfen da nur bedingt, jeder muss auch an sich selbst arbeiten, um den Turbulenzen des Alltags gewachsen zu sein. „Ich halte überhaupt nichts von einer Anti-Stress-Verordnung“, sagt Werner Fürstenberg, Geschäftsführer des Fürstenberg Instituts. Stress sei ein ernstzunehmendes Problem, „aber man untergräbt das Selbstbestimmungsrecht der Menschen, wenn man Stress per Verordnung verbieten will.“

In seiner 25-jährigen Tätigkeit als Gesundheitsberater hat Fürstenberg die Erfahrung gemacht, dass es bei der Stressprävention ganz wesentlich auf umsichtige Chefs ankommt. „Aber auch gute Führung lässt sich nicht per Gesetz verordnen“, sagt er. Wichtig findet er, dass Arbeitnehmer und Arbeitgeber sich darüber austauschen, wie sie mit Stress umgehen. „Und man sollte Führungskräfte nicht nur an der Rendite messen, sondern auch daran, wie gesundheitsbewusst sie ihre Mitarbeiter führen.“

Stress im Job hätten die Parteien schon vor der Wahl gern per Gesetz verboten. Arbeitsministerin Ursula von der Leyen hatte das Thema in der vergangenen Legislaturperiode für sich entdeckt, das Arbeitsschutzgesetz erwähnt jetzt auch die psychische Gesundheit. Allerdings scheiterte FDP-Gesundheitsminister Daniel Bahr mit dem Vorhaben, die gesetzlichen Krankenkassen zu verdonnern, künftig mehr Geld für Burnout-Vermeidung auszugeben. Die Anti-Stress-Verordnung der Sozialdemokraten blieb im Politikgetriebe hängen.

In den Koalitionsgesprächen verhandelten Union und SPD das Thema vergangene Woche in der Arbeitsgruppe Arbeit und Soziales. Einigkeit herrschte, dass etwas geschehen müsse, nur was, blieb bislang unkonkret. Auch die Gesundheitsexperten haben das Thema Prävention auf der Tagesordnung.

Von der Leyen weiß, dass Gesetze nur begrenzt helfen und die Arbeitgeber gefordert sind. „Wenn es um die seelische Gesundheit der Arbeitnehmer geht, spielen weiche Faktoren wie das Führungsverhalten, Unternehmenskultur und offene Kommunikation in einer Firma eine zentrale Rolle“, sagt sie. „Das können Sie nicht gesetzlich verordnen, da brauchen Sie die Einsicht der Chefs.“

SUSANNE AMANN, MARKUS DETTMER,
CORNELIA SCHMERGAL, SAMIHA SHAFY,
JANKO TIETZ

Business-Leasing

ab € 249¹

UPE € 28.490²

Ist das noch Arbeit oder schon Vergnügen? Der Mazda6.



zoom-zoom

Gewinner des



reddot design award
winner 2013

Wenn Sie auch beruflich lieber Ihren eigenen Weg gehen, empfehlen wir Ihnen den Mazda6. Der vereint dank seiner innovativen SKYACTIV Technologie und der neuen i-ELOOP Bremsenergie-rückgewinnung hohen Fahrspaß mit niedrigem Verbrauch. So benötigt der leistungsstarke Dieselmotor des Mazda6 nur ab 3,9 l/100 km und leistet trotzdem beeindruckende 110 kW (150 PS) bei einem Drehmoment von 380 Nm. Auf Wunsch auch als Diesel Automatik verfügbar. Informieren Sie sich jetzt unter mazda.de über unsere Angebote! MAZDA. LEIDENSCHAFTLICH ANDERS.

Kraftstoffverbrauch im kombinierten Testzyklus: 6,4 - 3,9 l/100 km; CO₂-Emissionen im kombinierten Testzyklus: 150 - 104 g/km.

1) Ein gewerbliches Leasingangebot der Mazda Finance - einem Service-Center der Santander Consumer Bank AG, Santander-Platz 1, 41064 Mönchengladbach - bei NULL Leasing und € 0 Sonderzahlung mit 36 Monaten Laufzeit und 60.000 km Gesamtleistung für einen Mazda6 Kombi SKYACTIV-D 150 Prime-Line. 2) Barpreis für einen Mazda6 Kombi SKYACTIV-D 150 Prime-Line. Abbildung zeigt Fahrzeug mit höherwertiger Ausstattung. Nur bei teilnehmenden Mazda Vertragshändlern und verbindlicher Bestellung bis 31.12.2013. Alle Preise exkl. MwSt., zzgl. Überführungs- und Zulassungskosten.

Auch über  www.mazda.de

Eine Werbung der Mazda Motors (Deutschland) GmbH.



(DHL Express –Red.) behält sich das Recht vor, dem Einsatz einzelner Fahrer und Subunternehmer zu widersprechen ... ist zudem berechtigt, gegen einzelne Leute ein Hausverbot auszusprechen, der Servicepartner hat kurzfristig für Ersatz zu sorgen.“

Genau das befürchtet nun der überführte Fahrer. „Ob ich nach Weihnachten noch fahre, weiß ich nicht“, sagt er. Nach dem Fernsehbeitrag habe er einen Anruf erhalten, was er sich dabei gedacht habe, an dem Film mitzuwirken. Nun rechnet er damit, zum Jahreswechsel aussortiert zu werden. „Bis dahin brauchen die aber noch jeden Fahrer wegen des Weihnachtsgeschäfts.“

Schon seit längerem hat DHL Express die Betriebsräte im Verdacht, publikumswirksam Stimmung gegen die Methoden bei dem Zustellbetrieb zu machen. Die Arbeitnehmervertreter wollen erreichen, dass die Fahrer direkt bei DHL Express angestellt werden. Damit würde jedoch das „gesamte Geschäftsmodell von DHL Express zusammenbrechen“, sagt ein Sprecher, man wäre weder wettbewerbsfähig noch „flexibel genug, um auf Schwankungen reagieren zu können“.

In Deutschland ist es bislang jedoch nicht verboten, sich über Missstände bei seinem Arbeitgeber zu äußern, wenn ein öffentliches Interesse vorliegt. Es dürfte für DHL Express schwierig werden, Betriebsräte oder missliebige Mitarbeiter loszuwerden. Doch das Unternehmen denkt über Auswege nach.

Vergangene Woche kündigte die DHL-Express-Geschäftsführung bei einer Betriebsräteversammlung in Bonn an, eine Projektgruppe ins Leben zu rufen, die sich um die „Neuaufstellung und Bezahlung der Servicepartner“ kümmert. Das Konzept sieht vor, die selbständigen Kurierfahrer künftig stärker direkt zu disponieren und die Zwischenebene „Servicepartner“ möglichst zu umgehen. Die Fahrer sollen aber genauso schlecht bezahlt werden wie bisher. Der Vorteil: Teile der Margen, die bislang bei den Subunternehmern hängenblieben, könnte DHL Express künftig selbst einstreichen.

Zudem will die Führung künftig die bislang neun Regionen in Deutschland auflösen, die Tarifverträge kündigen und alle direkten Mitarbeiter aus Abteilungen wie Stationsleitung, Verwaltung, Dateneingabe, Disposition oder Umschlag virtuell zu einem Standort zusammenlegen. Der Vorteil hier: Betriebsräte wären nicht mehr in neun Regionen notwendig, sondern nur noch in einer. Nicht mehr erwünschte Mitarbeiter könnten entlassen werden.

Am Mittwoch dieser Woche findet im Hamburger Kongresszentrum CCH eine Betriebsrätekonferenz statt, auf der soll das Konzept erneut besprochen werden. Auch Post-Chef Frank Appel ist eingeladen.

JANKO TIETZ

LOGISTIK

Ring-Fahndung

Fahrer im Auftrag der Post-Tochter DHL Express haben sich öffentlich kritisch über ihren Arbeitgeber geäußert. Das Unternehmen will das nicht dulden.

Wer künftig erwägt, sich im Fernsehen über seinen Arbeitsalltag zu äußern, sollte dies idealerweise ohne Ehering tun. Sonst steht er vielleicht bald ohne Job da.

An alles hatten die Autoren des NDR gedacht: Sie verpixelten Gesichter, Kennzeichen der Autos, verfremdeten die Stimmen der Fahrer, die für die Logistikfirma DHL Express Pakete ausfahren – so war es abgesprochen, die Angst vor Konsequenzen war zu groß. Doch den Ehering beachteten sie nicht. Er steckte am Finger des Paketzustellers, den ein Kamerateam des Politikmagazins „Panorama 3“ im September einen Tag lang bei seiner Arbeit begleitete, andere Kurierfahrer standen für anonyme Interviews zur Verfügung.

Das Magazin berichtete über von DHL in Abrede gestellte Dumping-Löhne, 12- bis 14-stündige Arbeitstage, den Verdacht der Scheinselbstständigkeit und illegalen Arbeitnehmerüberlassung sowie Vertragsstrafen bei „schlechter Zustellqualität“ beim Marktführer der Logistik-Branche. Die Expresssparte trägt mittlerweile fast ein Viertel zum Gesamtumsatz der Deutschen Post DHL bei. Im vergangenen Jahr verbuchte allein dieser Bereich erstmals mehr als eine Milliarde Euro Gewinn –

auf Kosten der Fahrer, so das Resümee des Films.

Der eine, der sich begleiten ließ, hat noch nicht einmal etwas gesagt, er war nur beim Ausüben seiner Tätigkeit zu sehen – trotzdem hat er jetzt ein Problem.

Statt sich ernsthaft mit den Vorwürfen auseinanderzusetzen, verwendeten DHL Express und seine „Servicepartner“, also Subunternehmen, viel Energie darauf, die Informanten des Senders aufzuspüren. Minutenlang werteten sie den Beitrag aus, analysierten den Gang des Fahrers, inspizierten die gezeigte Umgebung, um Rückschlüsse auf die Region ziehen zu können. Minute 1:42 lieferte schließlich ein entscheidendes Indiz: An der Hand des Fahrers für DHL-Pakete blitzte der Ring. Es wurden Kollegen befragt, wer einen solchen Schmuck trage, jemand petzte, schließlich wurde der Fahrer überführt.

Er ist, wie viele Fahrer, die für DHL Express tätig sind, selbständig. Offiziell fährt er auch nicht für die DHL, sondern für einen der zahlreichen „Servicepartner“ des Post-Unternehmens. Seinen Lieferwagen hat er erst vor einem Jahr für 40 000 Euro gekauft und mit einem Kredit finanziert.

Die Autos der selbständigen Fahrer sind vorschriftsmäßig im DHL-Design gehalten, die Boten tragen DHL-Berufskleidung, besuchen Pflichtschulungen bei DHL Express und werden nicht selten von deren Disponenten direkt angerufen, wenn sich an der Tour etwas ändert. Selbst die Scanner, mit denen Paket-Codes gelesen werden, müssen sie für etwa 50 Euro im Monat von DHL leasen.

Obwohl keiner dieser Fahrer direkter Mitarbeiter bei DHL Express ist, hat der Unternehmensbereich des Dax-Konzerns Deutsche Post DHL ein unmittelbares Zugriffsrecht. In den Verträgen mit den „Servicepartnern“ steht: „Der Auftraggeber

JE FRÜHER.
DESTO BESSER!

KÜMMER
SICH DRUM

**Kinder,
denkt an eure
Zukunft!**

Jetzt Bausparverträge gewinnen:
10 x 50 000 €*
bis 31. 12. 2013 auf sparkasse.de
+ Extrapreise rund um Olympia

Wer
vorsorgt,
gewinnt.

LBS 



**Auch Ihre Mutter würde es wollen.
Die Sparkassen-Altersvorsorge.**



Tun Sie es Ihrer Mutter zuliebe. Und vor allem sich selbst. Mit einer Sparkassen-Altersvorsorge entwickeln wir gemeinsam mit Ihnen ein auf Ihre individuellen Bedürfnisse zugeschnittenes Vorsorgekonzept und zeigen Ihnen, wie Sie alle privaten und staatlichen Fördermöglichkeiten optimal für sich nutzen. Vereinbaren Sie jetzt ein Beratungsgespräch in Ihrer Geschäftsstelle oder informieren Sie sich unter www.sparkasse.de. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**

* 10 LBS-Bausparverträge über 50 000 € Bausparsumme mit bereits eingezahlten 20 000 € (30 000 € können als Darlehen nach den allgemeinen Vertragsbedingungen abgerufen werden). Bundesweites Gewinnspiel von Sparkasse und LBS. Teilnahme unabhängig von Produktabschluss.

SOMALIA

„Wie bei McDonald's“

Der Sicherheitsexperte Adekeye Adebajo, 47, Direktor des Centre for Conflict Resolution in Kapstadt, über den Kampf gegen die wiedererstarkte Terrorgruppe al-Schabab in Somalia

SPIEGEL: Beim jüngsten Drohnenangriff der US-Militärs in Somalia wurde vergangene Woche ein Kommandeur der islamistischen al-Schabab-Miliz getötet. Ist der Krieg gegen den Terror auf diese Weise zu gewinnen?

Adebajo: Das bezweifle ich. Wer diese Waffen einsetzt, nimmt Zivilopfer in Kauf und kann nicht erwarten, dass er damit die Herzen der Bevölkerung gewinnt. Die Kollateralschäden erweitern die Rekrutierungsbasis für militante Islamisten.

SPIEGEL: Die Friedenstruppen der Afrikanischen Union haben die Schabab aus den wichtigsten Städten Somalias vertrieben. Ist die Miliz entscheidend geschwächt?



Adebajo

Adebajo: Al-Schabab musste einen Rückschlag hinnehmen. Sie kann einen konventionellen Krieg nicht gewinnen, die Interventionstruppen aus Kenia, Uganda und Burundi sind überlegen. Deswegen führen Schabab-Leute nun verstärkt Attacken durch wie Ende September den Anschlag auf die Westgate Mall in Nairobi.

SPIEGEL: Wie gut sind islamistische Terrororganisationen in Afrika vernetzt?

Adebajo: Es gibt zahlreiche Verbindungen zwischen den Organisationen. Nigerianische Kämpfer von Boko Haram wurden zum Beispiel in Somalia ausgebildet, in Mali kämpfen Dschihadisten aus diversen Regionen Afrikas gemeinsam. Und natürlich arbeitet die Schabab mit al-Qaida zusammen. Man muss sich das vorstellen wie das Franchise-System bei McDonald's: Einzelne Terroreinheiten operieren wie unabhängige Subunternehmen einer Firmenkette.

SPIEGEL: Sehen Sie eine Gefahr auch für westliche Hauptstädte?

Adebajo: Ob al-Schabab die Schlagkraft hat, westliche Ziele zu attackieren, wissen wir nicht. Konzentrieren wird sie sich auf afrikanische Länder, die Friedenstruppen in Somalia stellen.



Anschlagort in Peking

CHINA

Verlorenes Volk

Nach dem spektakulären Anschlag am Tiananmen-Platz fürchten Vertreter der uigurischen Minderheit eine Verschärfung des Konflikts in Chinas Unruhezone Xinjiang. Am vorigen Montag war am Tor des Himmlischen Friedens in Peking ein Geländewagen in eine Menschenmenge gerast; der Fahrer, seine Frau, seine Mutter und zwei

Touristen wurden getötet, 38 Menschen verletzt. Nachdem die Regierung anfangs jede Berichterstattung über den Vorfall unterdrückt hatte, sprach sie dann von einem Anschlag, und Ende vergangener Woche bezichtigte sie die islamistische Gruppe „Islamische Bewegung Ost-Turkestans“ der Tat. Die aus Pakistan gesteuerte Gruppe soll mit den Taliban und Qaidanahen Gruppen im Nahen Osten zusammenarbeiten. Ihr Hauptziel ist die „Befreiung“ Xinjiangs von den „kommunistischen chinesischen Unterdrückern“. Rebiya Kadeer, die im amerikanischen Exil lebende Präsidentin des Weltkongresses der Uiguren, rechnet nach dem Anschlag mit harter Repression der Regierung: „Ich fürchte wie nie zuvor um die Zukunft Ost-Turkestans und des uigurischen Volkes.“ Der in Peking lehrende uigurische Wirtschaftswissenschaftler Ilham Tohti sagt: „Die Lage der Uiguren ist so bedrückend wie seit 200 Jahren nicht mehr.“ Selbst im Kaiserreich und unter Mao Zedong habe sein Volk mehr Freiheiten genossen als heute.

CHILE

Pakt mit dem Establishment

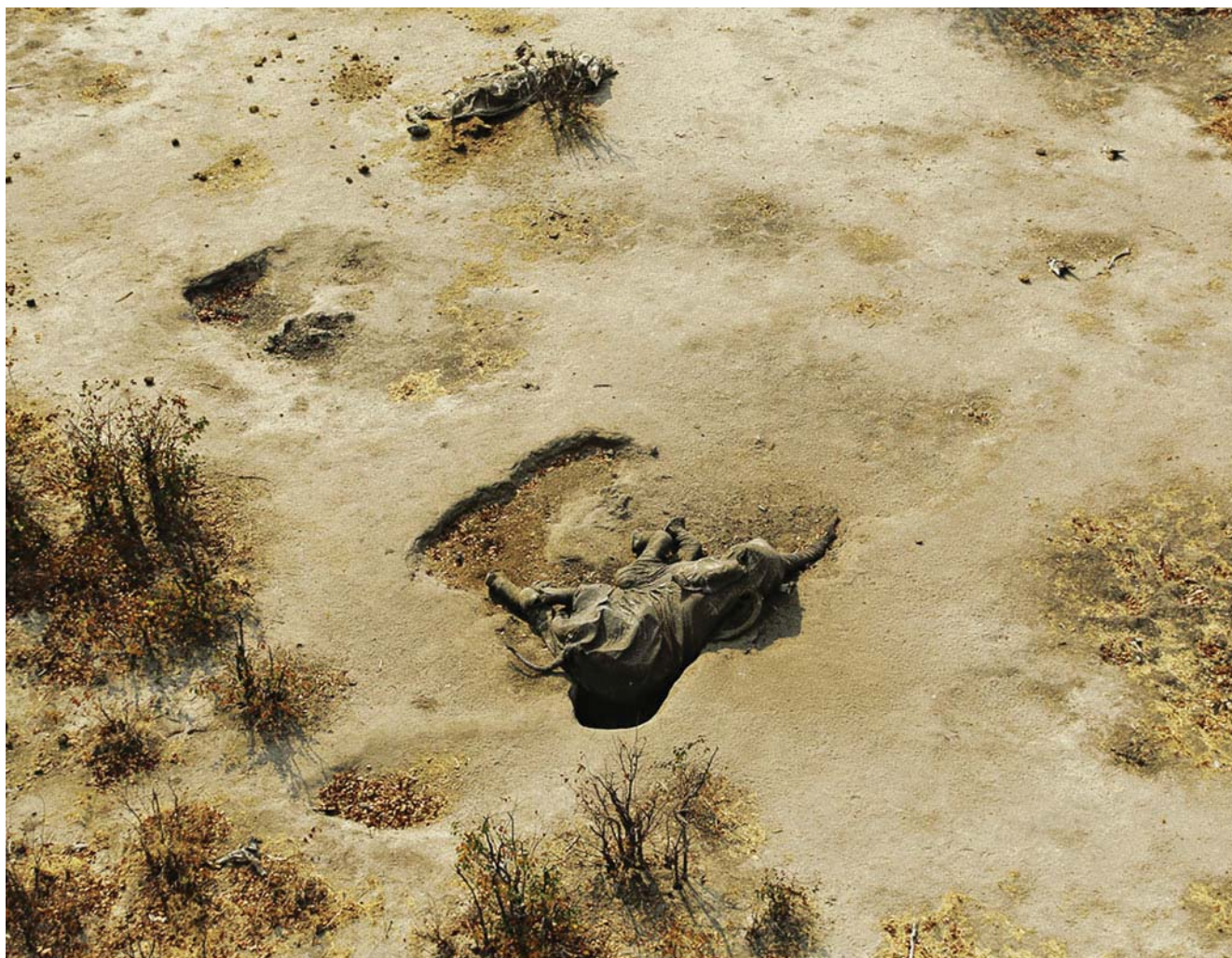
Noch vor einem Jahr führte sie die Massenproteste gegen die Regierung wegen der hohen Studiengebühren an. Jetzt will Camila Vallejo, 25, das System von innen heraus reformieren: Die Kommunistin, die weltweit zur

Ikone der Studentenbewegung wurde, kandidiert bei den Kongresswahlen am 17. November für einen Bezirk der Hauptstadt Santiago. Viele ihrer früheren Mitstreiter aus Studentenkreisen stören sich jedoch an ihrer Polit-Karriere.

Sie werfen ihr vor, dass sie einen Pakt mit dem Establishment eingegangen sei: Vallejos kommunistische Partei unterstützt bei den gleichzeitig stattfindenden Präsidentschaftswahlen die sozialistische Kandidatin und Ex-Präsidentin Michelle Bachelet. Ihr wird an den Universitäten übelgenommen, dass sie als Staatschefin trotz der Proteste nichts für eine Bildungsreform unternommen habe. Vallejo ficht das nicht an: Sie ist sich ihres Sieges so sicher, dass sie auf persönliche Auftritte im Wahlkampf verzichtet. Anfang Oktober wurde sie Mutter, jetzt will sie sich erst mal um ihre Tochter kümmern.



Kommunistin Vallejo



THE SUNDAY TELEGRAPH UK

Tod durch Gift Wilderer im Hwange-Nationalpark in Simbabwe haben eine neue Methode entwickelt, Elfenbein zu erbeuten: Sie vergiften Wasserlöcher und Salzlecken mit Zyanid. Hunderte Elefanten sollen in den vergangenen drei Monaten auf diese Weise getötet worden sein; ihre Kadaver wurden von lizenzierten Jägern entdeckt und foto-

grafiert. Neben den verwesenden Elefanten, denen die Stoßzähne fehlten, lagen andere tote Tiere, die ebenfalls giftiges Wasser getrunken oder die Elefantenkadaver angefressen hatten: Büffel, Antilopen, Löwen, Hyänen. Zyanid ist in Simbabwe günstig erhältlich und wird vor allem für die Gewinnung von Gold verwendet.

GROSSBRITANNIEN

Jagd auf Steuersünder

Premierminister David Cameron will Schlupflöcher für Steuerhinterzieher aus dem In- und Ausland schließen. Firmen mit Sitz in England, Wales, Nordirland und Schottland sollen künftig in einem öffentlich zugänglichen Register eintragen, wer ihr Eigentümer ist und wer von den Gewinnen des Unternehmens profitiert. Bislang konnten Geschäftsleute mit Hilfe von Anwälten und Stroh Männern die wahren Besitzverhältnisse verschleiern. „Wir wollen aber nicht nur wissen, wer



Londoner Bankenviertel

auf dem Papier der Inhaber ist, sondern wer den tatsächlichen finanziellen Nutzen aus einem Unternehmen zieht“, sagt Cameron. Er will damit auch Geldwäsche eindämmen und verhindern, dass ausländische Investoren über Beteiligungen an britischen Firmen den Steuern ihrer Heimatländer ausweichen. Vor allem Entwicklungsländer leiden darunter; Schätzungen zufolge gehen ihnen durch Steuerflucht Milliardensummen verloren. Wahrscheinlich ist allerdings, dass die Pflicht zum Registereintrag nicht in den international besonders beliebten britischen Steuerparadiesen wie den Virgin Islands oder den Cayman Islands gelten wird.

Auspeitschung für
„Vergehen gegen den
Islam“ in Banda Aceh



GETTY IMAGES

Pop-Sängerin Perez
bei Fotoaufnahmen



INDONESIEN

Wo Allah rockt

In keinem anderen Staat der Erde leben so viele Muslime wie in dem südostasiatischen Inselreich. Indonesien steht für einen weltoffenen, sanften Glauben. Doch jetzt mehren sich die Übergriffe der Islamisten. *Von Erich Follath*

Ein seltsamer Typ ist dieser Joko Widodo, Superstar der Nation, neuer Komet am politischen Himmel Asiens. Eine Mischung aus all dem, was sich eigentlich nicht vermengen lässt.

Mal gibt er sich wie der legendäre Kalif Harun al-Raschid, der in Bagdad einst regelmäßig nachts aus dem Palast schlich und sich unerkant unter seine Mitbürger mischte, um zu erfahren, was sie wirklich dachten. Mal kopiert er Nelson Mandela, der die Menschen mit seinem Optimismus und seiner Redegewandtheit ein Leben lang in Bann ziehen konnte. Mal macht er auf Mick Jagger, charismatisch, durchsetzungskräftig, vielleicht aber eine Spur zu sehr von sich eingenommen.

Für seine Landsleute ein offensichtlich unwiderstehlicher Mix: Joko Widodo, 52, den alle nur „Jokowi“ nennen, ist Volkstribun, Inspirator, Pop-Star. Er regiert als Gouverneur die Metropole Jakarta, etwa 23 Millionen drängen sich schon in diesem Ballungsraum an einem Küstenstrich, ständig von Hochwasser bedroht und nach Ansicht von Wissenschaftlern bis spätestens 2050 weitgehend von den Fluten verschluckt.

Es ist eine der chaotischsten Menschenansammlungen der Welt, ein eigentlich unregierbarer Moloch. Glaubt man den Meinungsumfragen, macht Gouverneur Jokowi in Jakarta aber seinen Job so gut, dass sie ihn bei den landesweiten Wahlen im nächsten Jahr zu ihrem Präsidenten wählen werden. Und damit zu einem Führer der G-20, der bedeutendsten Wirtschaftsationen.

Denn es geht hier nicht um irgendeinen Staat, fern, exotisch, unbedeutend. Indonesien ist ein Riesenreich von über 17 500 Inseln, das sich von Banda Aceh auf Sumatra über Borneo, Java, Bali und die Molukken bis nach Neuguinea erstreckt, über 5000 Kilometer von West nach Ost, vergleichbar der Entfernung von Lissabon bis weit hinter Moskau. Ein Reich mit weiten, fast unbewohnten Regionen und einigen der am dichtest besiedelten, geprägt von Vulkanen und Urwäldern, Heimat von 60 Meter hohen Riesenbäumen, Mangroven und Korallenriffen, von Orang-Utans und Komodo-Waranen, un-

heimlichen Riesenechsen, die aussehen, als wären sie aus der Steinzeit gefallen.

Den Naturwundern stehen die menschengemachten Wunder in nichts nach. Prächtige buddhistische Tempel wie Borobudur und eindrucksvolle hinduistische Glaubensstätten wie Tanah Lot zählen zum Weltkulturerbe; in Jakarta, Surabaya und Medan stehen einige der größten und schönsten Moscheen der Erde.

Indonesien gilt trotz der gegenwärtigen wirtschaftlichen Rückschläge und Streiks der vergangenen Woche als aufstrebender „Tiger“-Staat. Es besitzt ausreichend Erdöl und Erdgas, ist der größte Palmöl-exporteur der Welt mit guten Beziehun-

Kann Indonesien zum Vorbild für die arabische Welt werden, zu einem Modell des Pluralismus?

gen zu Washington, Peking und Berlin. Jakarta darf, der Bundessicherheitsrat hat es genehmigt, „Leopard 2“-Panzer aus Deutschland importieren, ungeachtet der Übergriffe von Militärs gegen Papua-Rebellen. Kanzlerin Merkel sprach nach ihrem Besuch im Sommer begeistert von diesem dynamischen und zukunftsge wandten Indonesien, das nach China, Indien und den USA der Staat mit den meisten Einwohnern ist.

Und noch etwas ist bemerkenswert und lässt die Welt auf dieses Land schauen: Von den 250 Millionen Indonesiern bekennen sich fast 90 Prozent zu Allah. In keinem anderen Staat leben auch nur annähernd so viele Muslime – es sind mehr als in Ägypten, Tunesien, Libyen, Saudi-Arabien und den Golfstaaten zusammen.

Zwar hat es auch hier immer wieder Anschläge von fanatischen Islamisten gegeben, den schlimmsten auf der Insel Bali im Jahr 2002 mit 202 Toten. Aber Terror gilt in Indonesien als Ausnahme, religiöse Toleranz als Normalfall. Vielen dient der südostasiatische Islam als Beweis dafür, dass es eine weltoffene, sanfte Variante dieser Religion gibt. Ein mög-

liches Vorbild für andere, die viel von Indonesiens „Geist der Toleranz“ lernen könnten, wie es US-Präsident Barack Obama bei seinem Besuch 2010 formulierte – er hat einen Teil seiner Kindheit in Jakarta verbracht.

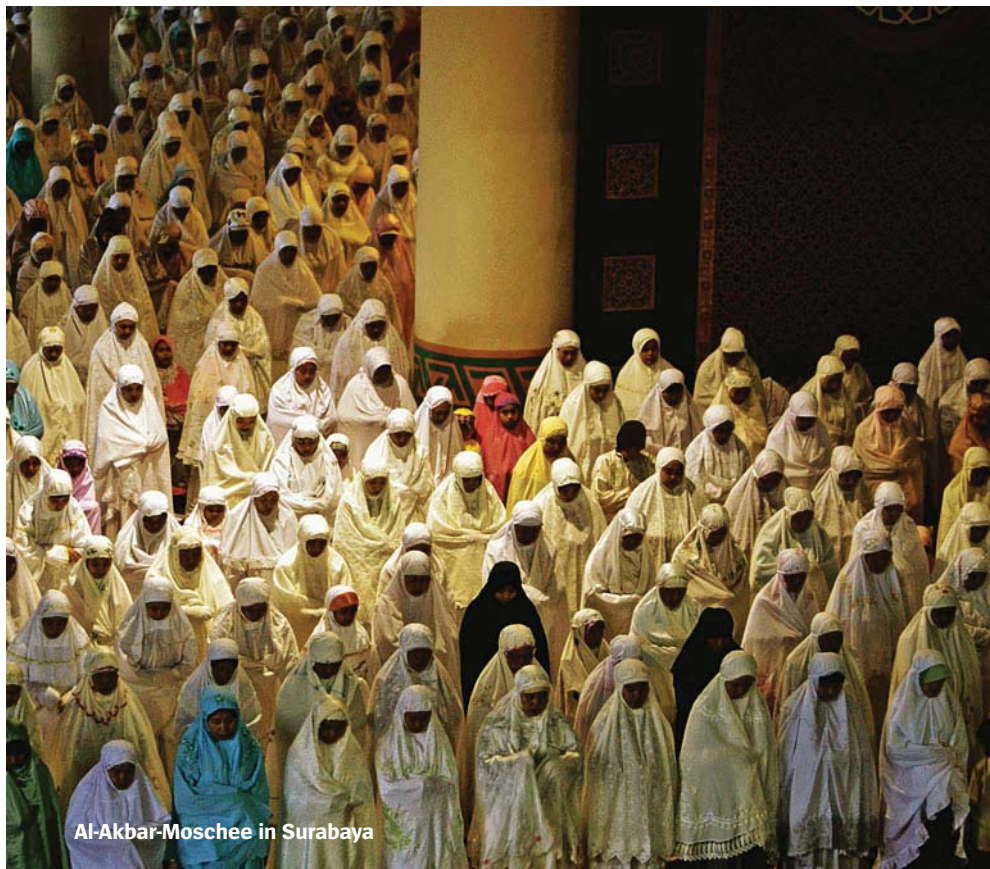
Ist Indonesien wirklich ein Vorzeigestaat, ein Modell für die im Umbruch befindlichen Gesellschaften des Arabischen Frühlings? Kann dieses Land tatsächlich für sich in Anspruch nehmen, Beweis dafür zu sein, dass sich der Koran mit seinen strengen Vorschriften und die parlamentarische Demokratie mit ihren Freiheiten doch vertragen?

Wer glaubt, dass Islam und Pluralismus keine Gegensätze sein müssen, der setzt auf Gouverneur Jokowi. Er bezeichnet sich selbst als gläubigen Muslim, aber weder in seinen Reden noch in seinen Handlungen spielt die Religionszugehörigkeit eine Rolle. Und zu seinem Stellvertreter hat er mit Basuki „Ahok“ Purnama, 47, einen Mann gemacht, der gleich zweifach zu den Minderheiten gehört. Der Vize ist nicht Javaner oder Angehöriger eines anderen heimischen Volksstammes, sondern Chinese. Und er ist ein evangelischer Christ.

„Was sollte mich daran stören?“, fragt Jokowi.

Frühmorgens kurz nach sieben, Auftritt des Gouverneurs im Süden Jakartas, in einem der endlosen Slums mit baufälligen Hütten, verdreckten Kanälen, verseuchter Luft. Es ist eine der unangekündigten Fahrten, wie sie Jokowi so oft unternimmt. Er trägt Jeans, T-Shirt, Baseballmütze. Er fährt ohne Blaulicht, nur mit einem Assistenten an seiner Seite.

Jokowi hat sich mehrere Distriktbüros seiner Stadtverwaltung vorgenommen. Ab neun Uhr sollen die Beamten den Bürgern zur Verfügung stehen, Geburtsurkunden, Pässe, Führerscheine ausstellen. Doch über Jahre hat sich der Schlendrian eingebürgert. In kaum einem der überprüften Ämter geht es pünktlich los. Der Gouverneur zückt seinen Kugelschreiber und macht sich Notizen. Einer ist 35 Minuten, ein anderer 90 Minuten zu spät gekommen. Das soll nicht ohne



Al-Akbar-Moschee in Surabaya

Tischler jeden Cent zurücklegen, um seine Kinder zur Schule schicken zu können. Jokowi hat Forstwirtschaft studiert, als Möbelfabrikant sein Geld verdient. Freunde regten an, er solle sich um das Bürgermeisteramt seiner Heimatstadt Surakarta bewerben, wo gut eine halbe Million Menschen leben. „Ich habe wohl mit meinem Einsatz für Transparenz und gegen Vetternwirtschaft überzeugt“, sagt er stolz. Sie bestätigten ihn mit über 90 Prozent der Stimmen im Amt. Und Jokowi machte auch international Furore; bei einem Vergleich der weltweit effektivsten Stadtveräter kam er auf Platz drei.

Dann trat er im Oktober 2012 sein Amt in der Hauptstadt an, wo wie fast überall in Indonesien traditionell einige wenige Familienclans und hohe Militärs das Sagen haben. Mit seinem Anti-Establishment-Wahlkampf schaffte Jokowi den Überraschungs-Coup und schwimmt seitdem auf einer Welle der Zustimmung.

Nur wenige mahnen in Jakarta jetzt an, der Volkstribun habe seinen Ankündigungen bisher wenig Konkretes folgen lassen – weder beim geplanten Ausbau der öffentlichen Transportmittel noch bei den Anti-Flut-Maßnahmen. Jokowi gelingt es mit jedem Auftritt, die Hoffnung zu verkörpern, dass sich etwas ändern könnte. „Einer muss die Probleme anpacken“, ruft er den Bürgern zu, die sich an die Absperrung drängen, alles versuchen, um ihr Idol zu berühren. „Ich werde euch nicht enttäuschen!“ Jokowi hat jetzt ganz auf Messias-Modus geschaltet. Schüttelt Hände, küsst Babys, setzt sich minutenlang auf den Rasen, um einer Gruppe Arbeitsloser zu lauschen. Er polarisiert nicht, er vereint. Er steht für ein Reformprogramm, aber vor allem steht er für sich und die Integrität einer neuen Politik. Jokowi als Nelson Mandela.

Dritter Termin. Gefeierte wird der Tag des Kindes. Er hat auf der Fahrt in den Dufan-Vergnügungspark seine Lieblingsmusik in den CD-Spieler einlegen lassen, Black Sabbath, Iron Maiden, Judas Priest. Der Gouverneur ist ein bekennender Heavy-Metal-Fan und macht in seiner Freizeit selbst Musik. Seine Lieblingsgruppe ist Metallica, berüchtigt für ihre Wut auf die Etablierten. Vor dem Jakarta-Konzert der Band hat der Bassist Jokowi ein Instrument geschenkt und signiert. „Spiel weiter diesen funky Bass“ steht darauf.

Mehr als 2000 jubelnde Kinder erwarten Jokowi. Seine Mitarbeiter haben ihm eine Rede geschrieben, doch das Manuskript legt er schnell zur Seite. Improvisiert mit den Schülern ein Quiz („Wie heißt euer Gouverneur?“), verspricht den Siegern spontan ein Fahrrad. Und zum Abschluss der Veranstaltung holt er sich einen Studenten auf die Bühne und singt mit ihm im Duett das patriotische Volkslied „Mein Heimatland“. Stehende Ovationen. Jokowi als Mick Jagger.

Folgen bleiben – Jokowi wird später Abmahnungen verschicken, den schlimmsten Arbeitsverweigerern will er mit Entlassung drohen.

Er stellt sich neben die Bürger, die sich lautstark und empört beschweren, über die Behördenwillkür, die überall verlangten Schmiergeldzahlungen. Er macht die eine oder andere beiläufige Bemerkung, verständnisvoll, den Zorn eher verstärkend als kanalisierend. Hauptsächlich aber hört er zu. Und gehört so bald dazu. Er erweckt zumindest den Eindruck, einer aus der Masse der kleinen Leute zu sein. Jedermanns Nachbar.

Jokowi verschwindet dann wieder, lautlos, wie er gekommen ist. Lässt verblüffte Slumbewohner zurück, die sich die Geschichte seines Spontanbesuchs später immer wieder erzählen, ein so wichtiger Politiker, der bei ihnen im Armenviertel auftaucht, das sind sie nicht gewohnt. Er wirkt auf die Einwohner von Jakarta an

diesem Morgen wie aus einem Märchen: Jokowi als Harun al-Raschid.

Der Gouverneur bei einer Gemeindeversammlung im Osten von Jakarta: Diesmal kommt Jokowi mit Entourage und Dienstwagen. Es ist kaum ein Durchkommen, gleich hinter den Hochhausfluchten des Zentrums ballt sich alles zu einem dieser Megastaus, die manchmal 25 Kilometer umfassen. „Big Durian“ nennen die Einheimischen, halb hingezogen, halb abgestoßen, das urbane Ungeheuer, nach der großen, faulig-süß riechenden Tropenfrucht, deren Reiz sich nur dem Kenner erschließt. Seit über 2000 Jahren siedeln hier Menschen. Die holländischen Kolonialherren haben zu verantworten, dass an der flutgefährdeten Bucht ein Verwaltungszentrum entstand, Batavia, aus dem nach der Unabhängigkeit 1949 Indonesiens Hauptstadt wurde.

Jokowi ist in einer Mittelklassefamilie aufgewachsen, sein Vater musste als



Dass er der oppositionellen Demokratischen Kampfpartei angehört, wissen bei weitem nicht alle. Noch ziert er sich, deren Avancen für eine Präsidentschaftskandidatur anzunehmen. In Umfragen erreicht er doppelt so viele Stimmen wie der Nächstpopuläre, ein ehemaliger General. Präsident Susilo Bambang Yudhoyono („SBY“), ein weitgehend geschätzter, aber durchsetzungsschwacher Politiker aus dem bisher dominierenden Militärumfeld, darf 2014 nach zwei Amtszeiten nicht mehr antreten.

Vielleicht ist der Gouverneur-Volkstribun weitaus liberaler als andere Repräsentanten der Macht, aufgeklärter auch als der Großteil seiner Wähler und bekommt von den Erzkonservativen bald Gegenwind. Noch sind es in und um Jakarta keine dramatischen Rückschritte für den „toleranten Islam“, eher Nadelstiche.

Das Finale der Miss-World-Wahl musste im September auf die hinduistisch geprägte Urlaubsinsel Bali verlegt werden. Und in einem Distrikt von Jakarta unterschrieben über 2000 Einwohner eine Petition gegen eine von Jokowi eingesetzte Lokalpolitikerin, nicht, weil sie unfähig gewesen wäre, sondern weil sie als Christin angeblich „ungeeignet für einen überwiegend muslimischen Stadtteil“ sei. Jokowi hielt die Frau im Amt, ein Erfolg für die Liberalen-Fraktion.

Die Weltoffenheit aber nimmt ab, je weiter man in die Provinz kommt. Und in einem bestimmten Teil des Riesens Reichs praktizieren Islamisten den Gegenwurf zum weltoffenen Glauben der Metropole. In einer Stadt, deren Name für eine der schlimmsten Naturkatastrophen der letzten hundert Jahre steht.

Fast drei Stunden braucht die Boeing 737 für die Strecke von Jakarta bis zur Nordwestspitze Sumatras. Es ist ein atemberaubender Flug über dichten Dschungel. Ein großer grüner Teppich. Bei näherem Hinsehen fallen dann allerdings gerodete Flächen auf: riesige Palmöl-Plantagen. Und ab und zu sieht man auch Rauch aufsteigen, offensichtlich ausgelöst durch die rücksichtslose Brandrodung des Waldes.

Im Juni war es mit den aus Sumatra kommenden Rauchwolken wieder so schlimm, dass sich die Nachbarstaaten Malaysia und Singapur bitter beklagten. Indonesiens Präsident musste sich entschuldigen, versprach, künftig strenger gegen die Brandrodung vorzugehen. Doch Palmöl ist ein großes Geschäft, bei dem viele abkassieren, offensichtlich auch in den höchsten politischen Kreisen. Im neuesten Korruptionsindex von Transparency International nimmt Indonesien einen schändlichen 118. Rang ein, weit hinter China und Indien.

Banda Aceh gehört sicher zu den saubersten und ordentlichsten Städten Indo-



Gouverneur Jokowi in Jakarta

nesiens. Das hat zum einen mit der Katastrophe zu tun, die am 26. Dezember 2004 über die Menschen hereinbrach. Zuerst erschütterte ein Erdbeben der Stärke 9,1 die Region, dann begruben Monsterwellen große Teile des küstennahen Landes unter sich. Allein in Banda Aceh starben Zehntausende, Teile der Stadt waren völlig verwüstet. Sie wurde mit internationalen Geldern und Spenden wieder aufgebaut, einschließlich großzügiger Straßen mit Kreisverkehr und den „Labi-Labi“-Kleinbussen, die hier sogar pünktlich verkehren.

Die autonome Provinz Aceh mit ihren rund fünf Millionen Einwohnern, 250 000 davon in der Hauptstadt, wird straff geführt. Sehr straff. Hier regieren Fanatiker, die Scharia ist das oberste Gesetz, und gemeint ist eine sehr strenge Variante.

In der Nähe der Provinzhauptstadt wurde eine junge Frau ausgepeitscht, weil man sie in einem Park beim Küssen mit ihrem Freund erwischt hatte. Die Sittenpolizei macht regelmäßige Kontrollgänge. Wer lange Haare hat, gilt hier als „Punk“ und muss damit rechnen, eingesperrt zu werden. Bei Schülerinnen gilt schon das Tragen von Hosen als unsittlich.

Sulaiman Abda, Vizechef des regionalen Parlaments findet die bisherigen Strafen nicht ausreichend – er hätte es gern deutlich schärfer. Deshalb gehört er zu den Unterstützern einer Gesetzesinitiative, die das öffentliche Auspeitschen ausweiten will: 40 Hiebe für Gesetzesbrecher, die mit Alkohol erwischt werden, 60 Hiebe für Glücksspieler, 100 Hiebe für homosexuelle Aktivitäten. Die Vorlage hat

reelle Chancen, angenommen zu werden. „Sie entspricht den Normen unserer Gesellschaft“, sagt Abda.

Aceh galt einmal als Schmelztiegel vieler Kulturen, der Legende nach setzt sich der Name aus den Anfangsbuchstaben aller Völker zusammen, die hier ihre Spuren hinterlassen haben: Araber, Chinesen, Europäer, Hindus. Jahrhundertlang war Aceh ein unabhängiges Sultanat. Nach der indonesischen Staatsgründung wurde es zu einem Unruheherd, Separatisten führten noch am Vorabend des Tsunami einen blutigen Krieg.

Europäische Vermittler nutzten die Wirren der Naturkatastrophe, um die Kämpfer 2005 zum Friedensschluss zu bewegen. Der Preis dafür aber war hoch: Aus der Guerilla-Bewegung rekrutierte sich die neue islamistische Führung, das hohe Maß an Autonomie, das die Zentralregierung gewährte, führte zu einem Staat im Staate.

Banda Acehs Zukunft, beteuern die Stadtväter, liege im Tourismus, sie verweisen auf die Traumstrände und die spektakulären Korallenriffe. Doch Gäste kommen vorwiegend aus Malaysia und Saudi-Arabien; Westlern, an Discos und Bars gewöhnt, sind die Einschränkungen durch religiöse Verbote schwer zu vermitteln.

Deutsche Fachleute betreuen noch eine Tsunami-Frühwarnstation, ansonsten haben fast neun Jahre nach dem großen Disaster fast alle internationalen Helfer die Region verlassen. Ein Museum erinnert an das Grauen. Ein riesiges Schiff, das damals wie von Geisterhand gepackt und auf ein Hausdach geschleudert wurde,

zeugt von der Katastrophe – ein Mahnmal für das Ende der Welt.

Die Menschen in Surabaya, Bandung und Denpasar sehen die Islamisten-Provinz als eine unbedeutende, peinliche Verirrung ihrer Inselwelt. Das Idol der jungen Leute in den quirligen Großstädten von Java und Bali ist Jokowi. Und viele, vor allem Männer, nennen auch Julia Perez, 33, als Vorbild. Die sehr freizügige und sehr umstrittene Pop-Sängerin hat auch schon mit der Politik geflirtet, sich in Pacitan in Ostjava bei einer Kommunalwahl beworben. Doch eher aufgefallen ist sie durch andere spektakuläre Projekte: Einer ihrer CDs hat sie ein eingeschweißtes Kondom beigelegt, auf einer Straßenkreuzung in Jakarta einen Stangentanz an einem Ampelmast aufgeführt und, als Beleg für ihre Religiosität, im Minirock öffentlich Koran-Exemplare verteilt. Die Religionsgelehrten mochten das gar nicht.

Sehr viel seriöser beschäftigt sich Yenny Wahid, 39, Tochter des ehemaligen indonesischen Präsidenten Abdurrahman Wahid und Chefin einer nach ihm benannten Stiftung, mit dem Glauben und seinen Auswirkungen auf die Gesellschaft. Werden die gegenwärtigen wirtschaftlichen Probleme – die Inflation steigt, die Landeswährung fällt, das Minimalziel von sechs Prozent Wirtschaftswachstum dürfte 2013 kaum noch zu er-

reichen sein – die religiösen Spannungen erhöhen? Oder kann der sanfte Islam weiter gefestigt, die Toleranz gegenüber Minderheitsreligionen noch gestärkt werden?

Frau Wahid trägt Kopftuch, locker gebunden. In ihrem Büro in einer alten Villa von Jakarta herrscht kein Kleiderzwang, hier wird keine Bittstellerin in kurzem Kleid abgewiesen. Die Stiftung vergibt Stipendien, gefördert werden ausschließlich Projekte, in denen Angehörige verschiedener Religionen mitwirken. Die Chefin

Eine Pop-Sängerin will in die Politik – und verteilt im Minirock vor Moscheen Koran-Exemplare.

registriert genau, wenn ihre Ideale verletzt werden – in Bogor haben die Behörden vor einiger Zeit den Bau einer katholischen Kirche untersagt. Und immer wieder, erzählt sie, würden Angehörige der Ahmadiyya-Religionsgemeinschaft schikaniert. Die glauben, dass Mohammed nicht der letzte Prophet Allahs gewesen ist – und gelten deshalb dem Indonesischen Muslimrat als Ketzer. Sie können sich laut dessen Fatwa nur durch Abschwören der „Irrlehre“ vor Verfolgung schützen.

„Dass auch der Religionsminister die Ahmadiyya dazu auffordert, finde ich einen Skandal“, sagt Wahid. Islamistische Parteien seien aber dennoch nicht auf dem Vormarsch – deren Stimmenanteil bei Wahlen lag zuletzt bei unter 30 Prozent, Tendenz in Meinungsumfragen fallend.

Staatspräsident SBY hat ihr vor einigen Monaten den stellvertretenden Vorsitz der Regierungspartei angetragen; sie hat abgelehnt. Es heißt, Frau Wahid könne sich eine Zusammenarbeit mit der Oppositionspartei vorstellen, so die denn Jokowi zu ihrem Kandidaten machte – um dann selbst Religionsministerin zu werden. „Ich schätze Jokowi sehr“, sagt die Dame. Sie wolle aber derzeit weder etwas festlegen noch ausschließen.

Der Gouverneur von Jakarta versucht derweil, alle Hindernisse für seine weitere politische Karriere aus dem Weg zu räumen. Dazu gehört auch ein besonders schmerzlicher Verzicht. Als Jokowi mit dem Gerücht konfrontiert wurde, er hätte möglicherweise wegen des Metallica-Instrumenten-Geschenks den Auftritt seiner Lieblingsband in Jakarta erst ermöglicht, gab er das Instrument bei der Anti-Korruptions-Behörde ab. Das Erinnerungstück wurde zum Staatseigentum erklärt und soll wohl für karitative Zwecke versteigert werden.



Das DAK-Gesundheitspaket®

Geld zurück: bis zu **600 € jährlich**

- ✓ Attraktives Bonusprogramm
- ✓ Top Gesundheitsprogramme
- ✓ Ausgezeichnete Vorsorge

und viele weitere Leistungen

Freudenprämie für KRANKENKASSEN-MEHR-ERWARTER

Das DAK-Gesundheitspaket® rechnet sich nicht nur für Ihren Geldbeutel, sondern punktet auch mit Leistungen von Gesundheitsförderung bis hin zur Online-Arzt- und -Kliniksuche.

Damit Sie jederzeit gesund leben und arbeiten können, sind wir 24 h täglich an 365 Tagen für Sie da: **040 32532555***.

Jetzt wechseln: www.dak.de/vorteile

DAK
Gesundheit

DFSI Deutsches Finanz-Service Institut GmbH

Zum 4. Mal in Folge
TEST-SIEGER
DAK-Gesundheit
FOCUS-MONEY 21/13
GKV-Studie: Deutschlands größter Kunden-Leistungsvergleich

* Zum Ortsanfall

FRANKREICH

Nationalheilige dringend gesucht

In der Ruhmeshalle der Republik liegen fast nur Männer begraben. Präsident Hollande will das ändern und eine Frau ehren. Nur welche?

Sie schrieb diesen Satz: „Die Frau hat das Recht, auf das Schafott zu steigen; sie muss gleichermaßen das Recht haben, eine Rednerbühne zu besteigen.“ Auf dem Schafott starb sie zwei Jahre später tatsächlich, am 3. November 1793. Die Frage lautet nun, ob Olympe de Gouges, die Verfasserin der „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ nachträglich einen Ehrenplatz erhalten soll – in der Ruhmeshalle der Republik.

Im Pantheon liegen bisher 72 Männer begraben – darunter Louis Braille, Erfinder der Blindenschrift, oder Emile Zola, der Schriftsteller. Frauen gibt es nur zwei in der Ruhmeshalle, und eine der beiden liegt nur deshalb dort, weil ihr Mann nicht ohne sie begraben sein wollte. Die andere ist die Nobelpreisträgerin Marie Curie. Die goldene Inschrift über dem Eingang sagt eigentlich alles: „Den großen Männern, das dankbare Vaterland“.

Präsident François Hollande will daran nun etwas ändern. Er wird wohl noch vor Jahresende bekanntgeben, welche Persönlichkeiten ins Pantheon überführt werden sollen – darunter mindestens eine Frau. Die Frage, wer es denn werden könnte, führt nun zu erregten Debatten.

Kann zum Beispiel Olympe de Gouges hier geehrt werden, die nicht nur eine Kämpferin für die Rechte der Frauen und die Abschaffung der Sklaverei war, sondern auch eine Königstreue? Ausgerechnet an einem Ort, an dem mehrheitlich Linke liegen? Und will Frankreich in der Krise wirklich eine Million Euro ausgeben, die eine solche Überführung der sterblichen Überreste pro Person kostet?

Das Pantheon ist eine eigenartige, sehr französische Einrichtung. Es liegt hoch über Paris, auf dem Hügel der heiligen Genoveva, der Schutzheiligen der Stadt. Gebaut wurde es als Kirche, doch erst im Revolutionsjahr 1790 fertiggestellt. Die Revolutionäre widmeten den Bau kurzerhand der Republik statt Gott und ließen die Leichname ihrer Philosophen Voltaire und Rousseau überführen.

Bis heute ist das Pantheon mit dem republikanischen Kult der Revolutionszeit verknüpft. Es ist das Vorrecht des Präsidenten, Verstorbene zu „pantheonisie-



Feministin de Gouges, Résistance-Kämpferin Tillon, Pantheon in Paris
„Eine Botschaft des Selbstvertrauens“

ren“. Das klingt nicht nur zufällig wie kanonisieren. Wer ins Pantheon einzieht, ist ein Heiliger der Republik.

François Hollande hat eigentlich gerade andere Sorgen. Er muss zum Beispiel die rekordhohe Arbeitslosigkeit eindämmen. Deshalb hat er zum Pantheon einen Bericht in Auftrag gegeben. Verfasst hat ihn Philippe Bélaval, Präsident des Zentrums für nationale Denkmäler.

„Die Frage, wer ins Pantheon einziehen darf, schürt beträchtliche Emotionen“,

sagt Bélaval. Sein Büro befindet sich im Hôtel de Sully, einem prächtigen Stadtpalais im Marais-Viertel. Er hat unzählige Briefe von Bürgern erhalten, die argumentieren, wer die Ehrung verdient habe und wer keinesfalls.

Man könne sich darüber natürlich lustig machen, sagt Bélaval. „Doch das erzählt viel über uns.“ Es gehe darum, der Bevölkerung Vorbilder zu geben – in einer Zeit, in der eine kollektive Depression über dem Land liege. „Es geht um eine Botschaft des Stolzes, des Selbstvertrauens und der Hoffnung: Darum, zu sagen, wir sind nicht solche Pfeifen, es gab große Figuren in unserer Geschichte.“

Bei einer Befragung im Internet, an der 30 000 Franzosen teilgenommen haben, landete Olympe de Gouges, die hingeworfene Feministin, auf dem ersten Platz. Dennoch sind ihre Chancen gering. Zwar hat sie prominente Fürsprecher, darunter die sozialistische Pariser Bürgermeisterkandidatin Anne Hidalgo.

Doch die Angelegenheit wird dadurch kompliziert, dass viele ihrer Befürworter mit ihrer Ehrung im Grunde ein anderes Ziel verfolgen: Sie wünschen sich eine offizielle Missbilligung ihres Henkers. Denn es war Robespierre, der sie während der jakobinischen Schreckensherrschaft wie Tausende andere politische Gegner zur Guillotine führen ließ.

Die Vergangenheit hat in Frankreich immer auch mit der Gegenwart zu tun. In wenigen anderen Ländern kann man so ausgeprägte Meinungen zu längst verstorbenen Figuren finden. Wie man sich zu ihnen verhält, erzählt immer auch etwas darüber, wo man heute politisch steht.

Ein besonders aktiver Kämpfer für den Einzug der Olympe de Gouges ins Pantheon ist der konservative Filmemacher und Sinologe René Viénet. Er hat eine Biografie über sie herausgegeben und gehört zu den Leuten, die Bélaval unzählige Briefe geschickt haben. Für die „Huffington Post“ hat er einen Aufruf verfasst, in dem er schrieb, Robespierre sei der Vorfahre von „Stalin, Mao und Pol Pot“.

Doch Robespierre hat in Frankreich immer noch Fans, vor allem in Teilen der Linken. „Es wäre für viele Leute ein Affront, Olympe de Gouges im Pantheon zu ehren“, sagt deshalb Hollandes Beauftragter, Philippe Bélaval, „das würde als konterrevolutionäre Geste gesehen.“

Er hat dem Präsidenten in seinem Bericht deshalb vorgeschlagen, während seiner Amtszeit nur Frauen zu ehren – aber erst einmal lieber eine aus dem 20. Jahrhundert. In Frage kommt unter anderen Germaine Tillon, eine Résistance-Kämpferin, die ein Konzentrationslager überlebte. Die Zeit der deutschen Besatzung hat gegenüber der Zeit der Revolution einen großen Vorteil: Die Erinnerung an sie eint die Franzosen.

MATHIEU VON ROHR



SCOTT J. FERRELL / GETTY IMAGES (L.); SAUL LOEB / AFP (R.)

NSA - AFFÄRE

„Kunde ist das Weiße Haus“

Der ehemalige Sicherheitspolitiker Michael Allen über politische Prioritäten und die Frage, welche Informationen Präsident Obama zu den Abhörmaßnahmen vorlagen

Allen, 41, war sieben Jahre lang im Weißen Haus für nationale Sicherheitspolitik zuständig und später Geschäftsführer des Geheimdienstausschusses im Repräsentantenhaus. Im September veröffentlichte er ein Buch zur Krise der amerikanischen Dienste nach den Anschlägen vom 11. September 2001.*

SPIEGEL: Die Überwachungsprogramme der NSA haben in Europa zu großem Unmut geführt, umso befremdlicher war die Reaktion der US-Geheimdienste, die bei der jüngsten Anhörung im Kongress so taten, als hätten sie sich nichts vorzuwerfen.

Allen: Die USA haben seit 9/11 und der Fehleinschätzung bei den Massenvernichtungswaffen im Irak das Gefühl, dass sie bessere Geheimdienstinformationen brauchen, damit die politische Führung bessere Entscheidungen treffen kann. Ich glaube, dass es die Dienste einfach als ihren Job ansehen, alle Informationen zu sammeln, die die Politik von ihnen verlangt.

SPIEGEL: Und dazu gehören auch die Handy-Gespräche von Angela Merkel?

Allen: Ich kann nicht bestätigen, dass Merkel abgehört wurde.

SPIEGEL: Nicht einmal das Weiße Haus dementiert das. Aber die Frage bleibt: Was bringt es, Angela Merkel zu überwachen, wenn man Informationen im Krieg gegen den Terror gewinnen möchte?

Allen: Wir haben zum Beispiel ein Interesse daran, dass Iran keine Nuklearwaffen entwickelt. Ein Teil der Strategie ist es, gegen Iran Sanktionen zu verhängen. Und da kann es interessant für uns sein zu wissen, wo der Rest der Welt steht, was Sanktionen gegen Iran betrifft. Genauso gut kann es für uns interessant sein zu erfahren, wie die deutsche Einstellung zur Entsendung von Soldaten nach Afghanistan aussieht. Es ist in solchen Fällen gut zu wissen, wer in den europäischen Regierungen wie zu speziellen Themen steht.

SPIEGEL: Aber das könnten Sie doch auf viel direkterem Weg in Erfahrung bringen. Finden Sie es wirklich akzeptabel, dass man befreundete Regierungen ausspioniert?

Allen: Das Weiße Haus und unsere politische Führung müssen immer den Wert von Geheimdienstinformationen mit dem außenpolitischen Risiko, dass die Aktionen auffliegen, abwägen. Es ist ein Balanceakt, bei dem es um die Frage geht, ob der Nutzen der Informationen die Kosten eines möglichen außenpolitischen Rückschlags aufwiegt. Das ist eine Entscheidung, die alle Regierungen in der Welt treffen müssen, wenn sie festlegen, was ihre Geheimdienste tun.

SPIEGEL: Präsident Barack Obama hat die Ausspähung von Merkels Handy als Fehler bezeichnet. Wenn er davon früher gewusst hätte, so soll er gesagt haben, hätte er es verboten. Ist es denkbar, dass Obama von der Operation nichts wusste?

Buchautor Allen, NSA-Zentrale bei Washington
„Es ist ein Balanceakt“

Allen: Ich kann Ihnen diese Frage nicht beantworten. Aus meiner Zeit im Nationalen Sicherheitsrat unter Präsident George W. Bush weiß ich aber, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass leitende Mitarbeiter im Weißen Haus nichts von Methoden und Quellen der Abhörprogramme gewusst haben sollen. Schließlich sind das wichtige Kriterien, um die Verlässlichkeit von Geheimdienstinformationen beurteilen zu können.

SPIEGEL: Wer ist normalerweise darüber informiert? Der Stabschef? Der Sicherheitsberater? Der Präsident?

Allen: Ich denke, dass die Mitarbeiter des Nationalen Sicherheitsrates darüber Bescheid wissen.

SPIEGEL: Sie selbst waren im Nationalen Sicherheitsrat unter George W. Bush. Angela Merkels Handy wird angeblich seit 2002 abgehört. Das heißt, Sie müssten auch davon gewusst haben.

Allen: Ich kann dazu nichts sagen.

SPIEGEL: Versucht man in der Regel, dem Präsidenten bestimmte Informationen vorzuenthalten, um ihn zu schützen?

Allen: Das erzählt man sich gern. In Hollywood-Filmen nennt man das „plausible deniability“, glaubhafte Abstreitbarkeit. Ich weiß nicht, wie die aktuelle Regierung damit umgeht.

SPIEGEL: Und wie war das bei Bush?

Allen: Auch dazu kann ich leider nichts sagen.

SPIEGEL: Inwieweit ist der Präsident beispielsweise an der Erstellung des sogenannten National Intelligence Priorities Framework beteiligt, das die Überwachungsprioritäten in den einzelnen Ländern festlegt?

Allen: Das National Intelligence Priorities Framework ist ein Dokument, das aus dem Nationalen Sicherheitsrat kommt, und es variiert von Regierung zu Regierung, wie stark der Präsident bei dessen Festlegung involviert wird. Es ist ein Dokument, das die Prioritäten der Politik wiedergibt. Es sind ja nicht die Geheimdienste, die die Entscheidungen treffen, welche Informationen sie sammeln und welche nicht. In den letzten Jahren waren die Prioritäten Terrorismus, Irak, das nordkoreanische und das iranische Atomprogramm. Das legt die Politik fest. Die Geheimdienste sagen nur: „Okay. Das also will der Kunde.“

SPIEGEL: Es ist aber der Eindruck entstanden, als führten die Dienste ein Eigenleben und setzten sich selbst Regeln.

Allen: Die Geheimdienste werden streng von ihrem Dienstherrn überwacht, und obwohl es sich um sehr komplizierte, umfangreiche Operationen handelt, sind sie immer daran interessiert, sich nach den Wünschen ihrer Kunden zu richten, und das sind der Kongress, die Regierung und das Weiße Haus.

INTERVIEW: MARC HUJER

* Michael Allen: „Blinking Red. Crisis and Compromise in American Intelligence after 9/11“. Potomac Books, Sterling; 256 Seiten; 22,09 US-Dollar.

ZEIT ZUM HANDELN

Jetzt Vermögen sichern

Wer sein Ersparnis schützen will, braucht Sicherheit plus Rendite.

Generationen deutscher Bürger sparten und betrieben Vorsorge in der Überzeugung, dass Vermögensaufbau ohne Risiko möglich ist. Und heute? Sparbuch, Bundeswertpapiere, Tages- oder Festgeld – wohin man schaut, die Zinsen liegen nahe null, zumindest aber deutlich unter der Inflationsrate. Die Folge: Geld verliert an Wert. Die Kaufkraft sinkt. Dass sich daran bald etwas ändern wird, glauben die wenigsten. Laut einer aktuellen repräsentativen Studie des Marktforschungsinstituts YouGov gehen 52 Prozent der deutschen Anleger davon aus, dass die Zinsen frühestens in drei Jahren wieder über der Inflationsrate liegen werden. Dennoch machen Sparbuch & Co. immer noch den Großteil des Geldvermögens der privaten Haushalte aus. Gleichzeitig ist der Werterhalt den meisten Menschen am wichtigsten.

Erfahrung zählt

Wie kann ich mein Geld besser anlegen? Gibt es heute noch eine Anlage, die neben Sicherheit auch eine angemessene Rendite bietet? Antworten sind ohne einen erfahrenen Anlageexperten nur schwer zu finden. Fidelity Worldwide Investment, ein Unternehmen in Privatbesitz, analysiert seit seiner Gründung vor mehr als 40 Jahren die Märkte und entwickelt Anlagelösungen. Jede Anlagelösung testet Fidelity zuerst mit eigenem Geld, bevor sie Kunden angeboten wird. Allein in Rentenfonds betreut Fidelity Vermögen im Umfang von 40 Milliarden Euro für Millionen von Kunden.

Flexible Gewichtung

Gemäß den Wünschen der Anleger nach Sicherheit plus Rendite hat Fidelity ein klares und transparentes Fondskonzept entwickelt: Fidelity Rentenanlage Klassik. Ziel des Fonds ist der Erhalt des Anlage-

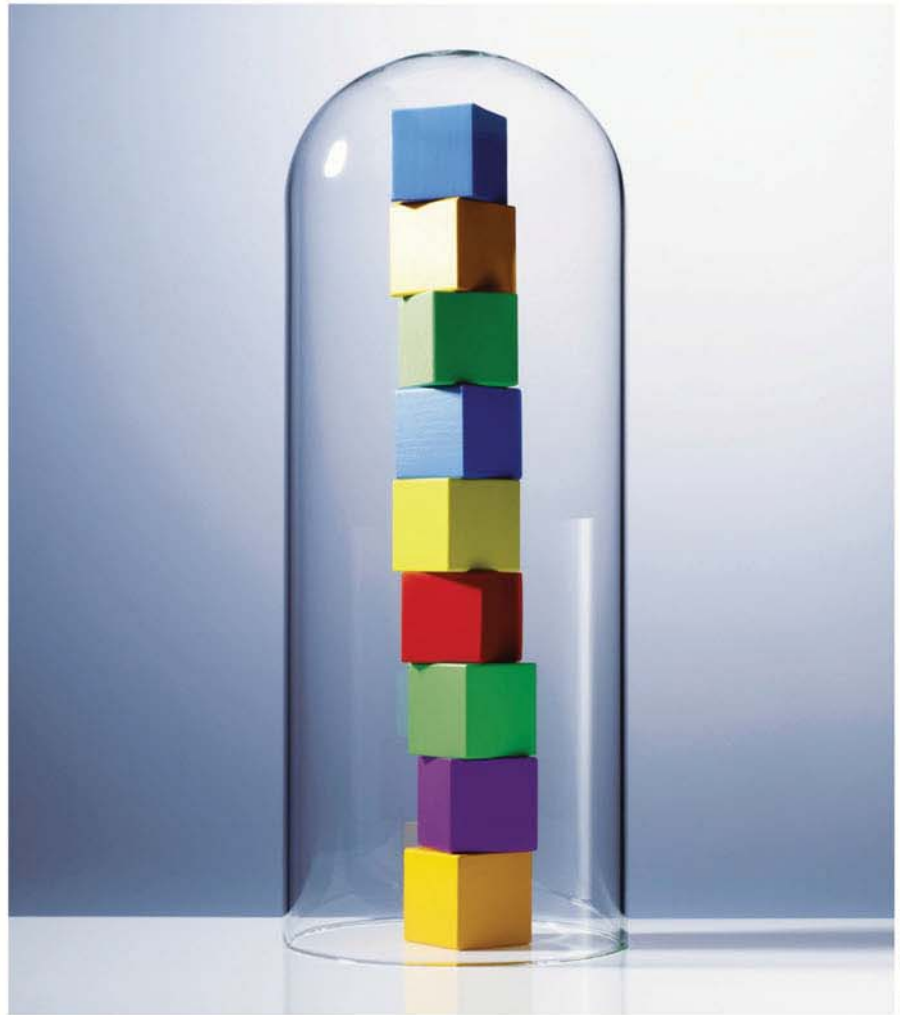


Foto: Getty Images

Gut geschützt: Ihr Vermögen in erfahrenen Händen

vermögens, eine Rendite oberhalb der Inflation und eine möglichst stabile Wertentwicklung. Dazu kombiniert der Fonds gezielt unterschiedliche Anleiheklassen (Rentenpapiere). Diese unterstützen durch ihre typischen Eigenschaften die Kriterien Sicherheit, Inflationsschutz und Rendite:

- Sicherheit durch Staatsanleihen hoher Bonität
- Inflationsschutz durch Anleihen, deren Zinsen an die Inflation gekoppelt sind
- Rendite durch Unternehmens- und Schwellenländeranleihen

Weht an den Märkten ein rauer Wind, gewichtet der Fonds sichere Anleihen hoch. Herrscht Optimismus, ist er mit chancenorientierten Anleihen stärker dabei. So wird die Gewichtung der einzelnen Anleihearten im Fonds nach Marktlage flexibel angepasst. Dabei hat das Fondsmanagement stets mögliche Risiken im

FONDS

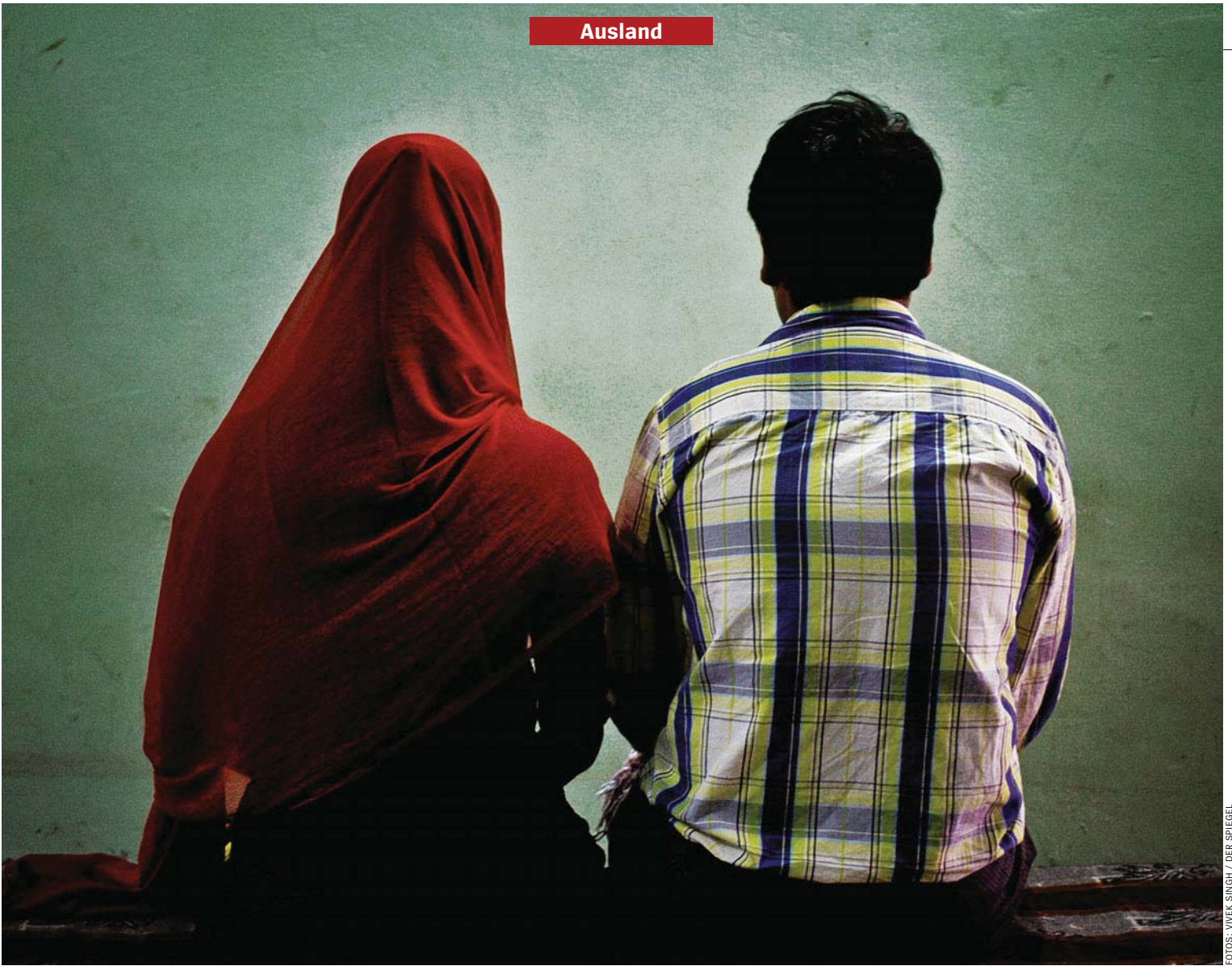
- professionelle Verwaltung und Risikomanagement
- Transparenz in Anlage- und Kostenstruktur
- in Deutschland gesetzlich geregelt

Blick. Selbstverständlich kann der Wert von Fondsanteilen schwanken, ein Wertverlust ist möglich.

Weitere Informationen zu Chancen und Risiken einer Fondsanlage finden Sie unter: www.fidelity.de/rentenanlage

Video:
Fondskonzept
schnell erklärt





FOTOS: VIVEK SINGH / DER SPIEGEL

Liebespaar Pooja und Raj in den Schutzräumen von Hisar: „Die Ehre jeder Familie ist an das Mädchen geknüpft“

INDIEN

Das Verbrechen der Liebe

Viele junge Inder wollen sich nicht mehr vorschreiben lassen, wen sie heiraten. Sie entscheiden sich für Gefühle statt für die Tradition und flüchten von zu Hause – aus Angst, dass ihre Eltern sie töten könnten. *Von Sandra Schulz*

Ihre Liebe wird bewacht von zwei Polizisten mit Gewehren, Tag und Nacht. Sie wird geschützt von einer Mauer und einem großen silbernen Vorhängeschloss am Tor. Solange Pooja und Raj* sich hier verkriechen, in diesem Haus aus Ziegelstein, in ihrem Zimmer im Halbdunkel, sind sie in Sicherheit, glauben sie.

* Namen von der Redaktion geändert.

Sie trauen sich noch nicht einmal in den Hof. Sie haben Angst, dass ihre Liebe ihnen den Tod bringt. So wie es bei Nidhi und Dharmender war, geprügelt und geköpft. Wie bei Ranjeeta und Sunil, stranguliert. Wie bei Asha und Yogesh, mit Stromschlägen gefoltert.

„In Indien“, sagt Raj, „ist es ein Verbrechen, sich zu verlieben.“ In Indien richten Eltern ihre eigenen Kinder hin, im Namen der Ehre.

Trotzdem wollen sich Pooja und Raj morgen hinauswagen aus den „Schutzräumen für Frischvermählte“, die der indische Staat für sie eingerichtet hat in Hisar, Bundesstaat Haryana.

Seit fast drei Wochen sind sie hier, Pooja, die Schöne, Schmale mit dem langen Zopf, 21 Jahre alt, und Raj, ihr Ehemann, 23. Informatiker sind sie beide, Kollegen am selben Institut. Doch ihre Familien gehören unterschiedlichen Kasten an. Raj,

Sohn eines Gemüsehändlers, steht unter Pooja, Tochter von Regierungsbeamten. Und Poojas Vater hat geschworen: „Lieber sterbe ich, als dass meine Tochter einen Mann aus einer anderen Kaste heiratet.“

Wären sie dem Willen ihrer Eltern und der Tradition gefolgt, hätten sie sich einfach verheiraten lassen, so wie es auch Poojas ältere Schwester tat, es wäre zumindest ein schönes „Honeymoon-Paket“ dabei herausgesprungen, wie es die Reiseveranstalter anbieten: Flitterwochen im Himalaja, am Flussufer, umrahmt von schneebedeckten Gipfeln, mit Schokoladenkuchen auf dem Hotelzimmer und zu Herzen gelegten Blüten auf dem Laken.

Raj sagt: „Ich fand Liebesheiraten schon immer interessanter.“ Das Kino hat ihn verdorben. Seit er vor Jahren „Titanic“ gesehen hat, bekommt er die Liebe nicht mehr aus seinem Kopf. Und so ist er jetzt hier, mit seiner Pooja, hat die Hochzeitsnacht auf zwei zusammengeschobenen weißen Metallbetten verbracht und seine Flitterwochen in einem Raum mit kahlen Wänden und vergitterten Fenstern. Der Blick hinaus geht auf eine Mauer mit Stacheldraht.

Irgendwo hinter dieser Mauer warten sie, lauern sie: Poojas Onkel mit seiner Pistole. Poojas Bruder, der ihr befahl: „Jetzt sag mir den Namen des Jungen!“ Poojas Vater, der schrie: „Lüg mich nicht an!“ Poojas Cousin, der ihr drohte: „Wenn wir wollen, finden wir heraus, wer er ist und töten ihn.“

Etwa tausend Ehrenmorde gibt es jedes Jahr in Indien, schätzen Frauenrechtsorganisationen. Und gerade Haryana, der Bundesstaat im Norden, ist kein guter Ort für Liebende, bäuerlich, konservativ, patriarchalisch. „Mädchen gelyncht, Mann enthauptet“, so machte Haryana erst im September Schlagzeilen, wie so häufig. Deswegen hatte die Regierung von Haryana 2010 in jedem Distrikt Schutzräume einrichten lassen.

89 Paare sind 2012 in das Heim in Hisar geflüchtet, 74 Paare kamen dieses Jahr. Gerade haben zwei Frischverheiratete das andere Doppelbett in Poojas und Rajs Zimmer bezogen. Zum Glück gibt es die Woldecken, die sie über das Kopfteil ihrer Betten breiten können, als Sichtschutz. Manchmal müssen sich zwölf Paare zwei Räume teilen.

Sie alle haben sich in den falschen Menschen verliebt. Es gibt so viele verbotene Lieben in Indien, erlaubt nach dem Gesetz, aber gebrandmarkt von der Familie und der Gemeinschaft: Lieben zwischen Hindus und Muslimen, zwischen Jungs und Mädchen aus verschiedenen Kasten, die sich kennengelernt haben im Studium oder im Job. Das Paar in Poojas Zimmer stammt aus demselben Dorf. Sünde!, riefen die Dorfältesten. Sünde!, rufen sie auch, wenn zwei aus demselben Clan sich



Tor zu den Schutzräumen, Heimleiterin Raj Rani: *Bäuerlich, konservativ, patriarchalisch*

finden. Ein gemeinsamer Urahn mache diese Liebe zum Inzest, sagen sie, Bruder und Schwester dürften nicht miteinander leben wie Mann und Frau.

Die Dorfältesten wittern die Sünde überall, sie haben sich in die Moral verbissen, seit sie spüren, dass die Moderne neue Ideen und neue Wünsche in die Menschen pflanzt. Für sie sind Pooja und Raj Rebellen, die ein ganzes Gesellschaftssystem herausfordern, die Autorität der Alten, der Familie und der Gemeinschaft.

Dabei galt Pooja immer als anständiges Mädchen zu Hause. Sie trägt niemals Jeans. Sie häkelt gern und stickt. Sie besitzt kein Handy, das haben ihr die Eltern verboten. Und sie ist bekannt für ihre Ohrfeigen. Wenn Jungs blöde Kommentare machen, schlägt sie zu. Raj mochte Pooja von Anfang an, aber er fürchtete sie auch.

An einem Tag Ende Januar traute er sich endlich. Er folgte Pooja in das Café, in dem sie allein zu Mittag aß, und fing an zu singen: „Auf Englisch sagen wir: Ich liebe dich / Auf Gujarati sagen wir:

Ich liebe dich / Auf Bengalisch sagen wir: Ich liebe dich.“ Dann fragte er: „Was denkst du?“ Pooja antwortete: „Das werde ich dir später mitteilen.“

Drei Tage vergingen, dann, um zehn Uhr morgens an einem normalen Arbeitstag, ging Pooja zu Raj und sagte: „Ich interessiere mich nicht für Affären. Ich will wissen: Wirst du mich heiraten?“ Raj sagte sofort ja.

Vielleicht ist es heute nicht mehr so wichtig, was Pooja in diesen drei Tagen dachte, jetzt, da sie neben ihm auf dem Bett hockt, beim Sprechen kurz seine Hand berührt, sein Knie streichelt, sich an seine Schulter lehnt. Aber zu der Geschichte von Pooja und Raj gehört auch, dass Pooja in diesen drei Tagen erfuhr, dass ihre Eltern gerade dabei waren, einen anderen Mann für sie auszusuchen, reich, aber ungebildet.

Schließlich ist die Hochzeit ein Bündnis zwischen zwei Familien in Indien, es geht um Status und Harmonie in der Sippe, nicht um die Gefühle von Mann und Frau. Pooja musste sich zwischen zwei Leben

entscheiden, musste abwägen, welches das bessere wäre. Sie setzte auf eine Zukunft mit Raj, dem netten Kollegen aus dem Büro.

Was bedeutet Liebe für euch?

„Vertrauen“, sagt Pooja.

„Einander glücklich zu machen“, sagt Raj.

Nicht dass indische Eltern etwas gegen die Liebe hätten. Sie darf sich einschleichen, aber das soll sie erst nach der Hochzeit tun. Die Liebe bekommt ihren Platz zugewiesen, sie nimmt ihn sich nicht. Das, was Pooja und Raj verbindet, ist in den Augen vieler nur eine Liaison, getrieben von Lust, ein Verstoß gegen die Sittsamkeit. Und damit vor allem Poojas Problem.

„Die Ehre jeder Familie ist an das Mädchen geknüpft“, sagen die Menschen hier.

Deswegen müssen manchmal auch nur die Töchter sterben, so wie Meenakshi, 19 Jahre alt, erdrosselt. Ihre Asche wurde in einen Fluss gestreut, ein paar Tage nur nach Poojas und Rajs Hochzeit. Für die Eltern ist der Mord kein Verbrechen, sondern ein Opfer. Sie töten das eigene Kind, um die Moral der Gemeinschaft hochzuhalten. Sie strafen, weil die ganze Sippe an Ansehen verloren hat und erst mit dem Tod der Makel getilgt ist. Sie werden zum Henker, weil sie glauben, dass sie den Willen der Dorfältesten vollstrecken.

Ob die Alten auf ihren Versammlungen wirklich anstiften zum Mord oder ihn nur gutheißen, wer weiß das schon?

Die Angst treibt die Liebenden zum Staat: 2010 waren es noch 366 Paare in Haryana, die das Gericht um Polizeischutz baten, zwei Jahre später schon 1345. Auch Pooja wusste, warum sie Raj drängte, sofort nach der Vermählung zu fliehen.

Die Stunden ziehen sich, seitdem sie hier sind. Um neun Uhr kommt das Frühstück, das Essen stiftet das Rote Kreuz. Dann huscht Pooja kurz hinaus in den Hof um abzuwaschen, ein paar Minuten Sonnenlicht mit Schmetterlingen und grünen Papageien, bevor sie wieder gemeinsam auf ihrem Bett herumlungern.

Zum Glück hat Raj seinen Laptop mitgenommen auf die Flucht. Viermal sahen sie sich einen Animationsfilm an mit singenden Dschungeltieren, einmal „Final Destination“. Explosion, Strangulation, Enthauptung, 94 Minuten lang. Raj grinst. Sie drehen sogar ihren eigenen Liebesfilm. Wie Pooja ihr Haar kämmt. Wie Raj Pooja hilft, ihren Sari richtig anzulegen.

Was gefällt dir an Pooja, Raj?

„Sie kocht gut. Sie ist intelligent. Sie hat ein weiches Herz.“

Was gefällt dir an Raj, Pooja?

„Er kümmert sich um mich. Er ist wie meine Mutter.“

Ihre Mutter, die dem Vater auftrag, Süßigkeiten zu besorgen, mitten in der Nacht, nur weil Pooja darum bat, fünf Jahre war sie damals alt, Mamas kleines Mädchen.

Doch es war auch ihre Mutter, die sie als halsstarrig beschimpfte und der Familie empfahl, den alten Plan jetzt endlich durchzuziehen, die widerspenstige Tochter so schnell wie möglich wegzugeben, zu verheiraten an einem anderen Ort. Das war an jenem Tag, als alles aufflog,

stellt, einem Witwer, einem Alten, einem Verkrüppelten.

Eine Frau hier in den Schutzräumen hat schon versucht, sich umzubringen. Seitdem kontrollieren die Wachen das Gepäck der Paare noch schärfer. Messer sind verboten, die jungen Männer müssen sich unter Aufsicht rasieren.

Die Leiterin des Heims, eine Polizistin, hat seinerzeit selbst aus Liebe geheiratet, einen Polizisten aus einer anderen Kaste, sieben Jahre musste sie ihrer Familie fernbleiben. Sie weiß, wie Pooja sich fühlt, und sie ermahnt sie: Sich zu verlieben ist einfach, die Liebe zu bewahren schwierig. Denn natürlich vergrößert das Drama das Gefühl, abgeschlossen von der Welt gibt

es nur Pooja und Raj und Raj und Pooja, das Versprechen soll aber ein Leben lang gelten.

Die Polizistin spricht wie eine Mutter. Doch es gibt auch die Kollaborateure in Uniform. Als Meenakshi, jenes Mädchen, das neulich sterben musste, von zu Hause floh, half angeblich ein Polizist dabei, es aufzuspüren. Der Mann war ein Verwandter des Vaters.

Pooja reibt die schwarzen Perlen ihrer Hochzeitskette zwischen den Fingern, Rajs Geschenk. Glitzernd hängt ihr der steinbesetzte Anhänger über der Brust, viel zu mächtig für ihren zarten Oberkörper, schwer wie eine Last.

Knapp acht Monate lagen zwischen dem Tag, an dem Raj sein Liebeslied im

Café sang, und ihrer Vermählung. Immer wieder hatten Zweifel Pooja heimgesucht, bis Raj im September beschloss, seine Pooja auf die Probe zu stellen. Er schickte ihr eine SMS auf ein Handy, das sie sich heimlich geliehen hatte, und schrieb im Namen seines Bruders: „Raj hat sich selbst verletzt. Überall ist Blut.“ Was würdest du jetzt tun?

Sie unterbrechen sich gegenseitig, während sie ihre Geschichte erzählen, die das Zeug für einen Bollywood-Film hätte.

Sie schrieb zurück, wahnsinnig vor Sorge: „Wie geht es ihm?“ Aber er ließ sie warten. Am vierten Tag endlich bestellte er sie zu einer Kreuzung, und sie kam, in bunt gepunkteten Pluderhosen, ein silbernes Handtäschchen unter dem Arm, entwischt durch die Hintertür ihres Elternhauses.

Spring auf, schrie Raj, und er fuhr und fuhr, 35 Kilometer, ohne anzuhalten. Warte ab, ich werde dir alles erklären, rief er in den Fahrtwind, und er schaffte es sogar noch, dem Priester an einer Ampel eine SMS zu schicken: Wir kommen! Irgend-



Inderin in Hisar: Die Moral der Gemeinschaft hochhalten

als ein Freund des Vaters sie dabei beobachtete, wie sie von Rajs Mofa stieg, und Pooja plötzlich als eine Tochter dand, die Schande bringt.

Es war ihre Mutter, so erzählt Pooja es, die ihr diesen fürchterlichen Satz entgegenschleuderte, als sie nach der heimlichen Hochzeit mit Raj telefonierten: „Nie wieder will ich dich sehen. Noch nicht einmal an meinem Sterbebett.“

Pooja wendet sich ab, wischt sich die Tränen mit dem Handtuch aus dem Gesicht. „Trink Tee!“, sagt Raj. „Nimm einen Keks.“

Pooja hat es gewagt, frei zu entscheiden. Doch vielleicht muss sie diese Freiheit mit lebenslanger Unfreiheit bezahlen. Denn sie ist jetzt allein, angewiesen auf Raj, abhängig von ihrer Schwiegermutter, in deren Haus sie später wohnen wird – falls wenigstens Rajs Eltern ihnen vergeben. Und selbst wenn sie zurückkehrte zu ihren Eltern, selbst wenn die ihr nichts antäten, das Beste, was gefallene Mädchen erwartet, ist die schnelle Hochzeit mit einem Mann, der keine Ansprüche

VIVEK SINGH / DER SPIEGEL



Beste Gründe für das Arbeiten bei Audi:

Unsere Quote? 100 % Persönlichkeit.

»Beste Gründe bei Audi zu arbeiten« sind so vielfältig wie jeder unserer weltweit rund 70.000 Mitarbeiter. Wir sind davon überzeugt, dass die verschiedenen Persönlichkeiten, die bei uns arbeiten, das Entwickeln von Innovationen ermöglichen. Deshalb stehen sie für uns im Mittelpunkt, wenn es darum geht, im Team etwas zu erreichen, verantwortungsvoll zu führen und die Marke Audi mitzugestalten.

Das bestätigt auch Regina Jost, Leiterin im Modellbau, wenn sie gemeinsam mit ihren Mitarbeitern an den Modellen von morgen arbeitet. Ihr Motto: »Ich stehe zu 100 Prozent hinter meinem Team.«

Mehr erfahren unter: www.arbeiten-bei-audi.de



Beste Gründe bei Audi zu arbeiten
finden Sie auch hier.



Kraftstoffverbrauch in l/100km kombiniert: 5,2 ;
CO₂-Emissionen in g/km kombiniert: 137

wann hielt er am Straßenrand, sie schlug auf ihn ein, fauchte, sie wolle nach Hause, sie habe Angst, solche Angst, um ihn, um sie, um ihre Eltern, die sich die Schmähen der anderen würden anhören müssen. Raj aber flehte: „Ich kann nicht leben ohne dich!“

Er führte sie zu einem Imbiss, kaufte ihr eine Flasche Mountain Dew, denn in seinem Kopf spukte diese Werbung herum, Gewitter über einer Felswand, Männer am Abgrund, Panik, die Limonade bringt die Erlösung. „Jenseits der Angst liegt der Sieg“, heißt es im Spot. Vielleicht hilft's, dachte Raj.

Pooja kramt in ihrer Tasche, reicht Raj die Papiertüte mit dem Beweis ihrer Liebe und dem Beweis ihres Verbrechens: den traurigsten Hochzeitsfotos der Welt. Pooja und er an einem geheimen Ort mit dem Priester, sie sitzen auf einer Matte im Schneidersitz, sie steckt ihm Süßigkeiten in den Mund, kein Lächeln, nur Härte in Poojas Gesicht.

Pooja und er umrunden ein kleines Feuer auf dem Steinfußboden, er in Strümpfen, sie barfuß, kein Lächeln. Ein einziges Bild gibt es von ihnen – sie hängt ihm gerade eine Blumengirlande um den Hals –, da verziehen sich ihre Lippen zu einem halben Grinsen, und in ihrer beider Blick liegt etwas Verschwitztes, da waren sie Komplizen der Liebe.

„Ich musste all das tun“, sagt Raj. Denn es gibt noch eine andere, dunkle Seite der Geschichte: Als der Onkel, der Cousin, die ganze Familie auf Pooja einredeten, schluckte sie Schlaftabletten. Sie wollte lieber sterben, als Rajs Namen zu verraten. Und als sie wieder aufwachte, entdeckte sie Armreifen an ihrem Handgelenk, einen Ring am Finger, eine Goldkette um den Hals. Sie sei nun verlobt, erklärte ihr die Tante, mit einem Jungen aus ihrer Kaste.

Noch nicht einmal zur Arbeit ließen die Eltern sie gehen, sie sperrten Pooja in ihr Zimmer, und Raj wusste, jetzt bliebe ihnen nicht mehr viel Zeit. Er setzte darauf, dass Pooja sich im Zweifel für die Liebe entscheiden würde, für eine Liebe, die mit den Opfern, die sie füreinander brachten, gewachsen war.

Der Morgen der Entscheidung ist angebrochen, Pooja und Raj haben ihre Habseligkeiten zusammengepackt, Seife, Haaröl, ein paar Kleidungsstücke, mehr haben sie nicht für ihr neues Leben. In ein paar Stunden werden sie das erste Mal wieder mit ihren Familien zusammentreffen: Die Polizei hat Poojas und

Rajs Eltern überzeugt, zu einem Beratungsgespräch mit einem Beamten zu kommen, der Staat versucht zu vermitteln. Gibt es doch noch einen Weg zur Versöhnung?

Raj hat schon mit dem Anwalt zusammengesessen, der ihnen hilft, ein Dokument zu verfassen, das sie der Polizei übergeben wollen: Wir brauchen keinen weiteren Schutz und verlassen diesen Zufluchtsort, steht darin. Fast 30 000 Rupien, rund 360 Euro, hat Raj für die Heiratsurkunde vom Tempel bezahlt, die Honorare für Anwälte schwanken zwischen 20 000 und 50 000 Rupien. Außerdem muss Raj noch fünf Liter Milch an einen Shiva-Tempel spenden. Das hat er gelobt, für den

wohnt, hat den Bräutigam angezeigt, der Entführung bezichtigt. Ein alter Trick, so werden aus Liebhabern polizeilich gesuchte Kidnapper und Vergewaltiger.

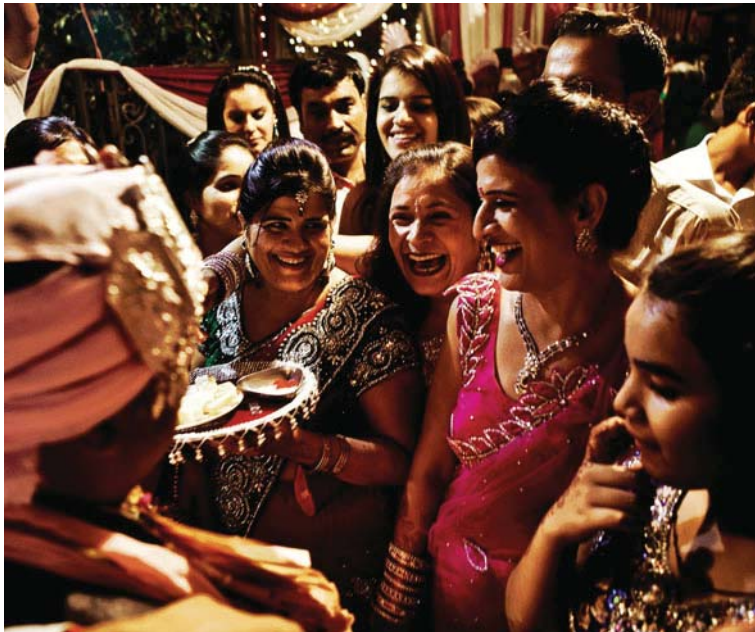
Und dann gibt es noch diesen einen Gedanken, den unaussprechlichen: Was ist, wenn die Eltern sie zwar mit freundlichen Worten ködern, doch die ausgebreiteten Arme nur Hinterhalt sind? So war es wohl bei Dharmender und Nidhi, nach Hause gelockt und ermordet. Darf man den Menschen, die einen behütet und großgezogen haben, noch trauen?

„Pooja“, beginnt Raj. Aber Pooja achtet nicht auf ihn, sie kann nicht aufhören zu reden, ihre Augen glänzen. „Jetzt sind die Probleme vorbei“, sagt sie. „Jetzt wol-

len wir ein gutes Leben.“ Zwei Kinder, ein Mädchen, ein Junge, und eine eigene Computerschule, das ist ihr Plan.

Pooja hat sich die Zehennägel blutrot lackiert, die Haare ordentlich aus der Stirn gekämmt, sie weiß, was sie sagen will: Mutter, verzeih mir. Sie wird ihre Mutter umarmen, gewiss, sie hat sich so gesehnt nach ihr in all den Wochen, jetzt sind es nur noch wenige Stunden, bis sie sie wieder sieht. Es wird alles gut werden, natürlich, ihre Mutter wird verstehen, was sie tat, warum sie es tat, sie wird ihr vergeben, sie ist doch ihre Mutter.

Das Polizeiauto ist vorgefahren, mit Blaulicht, Raj tritt in den Hof, er trägt sein bestes Seidenhemd, dazu



Hochzeitsfeier in Haryana: Ein Bündnis zwischen zwei Familien

Fall, dass Pooja tatsächlich seine Frau wird.

Vielleicht, Raj wagt kaum, sich das vorzustellen, können sie irgendwann sogar ein zweites Mal Hochzeit feiern, zusammen mit den Verwandten. Es wäre ein Fest, das Raj mit der Gesellschaft versöhnen würde. Dann könnte er auch endlich „verheiratet“ in sein Facebook-Profil eintragen, noch hat er sich das nicht getraut.

Raj will jetzt allein sein mit Pooja, er will ihr noch ein paar Dinge sagen, sie vorbereiten auf alles, was gleich passieren kann beim Beratungsgespräch. Dass ihre Eltern ihr vielleicht drohen werden: Komm nach Hause! Sonst nehmen wir Gift! Dass sie trotzdem stark sein muss. Bei ihm bleiben muss. Er starrt auf den Boden, knipst den Verschluss seiner Armbanduhr auf und zu, auf und zu.

Kann er sich sicher sein, dass Pooja ihre Liebe nicht später verleugnet? Ist seine Pooja anders als die Mädchen, die irgendwann zusammenbrechen und nachplappern, was ihnen die Eltern einflüstern? Der Vater der Braut, die im Zimmer nebenan

die schwarze Hose vom Hochzeitstag. Er hat seine Sporttasche geschultert, läuft vor, Pooja folgt ihm langsam und ernst. Sie ist schon fast am Wagen, da kniet sie sich plötzlich auf den Asphalt, berührt die blankpolierten Schnürschuhe der Polizistin, und die legt ihre Hand auf Poojas Kopf und wünscht ihr ein schönes Leben. Dann steigt Pooja zu Raj hinten ins Auto, sie sitzen nebeneinander, winken. Die Wache öffnet das Vorhängeschloss. Das Tor geht auf für Pooja und Raj.

Ein paar Stunden später hinterlegen Poojas Eltern bei der Polizei ein amtliches Schriftstück, besiegelt mit ihrer Unterschrift. Punkt eins: Pooja gehört nicht mehr zur Familie. Punkt zwei: Sie werden dem Paar nichts antun.

Pooja hatte Glück. Sie wurde nur verstoßen. Wenn es gutläuft für Pooja und Raj, dürfen sie überleben.



Video: Hochzeitsnacht hinter Gittern

spiegel.de/app452013indien
oder in der App DER SPIEGEL

WIR MÜSSEN UNS LEIDER BEDECKT HALTEN.

DER GESETZGEBER VERPFLICHTET UNS,
UNSERE SPIELSTÄTTEN BLICKDICHT ZU BEKLEBEN.

**KEIN SPIEL
OHNE REGELN.**



Mehr Infos unter www.automatenwirtschaft.de

Spielteilnahme erst ab 18 Jahren. Übermäßiges Spielen ist keine Lösung bei persönlichen Problemen. Beratung/Info Tel.: 0180/1372700 (City-Tarif).

SPANIEN

Spätes Recht

Madrid steht eine Welle von Klagen bevor. Franco-Opfer versuchen, mit Hilfe einer argentinischen Richterin, Verbrechen der Diktatur aufzuarbeiten.

Viermal wurde der Student José María Galante verhaftet. Jedes Mal verhörten ihn Polizisten in den Kellern der Generaldirektion für Sicherheit an der Puerta del Sol in Madrid. Dort, wo heute die Regionalregierung sitzt, wurde er gefoltert. Zehntausenden, die gegen die Diktatur kämpften, erging es ähnlich in den letzten Jahren des Franco-Regimes.

Der Wirtschaftsjournalist Manuel Blanco Chivite wurde im Juli 1975 geschnappt, als er Flugblätter verteilte. Die Schergen in Sol hieben mit Keulen auf seinen Rücken ein, sie steckten ihn in einen nassen Overall in die eiskalte Zementzelle und quälten ihn mit Elektroschocks. Ein militärisches Schnellgericht verurteilte Chivite ohne Beweise mit fünf weiteren zum Tode. Einer seiner Mitstreiter wurde, nur drei Monate bevor der Diktator am 20. November starb, hingerichtet, er dagegen begnadigt zu 35 Jahren Haft.

„Ich gelte noch immer als ein Verbrecher“, sagt Galante im Büro der Vereinigung ehemaliger Franco-Häftlinge. Wie Chivite kam er erst 1977 durch eine Generalamnestie frei. Der Mann mit dem weißen Haar haut mit der Faust auf den Tisch: „Aber unsere faschistischen Folterknechte wurden mit Orden behängt und befördert von Regierungen der Demokratie, für die wir gekämpft haben.“

Doch nun soll Schluss sein mit der Straffreiheit für die Helfer des Diktators. Die Richterin María Servini de Cubría von der Ersten Kammer des Bundesstrafgerichts in Buenos Aires hat Mitte September internationale Haftbefehle gegen vier ehemalige Polizisten ausgestellt, darunter auch Peiniger von Galante und Chivite. Zumindest zwei von ihnen leben noch, Jesús Muñecas und Juan Antonio González Pacheco. 38 Jahre nach Francos Tod verlangt die argentinische Justiz deren Auslieferung. Das „hat einen ungeheuren symbolischen Wert“, sagt Chivite.

Zwar lehnt der spanische Generalstaatsanwalt ab, sie verhaften zu lassen. Eine Auslieferung haben spanische Staatsbürger ohnehin nicht zu befürchten. Ein Richter am Nationalen Gerichtshof will aber beide Ex-Polizisten vorladen, um zu erfahren, ob sie bereit sind, freiwillig vor Servini auszusagen.

Bis heute haben die Spanier die Verbrechen, die das Franco-Regime seit dem Putsch gegen die gewählte Regierung der Republik im Juli 1936 bis zu den ersten

Franco-Minister verantworten müssen, darunter der Schwiegervater des heutigen Justizministers.

Anwältin Messuti hofft, dass die „Mega-Klage“ wegen Verschwindenlassens, Folter, Kindesentzugs und Zwangsarbeit ein „Mega-Resultat“ bringt. Die Opfer „wollen nicht Rache, sondern Gerechtigkeit“. Auf materielle Entschädigung komme es den meisten nicht an.

Seit 1998 der spanische Untersuchungsrichter Baltasar Garzón den chilenischen Ex-Diktator Augusto Pinochet in London festsetzen ließ, haben spanische Gerichte immer wieder universelle Rechtsprechung betrieben. Garzón hat gegen die argentinischen Militär-Juntas ermittelt, bis Präsident Néstor Kirchner die Schlusspunktgesetze aufhob. Doch als sich Garzón 2008 daranmachte, Nachforschungen über den Verbleib von etwa 114 000 verschwundenen Franco-Gegnern und mindestens 30 000 verschleppten Kindern von Oppositionellen anzustellen, wurde er im eigenen Land wegen Rechtsbeugung angeklagt.

Weil in Spanien der Rechtsweg versperrt war, reichten zwei in Argentinien lebende Opfer-Angehörige dort 2010 die erste Klage ein. Garzón hatte dem Franco-Regime einen „systematischen Plan“ zur Last gelegt, „um diejenigen Spanier einzuschüchtern“, die der gewählten Regierung der Republik treu waren, „indem man ihre Repräsentanten eliminierte“.

Es handle sich also um Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die weder verjährten

noch durch das Amnestiegesetz gedeckt seien. Diese Rechtsauffassung ist allerdings bei internationalen Völkerstrafrechtlern umstritten. So glaubt der Göttinger Professor Kai Ambos, dass „Rechtsstaaten ihre Vergangenheit selbst aufarbeiten sollten“.

Servini, die Garzóns Argumentation übernimmt, hat ihn im Mai als Zeugen angehört. Er ist zufrieden mit der argentinischen Revanche. Diese Woche wird er vor dem Menschenrechts-Komitee der Uno über den Umgang des spanischen Staats mit Verschwundenen berichten.

In seiner Heimat setzt sich der prominente Jurist für die Schaffung einer Wahrheitskommission ein. Die soll offiziell feststellen, was während des Franquismus passiert ist. Laut jüngsten Umfragen wollen das auch 69 Prozent der jungen Spanier zwischen 18 und 34 endlich genau wissen.

HELENE ZUBER



General Franco 1937: Systematische Einschüchterung

freien Parlamentswahlen im Juni 1977 an den linken Verlierern des Bürgerkriegs beging, nicht juristisch aufgearbeitet. Um einen friedlichen Übergang zur Demokratie nicht zu gefährden, stimmte die jahrzehntelang verfolgte Opposition einer Amnestie zu.

Nun aber rollt eine Klagewelle auf Spanien zu. In Buenos Aires hat Richterin Servini begonnen, den Mord am Präsidenten der katalanischen Autonomieregierung, Lluís Companys, und an weiteren 47 Politikern zu untersuchen. Anfang Dezember will sie neue Zeugen aus Spanien befragen. Das argentinische Außenministerium hat Botschaften und Konsulate beauftragt, Anzeigen einzusammeln und Videoaussagen zu ermöglichen. An die 200 Klageschriften haben unterdessen die in Madrid lebenden argentinischen Anwälte Ana Messuti und Carlos Slepoy schon aufgesetzt. Demnächst, so glauben sie, werden sich auch

OFFENE WORTE ZUM VERMÖGENSMANAGEMENT:

SPAREN KÖNNEN SIE SICH OFT SPAREN.

Viele konservative Sparanlagen führen zu einem realen Wertverlust. Denn die Renditen sind oft niedriger als die Inflation. Ist aber die zu erwartende Rendite höher, steigt wiederum auch das Risiko. Mit dem MLP Vermögensmanagement stellen Sie Ihr Vermögen individuell auf Ihre Risikobereitschaft ein. So hat Ihr Vermögen die Chance, wirklich zu wachsen. Lassen Sie sich jetzt beraten! MLP ist Ihr Partner in sämtlichen Finanz- und Vermögensfragen. Wir sind unabhängig und bieten Ihnen so die für Sie passenden Produkte der unterschiedlichsten Anbieter. **Mehr unter mlp.de**



Finanzberatung, so individuell wie Sie.



Grenzenloser Kinderwunsch

GLOBAL VILLAGE: Warum zwischen einem Gefängnis in Israel und dem Gaza-Streifen Sperma in Chipsdosen geschuggelt wird

Sein Bildnis säumt schon die schmale Sandstraße, die zum Haus der Familie führt. Zwischen Palmen und Bougainvilleen, am Zaun und an der Hauswand hängt sein Gesicht; riesig, bleich und beinahe bartlos.

Tamir, wir werden dich nie vergessen. Tapferer Tamir, wir lieben dich, steht auf den Plakaten.

Drinne sitzt Hana al-Saanin inmitten einer gemusterten Sofalandschaft, nippt am süßen Tee und freut sich, dass ihr morgen nicht mehr übel ist. Auch das Schwindelgefühl hat nachgelassen. Sie trägt ein langes schwarzes Kleid mit weißem Kragen, in der Körpermitte wölbt es sich. 22. Schwangerschaftswoche, ein Junge, er bewegt sich viel. Die Ärzte sagen, es gehe ihm gut. Die Schwangere hat schon einen Namen für ihren Sohn, Hassan soll er heißen, Abu Hassan ist der Spitzname ihres Mannes Tamir.

Hana al-Saanin ist 26 Jahre alt, sie lebt bei ihren Eltern in Beit Hanun, einer kleinen Stadt im Gaza-Streifen, nahe der israelischen Grenze. Tamir, ihr Mann, sitzt seit sieben Jahren im Gefängnis, in Israel.

Hana al-Saanin durfte ihn dort nie besuchen, das jüngste Foto, das sie von ihm besitzt, ist zwei Jahre alt – trotzdem ist sie nun schwanger von Tamir. Sein Sperma fand in einer Chipsdose den Weg nach Gaza, luftdicht verpackt. Sechs Stunden überlebten die Spermien außerhalb von Tamirs Körper; in der Dose versteckt entkamen sie den Gefängnismauern. Selbst die strengen Kontrollen am Grenzübergang zwischen Israel und dem Gaza-Streifen überstanden sie unbeschadet.

Gerade acht Wochen waren Hana und Tamir verheiratet, da stürmte eine Patrouille der israelischen Armee frühmorgens um sechs das Haus der Familie. Alle mussten sich auf den Boden legen, auch die Eltern, Soldaten durchsuchten die Zimmer. Schließlich verhafteten sie den damals 21-jährigen Tamir und zwei Brüder von Hana. Ein israelisches Militär-

gericht verurteilte Tamir kurz darauf wegen versuchten Mordes in vier Fällen; er soll Mitglied der Vereinigung „Islamischer Dschihad“ gewesen sein.

In israelischen Gefängnissen sitzen Tausende palästinensische Gefangene, zum Teil seit Jahrzehnten. Gescheiterte Selbstmordattentäter sind darunter, aber auch 14-Jährige, die irgendwann einmal Steine auf israelische Soldaten geworfen haben.

Vergangene Woche ließ die israelische Regierung 26 palästinensische Gefangene frei, die zum Teil bereits vor 1994 verhaf-

Kindes ihres inhaftierten Mannes wurde. Von da an reifte der Plan in Hana, sie stellte das Radio leiser, stieß einen kleinen Schrei aus und rief eine Freundin an.

Warum nicht?, fragte die bloß.

Danach wartete Hana darauf, dass ihr Mann sie anrief. Einmal die Woche dürfen sie miteinander sprechen. In den vergangenen Jahren verliefen diese Gespräche oft schleppend. Tamir erzählte vom öden Gefängnisalltag, sie von zu Hause.

Diesmal aber fieberte sie dem Gespräch entgegen, das Telefon klingelte,

und sie sagte: „Ich werde dir etwas vorschlagen, aber du darfst nicht überrascht und schon gar nicht entsetzt sein.“ Sie erzählte ihm, was sie im Radio gehört hatte, und von ihrem Plan. Tamir antwortete: „Ich wollte dir denselben Vorschlag machen.“

„Natürlich habe ich geholfen“, sagt Abdul Karim al-Hindawi, der Gynäkologe, in seiner Praxis in Gaza-Stadt. Hana al-Saanin sei eine ganz normale Frau, und jede Frau wolle ein Kind von ihrem Mann, wolle Mutter sein, auch wenn der Mann im Gefängnis sitze. Bei Hana sei es einfach gewesen, sie ist jung. Die Hormoninjektionen habe sie gut vertragen. Vier Eier hat Hindawi mit dem Sper-

ma aus der Chipsdose befruchtet, bei einem hat es geklappt.

Die Qualität der Spermien sei für sechs Stunden Überlandfahrt exzellent gewesen, sagt der Arzt. Über die Chipsdose hat er sich ein bisschen gewundert, schließlich soll Sperma, wenn überhaupt, am besten bei Körpertemperatur transportiert werden. Auf welchen Wegen genau Tamirs Samen aus Israel in den Gaza-Streifen kam, will seine schwangere Frau nicht sagen; es soll geheim bleiben. Sie freut sich jetzt auf ihr Kind und über die Wende, die ihr Leben nahm. Am Telefon haben sie und ihr Mann jetzt immer ein Gesprächsthema: Baby Hassan.

Es wird das erste Gefangenenbaby im Gaza-Streifen sein; im Westjordanland gibt es schon drei. Mindestens.

JULIA AMALIA HEYER



Schwangere Hana: Erstes Gefangenenbaby von Gaza

tet worden waren. Vor Aufnahme der Friedensverhandlungen mit den Palästinensern Ende Juli hatten die Israelis die Freilassung von insgesamt 104 Gefangenen zugesagt – eine Geste, die die Gespräche begünstigen sollte.

Tamir al-Saanin, Hanas Ehemann, wird von dieser Abmachung nicht profitieren, er soll erst in fünf Jahren freikommen. Das wäre dann vielleicht rechtzeitig zur Einschulung von Hassan, dem Baby, das gerade im Bauch seiner Frau wächst.

Nie hätte Hana al-Saanin gedacht, dass Tamir und sie ein Kind haben könnten, er im Gefängnis, sie zu Hause. Bis sie vor etwa anderthalb Jahren im Radio die Nachrichten hörte. Da erzählte eine Frau aus dem Westjordanland, wie sie dank geschuggeltem Sperma und anschließender In-vitro-Fertilisation Mutter des



Von: Julia Weiß
An: E.ON
Betreff: Speichertechniken

**Mal weht der Wind, mal nicht.
Gibt's 'nen Akku für grünen Strom?**

**Ja, Frau Weiß. Als erster Energie-
versorger können wir Windenergie
als Gas zwischenspeichern.**

Die Erzeugung aus Erneuerbaren Energien unterliegt natürlichen Schwankungen. Um diese auszugleichen, haben wir in Falkenhagen in Brandenburg eine der ersten Anlagen gebaut, die mit grünem Strom Wasserstoff erzeugt. Dieser kann im bestehenden Erdgasnetz zwischengespeichert werden und ist so immer und überall verfügbar – auch, wenn der Wind mal Pause macht. Mehr unter www.eon.de



Videos
zum Thema

e-on

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dahinter steckt
immer ein kluger Kopf.

www.faz.net

Jens Weidmann, Bundesbankpräsident



Carlsen

OLI SCARFF/BETTY IMAGES

SCHACH

Schild gegen Schwert

Magnus Carlsen war noch ein pickeliger Teenager, als er dem Inder Viswanathan Anand vor drei Jahren half, die Schachweltmeisterschaft zu gewinnen. Der

Norweger war damals Anands Trainingspartner, aber nun werden die beiden von Samstag an Kontrahenten sein: Dann spielen sie gegeneinander um die

Krone des Schachs. Das Duell geht über maximal zwölf Partien, es ist dotiert mit 2,55 Millionen Dollar und gilt als der bislang aufregendste Titelkampf – noch faszinierender als die Weltmeisterschaft 1972, Boris Spasky gegen Bobby Fischer, Russland gegen Amerika mitten im Kalten Krieg. Magnus Carlsen ist erst 22 Jahre alt und bereits einer der besten Spieler der Geschichte. Er steht auf Platz eins der Weltrangliste, noch nie hatte ein Schachspieler eine höhere Wertungszahl als er, 2872 sogenannte Elo-Punkte. Ein Wunderkind, das mit Schachprogrammen aufgewachsen ist und spielt wie ein Computer, kontrolliert, pragmatisch, auf Fehler wartend. Er hat alles gewonnen, was es zu gewinnen gibt, nur ein Erfolg fehlt ihm noch: die Weltmeisterschaft. Diesen Titel hält Anand, 43, seit 2007. Dreimal in Folge hat er ihn verteidigt. Er ist mit Schachbüchern groß geworden, und er spielt kreativ, aggressiv, dynamisch. Carlsen gegen Anand, das ist wie Schild gegen Schwert. Gespielt wird in Anands Heimatstadt Chennai, wo die Leute täglich für seinen Sieg beten. Der Inder, der sich zwei Monate lang in Bad Soden im Taunus vorbereitete, setzt auf Erfahrung. Er gilt als Experte des Matches über zwölf Partien, ein Turniermodus, der Carlsen nicht vertraut ist. Die Statistik jedoch spricht für den Herausforderer: Eine Simulation von 40 000 Partien, die frühere Begegnungen, Spielstärke und Turnierform berücksichtigt, räumt Anand kaum eine Siegchance ein – sie liegt zwischen 6,1 und 10,3 Prozent.

ZEITGESCHICHTE

Atteste für die Heirat

Der Sport sollte die Deutschen im „Dritten Reich“ nicht nur auf den Krieg vorbereiten, er war auch ein Instrument der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Der SS, der Elitetruppe des Reiches, dienten sportliche Wettkämpfe „der stetigen Ausmerzung alles Untüchtigen“, so sah es Heinrich Himmler, der Reichsführer SS. Der Potsdamer Sporthistoriker Berno Bahro hat die Geschichte des SS-Sports jetzt erstmals umfassend aufgearbeitet. Bahro beschreibt, wie Himmler die „Ausmerze und Auslese“ innerhalb der SS vorantrieb. Leistungssportler wurden in Stützpunkten ausgebildet, um eine „Sportelite unter dem Totenkopf“ zu schaffen, so nennt es der

Autor. Reinhard Heydrich, Chef des Sicherheitsdienstes, machte seinen Lieblingssport, das Fechten, in der SS zur Pflicht. Alle ihre Mitglieder muss-



Himmler 1936

BPK

ten ab 1936 das Reichssportabzeichen ablegen und durften ab 1937 ohne diesen Nachweis nicht mehr heiraten. Viele der selbsternannten Herrenmenschen hatten damit durchaus ihre Probleme und ließen sich Atteste ausstellen. Himmler selbst wollte ein Vorbild sein und versuchte 1936 in der Junkerschule Bad Tölz, das Abzeichen abzulegen – das Umschlagbild des Buches zeigt ihn beim Kugelstoßtraining. Sein Adjutant erklärte nach dem Krieg, der Reichsführer SS habe die Auszeichnung „seinem sportlich unbegabten Körper in mühevollstem, monatelangem Training“ abgerungen. Himmler erhielt sein Abzeichen, allerdings wurden die Ergebnisse laut Zeitzeugen manipuliert.

Berno Bahro: „Der SS-Sport. Organisation – Funktion – Bedeutung“. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn; 328 Seiten; 44,90 Euro.



FUSSBALL

Finstere Stunden

Im Nordosten Brasiliens lynchten Dorfbewohner einen Schiedsrichter, der einen Spieler niedergestochen hatte. Das Ausmaß der Gewalt ist verstörend in dem Land, das im kommenden Jahr die größte Fußballparty der Geschichte feiern will.

Otávio Jordão da Silva Cantanhede, 19 Jahre alt, Viehtreiber von Beruf, packte seine Fußballschuhe und eine Flasche Wasser in einen Rucksack. Und ein Messer. Dann verließ er die Hütte, in der er mit seiner Freundin Clícia lebte. „Zum Finale bin ich zurück“, rief er ihr noch zu, ehe er auf sein Fahrrad stieg. Otávio nahm den Feldweg. Nach drei Kilometern war er beim Fußballplatz von Centro do Meio angelangt, einer Siedlung mit rund 250 Einwohnern zwischen Maniokfeldern und Rinderweiden im heißen Nordosten Brasiliens.

Josemir Santos Abreu, 30, beim Postamt der nahe gelegenen Provinzstadt Pio XII als Putzmann angestellt, erreichte den staubigen Hartplatz etwas später als

Otávio. Eigentlich wollte er sich an diesem Sonntagnachmittag vor dem Fernseher auf das Spiel einstimmen, das um sieben Uhr im Maracanã-Stadion von Rio de Janeiro begann und auf das ganz Brasilien seit Tagen hinfieberte: das Finale des Confederations Cup gegen Spanien, die Generalprobe für die Fußball-WM im kommenden Jahr.

Doch Josemir, Linksaußen von Centro do Meio, torgefährlich und laufstark, wurde gebraucht von seinem Team, das sich „Veteranen“ nennt. Ein Stürmer war ausgefallen. Also ließ Josemir sich von seinem Cousin die Fußballschuhe und machte sich auf den Weg. Eine „Pelada“ stand an, ein Spiel gegen eine Mannschaft aus Pio XII, junge Kerle. Da konnte er nicht kniefen.

Pelada, „Halbnackten-Kick“, nennen die Brasilianer den Hobbyfußball auf Hinterhöfen oder Dorfplätzen, bei dem viele mit freiem Oberkörper spielen, weil ihnen die Trikots zu teuer sind. Es ist die Wiege ihres Fußballs und eine Schule, die fast alle Stars des Landes auf dem Weg nach oben durchliefen: Spiele auf Tore ohne Netz, oft barfuß, bei denen Tricks und Finten so wichtig sind wie der Sieg. Für Millionen Menschen bilden die Peladas das einzige Wochenendvergnügen, ob in den Armenvierteln der Metropolen oder entlegenen Dörfern.

Es war Sonntag, 30. Juni, kurz vor vier Uhr, als in Centro do Meio die Pelada begann. Als drei Stunden später das Confed-Cup-Finale in Rio de Janeiro ange-



JENS GLÜSING / DER SPIEGEL

pfiffen wurde, das Otávio und Josemir unbedingt im Fernsehen verfolgen wollten, waren die beiden tot. Josemir wurde bei der Pelada erstochen. Otávio wurde enthauptet.

Das Ausmaß der Brutalität, die sich an jenem Tag in Centro do Meio entlud, ist verstörend. Das größte Land Südamerikas, eine aufstrebende und fortschritts-gläubige Nation, empfängt in etwas mehr als einem halben Jahr den Rest der Welt zur größten Fußballparty der Geschichte. Doch das Spiel, das die Brasilianer lieben wie kein zweites, legt eine Neigung zur Gewalt offen, die alle Schichten ihrer Gesellschaft durchdringt.

* José Raimundo Rodrigues Cantanhede mit einer Aufnahme seines Sohnes Otávio.

Was in dem Örtchen geschah, das rund 1350 Kilometer nördlich der Hauptstadt Brasília im Bundesstaat Maranhão liegt, lässt sich gut rekonstruieren. Zwar schweigen die meisten Dorfbewohner, doch die unmittelbar Beteiligten äußern sich: die inhaftierten Täter, Angehörige der Opfer sowie der zuständige Kriminalkommissar in der Nachbarstadt Santa Inês.

Es war noch immer sehr heiß und schwül, als das Spiel begann, über 30 Grad Celsius bei hoher Luftfeuchtigkeit, jedes Team hatte eine Zweiliterflasche Limonade gespendet, die der Sieger bekommen sollte.

Josemir trug das rot-schwarze Trikot von Flamengo aus Rio de Janeiro, seinem Lieblingsclub. Otávio spielte in den Farben von Fluminense, dem Stadtrivalen Flamingos: Weinrot, Grün und Weiß. Nach 45 Minuten stand es noch immer 0:0.

Weil der Schiedsrichter in der zweiten Halbzeit mitspielen wollte, erklärte sich Otávio bereit, die Partie bis zum Ende zu pfeifen. Sein Knie schmerzte, sonntags zuvor hatte er sich bei einer anderen Pelada verletzt.

Kurz vor Ende des Spiels lieferte sich Josemir einen Zweikampf mit einem seiner Gegner, der wesentlich jünger war als er, er trat hart zu. Otávio pfiff ein Foul, er zeigte Josemir die gelbe Karte. Der fuhr ihn an: „Steck dir den Fuß in den Arsch!“ Otávio drehte sich um und zeigte Josemir nun Rot. „Du bist raus!“, rief er ihm zu.

Josemir, den seine Freunde „Mimi“ nannten, sei ein ernster, friedfertiger Mann gewesen, gläubig obendrein, sagt seine Frau Letícia. Sie ist Lehrerin an einer Grundschule in Pio XII, vor zehn Jahren hatten sie sich beim Karneval kennengelernt. Nur selten habe Josemir Alkohol getrunken, Fußball sei seine einzige Sucht gewesen. „Im ganzen Dorf war er beliebt“, sagt sie, „er tat keiner Fliege etwas zuleide.“

Doch jetzt, nach der roten Karte, die ihm Otávio gezeigt hatte, geriet Josemir außer sich. Er lief auf Otávio zu und rempelte ihn an, Otávio ging zu Boden. Als Otávio aufstand, blitzte in seiner Hand das Messer, das er zu Hause in seinen Rucksack gepackt hatte. Er hatte es im Hosenbund getragen. Zweimal stach er zu, in Brust und Schulter, Josemir brach zusammen. Schreie, Tumult. Ein Dutzend Spieler umzingelten Otávio, stießen ihn zu Boden, entrissen ihm das Messer und fesselten ihn mit einem Strick.

Josemir röchelte, er blutete stark, seine Frau lief herbei, sie nahm ihren Mann in den Arm. „Er sah mich an, aber sein Blick war nicht mehr von dieser Welt“, sagt sie mit Tränen in den Augen. „Ich sah, wie er sich verabschiedete.“ Sie drehte sich um zu Otávio. „Du hast mein Leben zerstört“, schrie sie, ihr war schwindlig.

Ein Freund brachte Josemir mit dem Auto ins Krankenhaus, eine Cousine fuhr auf dem Motorrad hinterher, Letícia auf der Rückbank. Als sie in Pio XII ankamen, war Josemir tot.

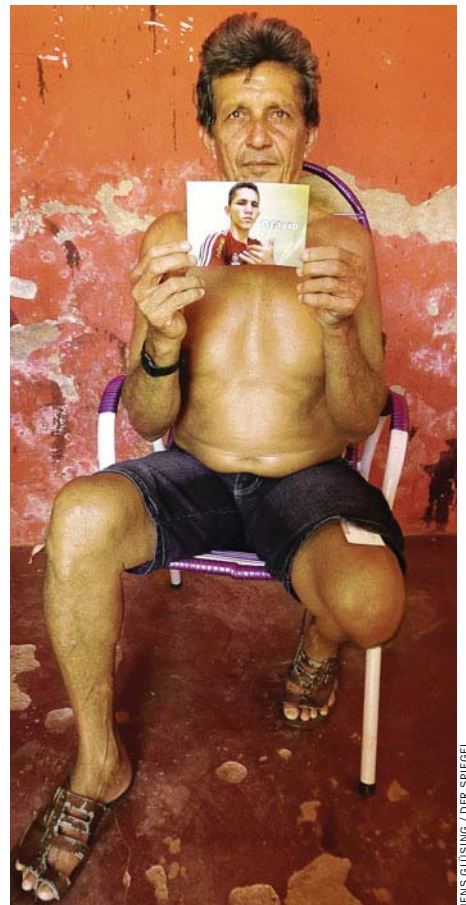
Letícia blieb bei dem Leichnam, ihre Cousine raste zurück zum Fußballfeld und berichtete, dass Josemir gestorben sei. Das ganze Dorf versammelte sich um den gefesselten Otávio, der im Gras neben dem Tor lag. „Ich wollte Josemir nicht umbringen“, stöhnte er leise.

Aber es war zu spät.

Einer trat ihn in die Rippen, ein anderer brach eine Latte aus dem Zaun und schlug sie ihm ins Gesicht. Otávios Bruder Jorge, der in der gegnerischen Mannschaft gespielt hatte, versuchte dazwischenzugehen. „Hau ab!“, rief ihm ein Mitspieler zu: „Lauf, bevor sie auch auf dich losgehen!“ Der Bruder floh.

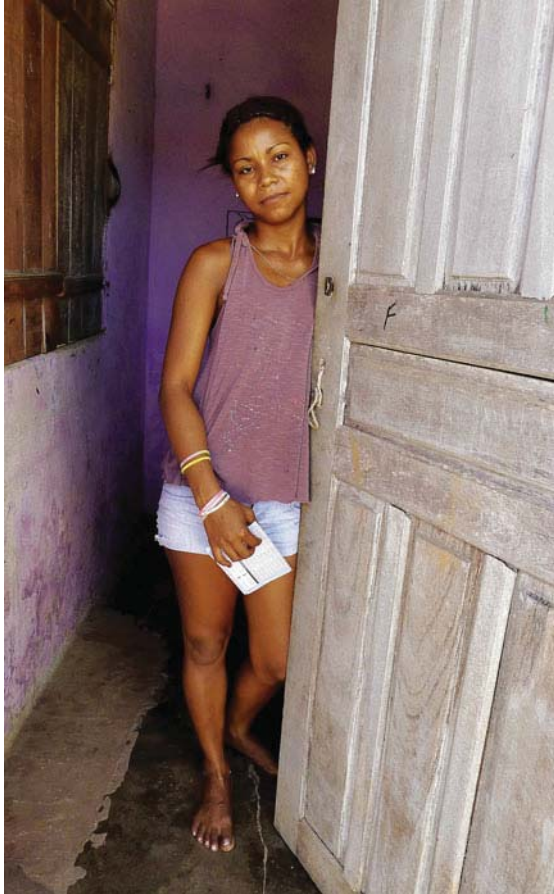
Ein Dorfbewohner alarmierte die Polizei: „Kommt schnell, sonst gibt es ein Unglück!“ Die Wache in Pio XII war nur drei Kilometer entfernt, doch die Beamten hatten es nicht eilig. Notrufe an Sonntagnachmittagen sind nichts Besonderes in der Umgebung, an fast jedem Wochenende werden die Polizisten zu Keilereien gerufen. Meist sind Drogen oder Alkohol im Spiel.

Es dämmerte inzwischen, Centro do Meio liegt knapp unter dem Äquator, um 18 Uhr wird es finster. Ein Cousin Jose-



JENS GLÜSING / DER SPIEGEL

Vater des gelynchten Schiedsrichters*
Die Polizisten hatten es nicht eilig



Freundin des toten Schiedsrichters*, Tatverdächtige: „Kommt schnell, sonst gibt es ein Unglück!“

mirs drängte sich nach vorn zu dem gefesselten Otávio. In der ersten Halbzeit hatte der Mann noch mitgespielt, dann war er runtergegangen vom Platz und hatte angefangen zu trinken. Er schwenkte eine Vierliterflasche „51“, einen billigen Zuckerrohrschnaps.

Mit voller Wucht schlug er Otávio die schwere Flasche über den Kopf. „Ich dachte, ich repräsentiere die Leute aus dem Dorf“, sagt er Wochen später im Gefängnis von Píó XII, er trägt Handschellen bei dem Gespräch. „Ich wollte für Gerechtigkeit sorgen.“ Dann sei er abgehauen. „Zu diesem Zeitpunkt lebte Otávio noch“, versichert der Schläger.

Nun brauste ein Mann auf seinem Motorrad heran, den sie wegen seiner weichen Gesichtszüge „Novinho“ nennen, Kleiner. Novinho, 31 Jahre alt, Vater zweier Söhne, hatte bei seiner Mutter ein frisches Hühnchen abgeholt und war auf dem Heimweg, aber die Kinder aus dem Dorf hatten ihm zugerufen: „Sie haben Josemir umgebracht!“

Novinho war ein Freund Josemirs. Er lenkte seine Honda bis an Otávio heran, der wehrlos am Boden lag. Dann gab er Gas und fuhr über Otávios Körper. Die Zuschauer johlten. Noch einmal. Wieder Gejohle. Und noch einmal. Dann sei er vom Motorrad gefallen, behauptet Novin-

ho. Sein Opfer habe er nicht persönlich gekannt, sagt er. „Ich weiß nicht, warum ich es getan habe, ich war betrunken.“

Zwei weitere Männer traten auf Otávio zu. Der eine hatte eine Sense in der Hand, der andere eine Machete. Mit mehreren Hieben schlug der Mann mit der Machete Otávio den Kopf ab. Die Zuschauer kicken sich den Schädel zu, als wäre er ein Fußball, dann spießte ihn jemand auf einem Zaunpfahl auf.

Die Einwohner von Centro do Meio weichen aus, wenn man sie auf die Selbstjustiz anspricht.

Der Mann mit der Sense säbelte anschließend die Beine von Otávios Torso ab und verstümmelte seine Arme, auch im Rücken klappte eine riesige Wunde. Zuschauer filmten den zerstückelten Körper mit ihrem Mobiltelefon, es war gegen 19 Uhr. Die Polizei war immer noch nicht da.

Erst eine weitere Stunde später kam ein Krankenwagen. Otávios Bruder hatte seine Tante alarmiert, sie war zum Krankenhaus in Píó XII gelaufen und hatte den Fahrer und eine Krankenschwester zusammengetrommelt. Die Tante nahm

Otávios Kopf vom Pfahl, die Krankenschwester sammelte die Beine und den Rumpf ein, im Krankenhaus setzten sie den Körper wieder zusammen.

„Der Mörder deines Mannes ist hier“, sagte jemand zu Josemirs Frau Leticia, die im Hospital noch immer an der Seite des Erstochenen saß. „Du brauchst dich nicht mehr zu rächen.“

Die Polizei hat mittlerweile den Mann festgenommen, der Otávio die Schnapsflasche über den Kopf schlug, sowie den Motorradfahrer, der Otávio mehrmals überrollte. Der Mann mit der Sense soll sich auf einer Insel in einem nahen Fluss versteckt haben, auch der Mann mit der Machete ist auf der Flucht. „Wir warten auf Verstärkung“, sagt Polizeikommissar Valter Costa. Es ist sein größter Fall.

Brasilien steht in der Mordstatistik weltweit an siebter Stelle, auf 100 000 Einwohner kommen mehr als 27 Fälle, etwa 1,1 Millionen Menschen sind in den vergangenen 30 Jahren in dem Land umgebracht worden. Kalte Zahlen. Er habe schon mit vielen Morden zu tun

gehabt, sagt Kommissar Costa, „aber noch nie wurde ein Opfer so zugerichtet“.

Alle großen brasilianischen Fernsehstationen berichteten ausführlich über das Verbrechen. In einigen Sendungen machten die Moderatoren Witze über den Blut- rausch bei der Pelada. Erklärungen hat niemand.

Die Einwohner von Centro do Meio weichen Nachfragen aus. Sie zucken mit den Schultern, wenn man sie auf die Selbstjustiz und den Lynchmord anspricht, niemand will etwas gesehen haben. Doch im Internet zirkulierten bereits in den Tagen nach der Tat die Videos und Fotos von dem Zerstückelten. „Alle haben zugesehen“, sagt Luis, der Mann mit der Vier-Liter-Schnapsflasche, im Gefängnis.

In den Wochen nach der Tat lag der Fußballplatz, umgeben von Palmen und Mangobäumen, verwaist da. Es sollte Gras darüberwachsen. Den Zaunpfahl, auf dem sie Otávios Kopf aufgespießt hatten, riss der Besitzer des Grundstücks heraus.

Dann trommelte der Chef der „Veteranen“, der auch den Billardclub im Ort betreibt, seine Spieler zusammen. Sie mähten das Gras und reparierten die Tore. Dann spielten sie Fußball. Jetzt sieht es auf dem Platz in der Dorfmitte Centro do Meios wieder aus, als wäre nie etwas passiert.

JENS GLÜSING

* Clécia de Souza Galvao in ihrer Hütte in Píó XII.

So nah, so fern.

· Ruderhof Spitze, Stubai Alpen · Tirol schickte sieben Fotografen auf die Reise, einen neuen Zugang zum Entdecken des Landes zu gewinnen. Mehr Informationen unter: www.sightseeing-tirol.com



Bergwinter Tirol

· www.tirol.at

Tirol / Herz der Alpen

RENNSPORT

Ende Legende

Weltmeister Sebastian Vettel könnte bald zum erfolgreichsten Fahrer der Formel-1-Geschichte aufsteigen. Aber er hat keine Chance mehr, ein Idol zu werden.

Der aufregendste deutsche Formel-1-Rennfahrer heißt nicht Sebastian Vettel, sondern Daniel Brühl. Ein Schauspieler. Brühl gewinnt einen Weltmeistertitel, stirbt danach fast bei einem Feuerunfall und setzt sich, von Brandnarben entstellt, wieder hinters Lenkrad seines Ferrari. In einem dramatischen Finale verliert er den Titel, weil er im Regen um sein zurückgewonnenes Leben fürchtet und aussteigt. Champion wird ein englischer Draufgänger, der sein Geld für Partys, Frauen und Alkohol ausgibt. Den Rest verprasst er.

So wild war die Formel 1 in den Siebzigern wirklich. Diese Ära blüht im Kinofilm „Rush“ auf, in Deutschland haben ihn bisher eine halbe Million Menschen gesehen. Brühl spielt darin Niki Lauda, es geht um dessen Duell mit James Hunt im Jahr 1976. Erzählt wird eine wahre Geschichte, sie handelt von Rivalität, Todesgefahr, Männlichkeit, Lebensgier, Sex. Mit dieser Energie lud sich die Formel 1 damals auf. Hollywood brauchte nur zuzugreifen.

Der Film ist eindrucksvoll, weil er den Kontrast zum modernen Rennsport setzt. „Rush“ zeigt, was verlorengegangen ist. Und warum jemand wie Vettel nicht zur Kinofigur taugt. Vettel erhielt eher einen Nobelpreis für angewandte Physik als einen Oscar für die beste Drehbuchvorlage.

Die Karriere des Zimmermannssohns aus Heppenheim verläuft atemberaubend. Vor einer Woche hat er seinen vierten WM-Titel gewonnen, mit erst 26 Jahren schickt er sich an, sämtliche Erfolgsrekorde der Formel 1 zu brechen. Vettel steckt Energie zielgerichtet in das, was er tut. Bei ihm dreht sich alles um Fitness, Präzision, Ehrgeiz, um Perfektion also, und es scheint, dass er von Jahr zu Jahr besser wird. Aber das ist eindimensional, fade.

Die Formel 1 bedient sich gern ihrer Legenden und Heldenbiografien vergan-

gener Jahrzehnte, aber sie produziert keine neuen. Ein Mythos lässt Raum für Phantasie, Rennfahrer aber bieten dafür keine Ansätze mehr. Sie sind dauerhaft präsent in den Medien und schotten ihr Restleben meist ab. Ihr Sport ist entzaubert. Es gibt für fast alles eine logische, technische Erklärung, für Defekte wie für Bestzeiten, für Siege und Niederlagen. Die Analyse hat die Mutmaßung gekillt.

Von Laudas Crash auf dem Nürburgring existiert ein verwackelter, tonloser

dazu, das hat den Mythos befeuert. Rennfahrer starben eben. Sie verbrannten, verbluteten, wurden zerquetscht, erschlagen, von schlampig verschraubten Leitplanken enthauptet oder zerteilt. Sicherheit ist ein Triumph der Piloten, sie haben ihn sich mühsam erkämpft. Todesmut ist als Teil der Arbeitsplatzbeschreibung überflüssig geworden.

Weil das Leben schon morgen vorbei sein konnte, hatte sich James Hunt alles genommen, was das Leben hergab. Hunt mag der auffälligste Partyhengst gewesen sein, aber er war einer von vielen. Heute käme er nicht einmal bis in die Formel 1. Karrieren, die dorthin führen sollen, werden geplant wie Businessmodelle. Der Weg durch die Nachwuchsklassen kostet viel Geld, Sponsoren werden gesucht, und sie haben wenig Sinn für Schwerenöter, die ein bisschen Spaß haben möchten. So gesehen macht Vettel alles richtig. Er raucht nicht, trinkt kaum, und nach allem, was man so mitbekommt, geht er gern pünktlich ins Bett.

DIEGO AZUBEL / EPA / DPA



Formel-1-Weltmeister Vettel: Angewandte Physik



KEystone / GETTY IMAGES

Idole Lauda, Hunt 1978: Alles, was das Leben hergab

Super-8-Film, zufällig hatte ein Zuschauer die Kamera draufgehalten. Am Ferrari brach wohl eine Radaufhängung, genau weiß es niemand. Vettels Auto ist so vollgestopft mit Sensoren, dass die Laptops der Ingenieure es sogar melden, wenn der Reifendruck um Millibar absinkt.

Es geht auf der Rennstrecke nicht mehr um Leben und Tod, das größtmögliche Drama. Die Autos sind sicher geworden. Wenn Vettel zum Start in den Kohlefaserrumpf gleitet, kann er damit rechnen, heil wieder auszusteigen, selbst wenn er mit Karacho von der Strecke flöge. Zu Laudas und Hunts Zeiten gehörte der Tod

liegt in Reichweite. Red Bull Racing hat das bestbesetzte Technikerbüro, 600 Mitarbeiter und den höchsten Jahresetat, etwa 230 Millionen Euro. Vettels Erfolgshunger ist noch lange nicht gestillt.

Unterdessen macht Hollywood damit weiter, die Welt des Rennsports für sich zu entdecken, und dreht den nächsten Film. „Go Like Hell“ soll er heißen, mit Tom Cruise in einer Hauptrolle. Es geht um die Rivalität zwischen Ferrari und dem Autogiganten Ford, und auf der Strecke von Le Mans spitzt sie sich zu.

Es ist ein Drama aus dem Jahr 1966.

DETLEF HACKE

Genießen Sie uns digital



mit allen Sinnen.

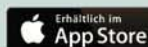
SZ Digital



Die Zeitungsapp für Tablet & Smartphone.

- ▶ **Flexibel:** Layout passt sich der Bildschirmgröße Ihres Geräts an
- ▶ **Synchron:** Gemerkte Artikel auf allen Geräten weiterlesen
- ▶ **Aktuell:** Abendausgabe ab 19 Uhr, aktualisierte Ausgabe ab 23 Uhr
- ▶ **Multimedial:** Interaktive Grafiken, Videos, Bildergalerien & Tondateien
- ▶ **Ein SZ Digital-Zugang, überall lesen:** Inkl. E-Paper mit PDF-Download

SZ Digital – hier erhältlich:



Jetzt testen: sz.de/2013-test

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung

Miss dich mit den Besten!

Bewirb dich beim SPIEGEL-Schülerzeitungspreis 2014.
Mach mit unter www.spiegel.de/schuelerzeitungen

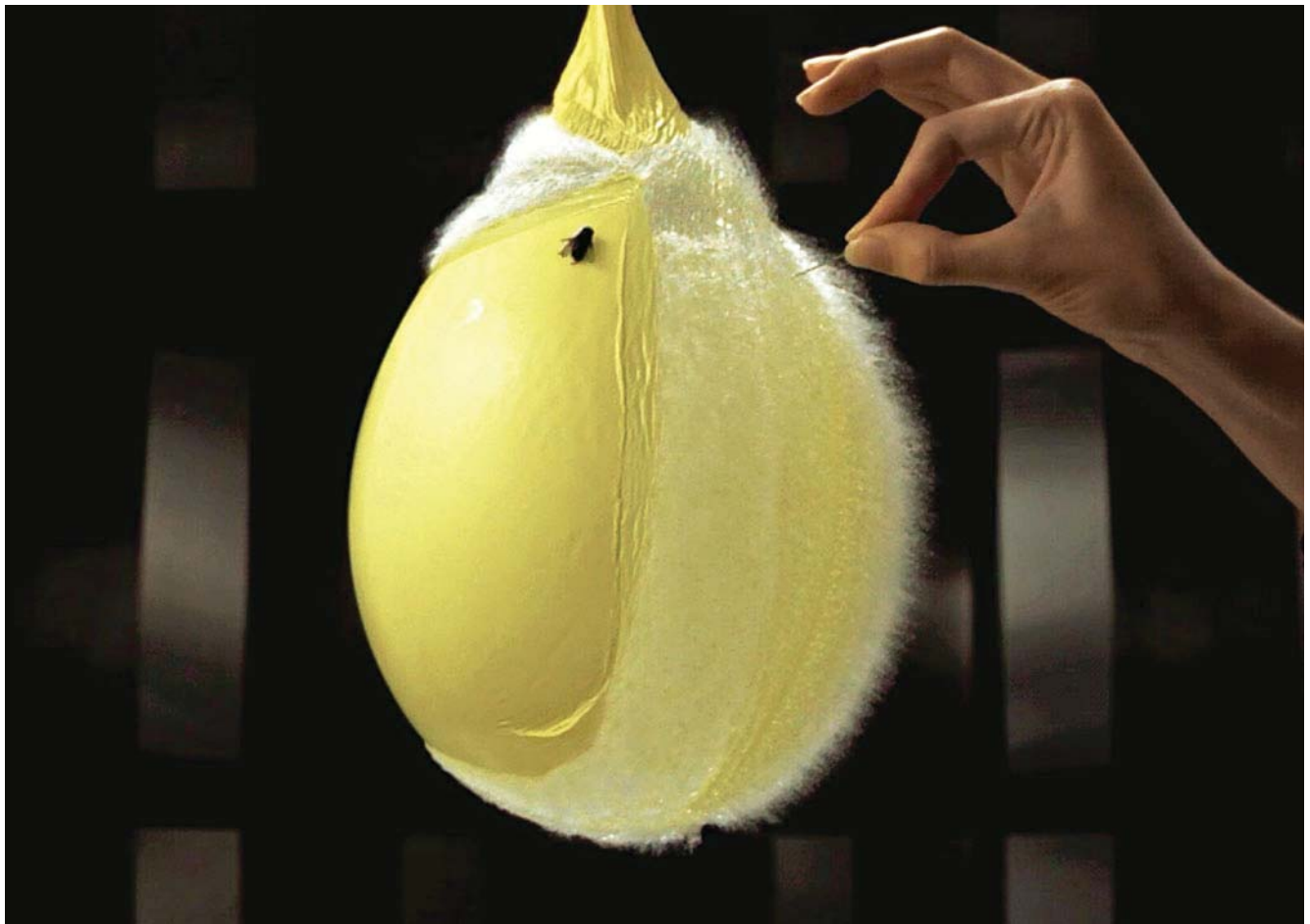


JOACHIM
HERZ
STIFTUNG



Marie Haase
„Der Spargel“
Erich-Kästner-Gymnasium
Laatzten
Preisträgerin 2013

Ligia Dietze
„Ich bin“
Akademie für Kommunikation
Stuttgart
Preisträgerin 2013



Die Fliege sitzt noch, und das Wasser aus dem Luftballon schwebt im Raum, doch die gelbe Hülle ist schon zur Hälfte weggerissen. Hochgeschwindigkeitskameras der neuesten Generation (oben eine Aufnahme des japanischen

Herstellers Photron) schießen über 12 000 Bilder pro Sekunde. Bei schlechter Auflösung schaffen die Geräte bis zu 1,4 Millionen Fotos pro Sekunde. Explosionsverläufe oder Airbag-Zündungen können dadurch besser untersucht werden.

WAFFEN

Duell auf dem Meeresgrund

Russische Waffenbauer haben auf der Messe „Interpolitex“ in Moskau ein Sturmgewehr vorgestellt, das auch unter Wasser schießt. Es ist die erste Waffe dieser Art. Für den Einsatz braucht nur das Magazin gewechselt zu werden. Schon jetzt steht den Kampfschwimmern des russischen Militärs eine meerestaugliche Pistole zur Verfügung. Sie verschießt harpunenartige Geschosse, in denen sich eine Kapsel mit hochverdichtetem Gas befindet, das die Patrone vorantreibt. Ein vergleichbares Westmodell des Herstellers Heckler & Koch arbeitet ebenfalls mit pfeilartiger Munition. Die Kampfdistanz solcher Pistolen liegt allerdings nur bei maximal 17 Metern.



Kampfschwimmer mit Gewehr

ARCHITEKTUR

Hochhaus aus Holz

Nach dem Vorbild alter Fachwerkkaten soll in Flensburg ein 33 Meter hohes Holzwohnhaus aus Fichtenbalken entstehen – das höchste Europas. Derzeit befindet sich der auf zehn Stockwerke angelegte Turm in der „letzten Planungsphase“, wie Markus Lager vom Berliner Architekturbüro Kaden Klingbeil berichtet: „Vom Brandschutz bis zur Statik – überall betreten wir Neuland.“ Baubeginn soll Mitte 2014 sein. Wenn es die Lage erlaubt, wollen die Macher noch ein elftes Staffelgeschoss auf die Spitze setzen. Das Nadelholz-Trumm in Flensburg wäre damit sogar höher als das Forté Building in Melbourne, das bislang den Rekord bei den Wohnwolkenkratzern aus Holz hält.

ANTON DENISOV / RIA NOVOSTI

GESCHICHTE

Bunte Pracht im Höllentheater

Das Kolosseum, von den Frühchristen als „Tempel aller Dämonen“ geschmähtes Zentrum brutalster Vergnügungen im antiken Rom, war einst farbenfroh bemalt und mit lieblichen Bildern verziert. Während der Restaurierung eines Ganges, der zum dritten Stock hinaufführt, sind auf einer Länge von 80 Metern verblasste Farbreste entdeckt worden. Wie das Fachblatt „Antike Welt“ berichtet, besaßen die Fluchten im Inneren des Kolosseums einen roten Sockelanstrich. Darüber folgte eine weiße Zone mit Pflanzen- und Palmetten- und aufgemalten Säulen. Die Verzierung stammt aus der Zeit nach 217 nach Christus, als ein Blitz in das Gebäude einschlug und einen schweren Brand auslöste. Die nachfolgende Sanierung dauerte 20 Jahre. Als „echte Sensation“ stuften die Forscher den Nachweis von Azurit



Kolosseum in Rom

ein – das blaue Pigment wurde im Altertum nur für kostbare Fresken verwendet. Den verurteilten Todeskandidaten, die in der Arena gegen Bestien kämpfen mussten, dürfte die Pracht wie Hohn vorgekommen sein. Während des 300-jährigen Spielbetriebs starben in dem Höllentheater rund 300 000 Menschen.

COMPUTER

PC-Methusalem unterm Hammer

Ein „Apple I“, legendärer Erstling der Computerfirma Apple, wird am 16. November in Köln versteigert. Das im Silicon Valley konstruierte Gerät, das im April 1976 in den Handel kam, hatte in der Basisversion einen Arbeitsspeicher von vier Kilobyte – fast jede E-Mail braucht heute mehr Speicherplatz. Wie das auf technische Antiquitäten spezialisierte Auktionshaus Breker mitteilt, stammt der Rechner von einem Besitzer aus Chicago und wird im Originalkarton mit der Signatur „Woz“ (für den Entwickler Steve Wozniak) angeboten. Weltweit existieren noch elf funktionsfähige „Apple I“. Der Mindestpreis für den Mikroprozessor-Methusalem liegt bei 180 000 Euro. Kenner gehen davon aus, dass ein weit höherer Erlös erreicht wird. Im Mai hatte ein „Apple I“ – ebenfalls bei Breker – 516 461 Euro erzielt.

GEOLOGIE

Weltwunder im Rückwärtsgang

Wie ein riesige Wunde, mit bizarren Abgründen und schroffen Felsterrassen, zieht sich der Grand Canyon 450 Kilometer weit durch den Südwesten der USA. Doch wie entstand das Naturwunder? Dem Colorado River, der die Schlucht Richtung Pazifik durchplätschert, ist solch ein Kraftakt kaum zuzutrauen. Einer neuen Theorie des Geologen James Sears von der University of Montana zufolge führte der Fluss in früheren Zeiten jedoch unvergleichlich mehr Wasser. Zudem sei der Superstrom in umgekehrter Richtung quer durch den Wilden Westen und Kanada geflossen, um in der Labradorsee in den Atlantik zu münden. Dort fand der Forscher bei Bohrungen fossile Pollen, die vom Colorado-Plateau stammen. Vor 16 Millionen Jahren kam es demzufolge zu einer dramatischen Wende: Der Canyon sei durch Verschiebungen der Erdkruste verstopft worden, es habe sich ein See gebildet, schreibt Sears im Magazin „GSA Today“. Spätere Vulkanausbrüche hätten den Fluss aus seinem Bett geworfen und ihn gezwungen – gleichsam rückwärtsfließend –, sein Wasser in den Golf von Kalifornien zu gießen.



„Hufeisenkurve“ des Colorado River in Utah

Umwelt

Retter der Nacht

Über dem Westhavelland leuchtet ein Wunderhimmel, so dunkel wie kaum irgendwo: Hier soll ein „Sternenpark“ für Hobbyastronomen und Naturfreunde entstehen. Auch anderswo wollen Idealisten die Lichtverschmutzung stoppen.

Es ist mühsam, in Deutschland einen Ort zu finden, der nachts dunkel wird. Wirklich dunkel. So dunkel, dass die Sterne am Firmament leuchten wie Kerzen an einem Weihnachtsbaum.

Der Astronom Andreas Hänel, Chef des Osnabrücker Planetariums, hat lange danach gesucht. Mit dem Messgerät in der Hand unternahm er Streifzüge in die Provinz, die fast immer frustrierend endeten. Im größten Teil Deutschlands hat das Schwarz der Nacht keine Chance mehr, denn überall regiert das Kunstlicht. Aus den orangefarbenen Lichtglocken, die über den Dörfern und Städten stehen, ergießt sich eine Photonensuppe bis hinein in das weitere Umland. Alle Finsternis ersäuft darin, und auch die Milchstraße selbst.

Doch eines Nachts landete Hänel einen Volltreffer – und zwar ausgerechnet dort, wo Experten wie er dies nie für möglich gehalten hätten: Im Westhavelland, nur 70 Kilometer westlich der Hauptstadt Berlin, hat Hänel ein naturbelassenes Guckloch in das Universum aufgetan. „Ich habe noch nie einen so dunklen Himmel gesehen“, sagt der 59-Jährige.

Hänel steht im Garten des Ehepaars Hammer im Örtchen Rhinow. Er staunt.

Von Horizont zu Horizont wölbt sich das prallbesetzte Firmament, nur an den Rändern fällt Streulicht herein. Dort das Sternbild Kassiopeia, daneben Perseus und nahe dem Zenit, mit bloßem Auge erkennbar: der Andromedanebel, dessen Licht 2,5 Millionen Jahre lang unterwegs war bis nach Rhinow in Brandenburg. In kaum 30 Minuten schießen mindestens fünf Sternschnuppen über die pechschwarze Kuppel. „Das ist einzigartig“, schwärmt Hänel.

Schon bald, so hofft der Astronom, wird dieser Himmel nahe Berlin weltweite Anerkennung erfahren. Noch in diesem Jahr will der Naturpark Westhavelland bei der International Dark Sky Association in den USA einen Antrag einreichen. Der Naturpark möchte ein „Dark Sky Reserve“ werden – der erste deutsche Sternenpark, ein Schutzgebiet für die Dunkelheit der Nacht.

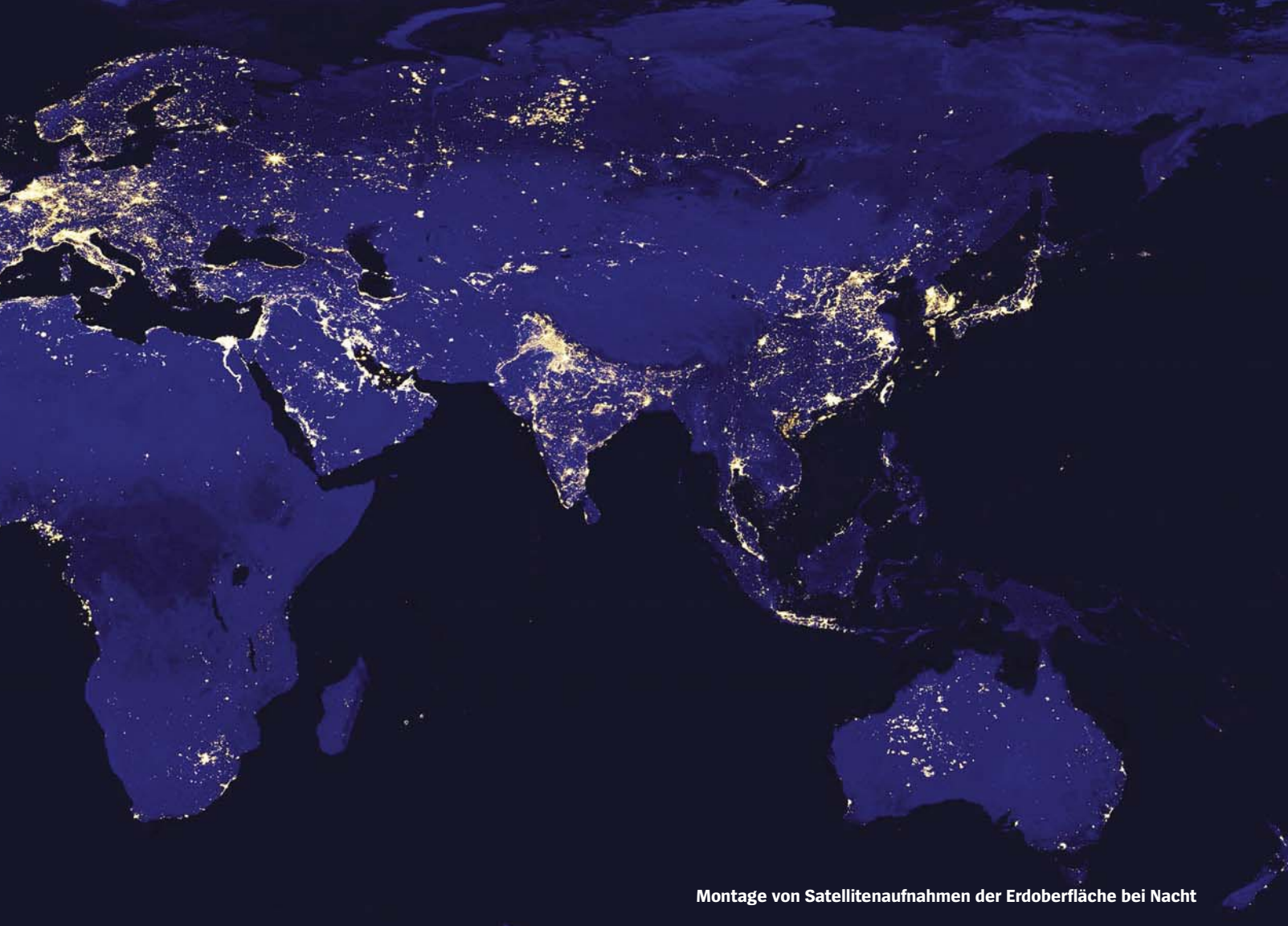
Die Idee, seinen Himmel zu pflegen wie ein zartes Gewächs, fand der Rhinower Amtsdirektor Jens Aasmann, 46, zu Anfang „ein bisschen verrückt“. Doch rasch konnte Hänel ihn für diesen Plan gewinnen. Die meisten Gemeinden der Region haben sich nun verpflichtet, künftig nur noch mäßig helle Straßenlaternen aufzu-

stellen, die keine Lichtverschmutzung mehr verursachen, also nicht nach oben oder übermäßig zur Seite hin abstrahlen.

In Zukunft, hofft Aasmann, werden in großer Zahl Amateurastronomen zur Astrosafari nach Rhinow strömen, um hier ein zertifiziertes Edelfirmament zu genießen, wo der Rote Riese Aldebaran kraftvoll leuchtet und der Kosmos zu leben scheint.

Echte Dunkelheit ist in den Industrieländern selten geworden. Überall das gleiche Drama: Kaum geht die Sonne unter, wird es gleich schon wieder hell. Millionen Straßenlaternen erglimmen, Leuchtwerbung flimmert, Scheinwerferlicht erleuchtet Kirchen, Bankentürme und Industrieanlagen. So versinken ganze Straßenzüge, Städte und Regionen im Lichtsmog, der in vielen Fällen teuer und überflüssig ist. Für einen wachsenden Teil der Welt gilt: Die Nacht, wie es sie gab von Anbeginn der Zeit, ist tot.

Erst allmählich beginnen Forscher zu ergründen, was Mensch und Natur im Zeitalter des 24-Stunden-Tags verlieren. In Berlin-Dahlem trafen sich vorige Woche mehr als 120 Wissenschaftler aus der ganzen Welt, um über den „Verlust der Nacht“ zu debattieren.



Montage von Satellitenaufnahmen der Erdoberfläche bei Nacht

NASA

Die versammelten Ökologen, Insektenkundler und Mediziner, Lichtdesigner, Astronomen und Juristen waren sich einig: Seit Erfinder wie Thomas Edison vor gut 130 Jahren die Kraft der Glühbirne entfachten, haben sie das Leben auf dem Planeten in ein Großexperiment gestürzt, das jeden Tag an Brisanz gewinnt. Sein Ausgang: ungewiss. Über Jahrmillionen war die Dunkelheit Teil allen Lebens. Plötzlich fehlt sie.

Jedes Jahr nehme die Lichtflut um rund sechs Prozent zu, weil die Gemeinden unaufhaltsam mehr und noch mehr Kunstlicht installierten, klagt der Berliner Gewässerökologe Franz Hölker, 49. Und demnächst stehe an der Lichtfront eine weitere Zuspitzung bevor: Ab 2015 müssen die Gemeinden EU-weit ihre alten Quecksilberdampflampen nach und nach entsorgen. Die meisten Kommunen werden diese ersetzen durch sehr sparsame und wesentlich hellere LED-Leuchten. Wenn sich der bisherige Trend fortsetzt, werden viele Kommunen versucht sein, sich angesichts des geringeren Stromverbrauchs mehr Strahler zu gönnen.

Das viele Nachtlicht, so viel ist sicher, fordert Opfer. Myriaden Insekten sterben jedes Jahr an Straßenlaternen – oder in



DAVID HECKER / DDP IMAGES

Astronom Hanel
Guckloch ins Universum gefunden

den Netzen der dort in unnatürlichen Mengen hausenden Spinnen. Die Insekten fehlen dann als Futter für viele höhere Tiere in der Nahrungskette. Vögel wiederum lassen sich vom Lichtsmog verwirren und kollidieren mit hell strahlenden Hochhäusern. Manche Fledermäuse meiden das Licht wie Dracula und flüchten in dunklere Gefilde. Viele Nachtfalter verweigern die Fortpflanzung im hellen Schein. „Die Artenvielfalt in vielen beleuchteten Gebieten“, sagt Hölker, „nimmt ab.“

Auch die Menschen leiden. Seit Adam und Eva haben die Gestirne der Menschheit den Weg gewiesen, sie zu Kalendern, Mythen und Religionen inspiriert. Noch vor 50 Jahren gehörte die Milchstraße für die meisten Menschen zum gewohnten Anblick des Abendhimmels. Heute offenbart sie sich nur noch wenigen. 44 Prozent der Deutschen unter 30 Jahren haben die Milchstraße noch nie mit eigenen Augen gesehen.

Mediziner untersuchen, wie sehr das Dauerlicht Menschen körperlich in Mitleidenschaft zieht. Besonders die Wellenlängen vieler LED-Lampen im blauen Bereich greifen direkt in den Hormonhaushalt des Menschen ein, weil sie die

Produktion des Schlafhormons Melatonin unterdrücken. Damit ist der Körper auch eines natürlichen Schutzes vor Tumoren beraubt.

Der 24-Stunden-Tag, vermuten Mediziner wie der Amerikaner Richard Stevens, könne einen Teil der Brustkrebssepidemie erklären. Und vielleicht führt der Lichtsmog indirekt zu mehr Fällen von Darm- und Prostatakrebs, zu Diabetes und Fettleibigkeit – alles wegen eines gestörten Hormonhaushalts.

Lichtfrevler sind insbesondere so hemmungslos strahlende Städte wie Shanghai, Dubai und Tokio oder die Metropolen an der amerikanischen Ostküste. Ihre Sünden verblassen aber im Vergleich zu Europa: Dicht besiedelt und hell erleuchtet sind die Länder des alten Kontinents „die größten Übeltäter weltweit“, wie Dark-Sky-Chef Bob Parks, 57, sagt. Als einige der schlimmsten Lichtverschmutzer überhaupt gelten Belgien, Portugal und Italien.

Auch die Niederländer richten ein Lichtinferno an. Ein Quadratkilometer holländischer Tomatengewächshäuser strahlt in der Nacht 46-mal so grell wie eine vergleichbare Fläche in Manhattan und 211-mal so stark wie ein gleich großer Ausschnitt von Berlin-Mitte.

Viele der Konferenzteilnehmer in Berlin lobten die deutsche Hauptstadt über die Maßen. Natürlich ist Berlin hell, aber kaum eine andere Metropole geht so behutsam mit ihrem Nachthimmel um. Die hochverschuldete Stadt hat sich in einem Lichtkonzept dazu verpflichtet, nur so hell zu scheinen wie nötig. Ohne diese bewusste Zurückhaltung wäre das Himmelswunder vom Westhavelland längst dem Untergang geweiht.

Am Tag sind Ost- und West-Berlin zusammengewachsen. Nachts aber tritt der Osten der Stadt auf Luftaufnahmen als Teil von Dunkel-Deutschland hervor. Grellster Punkt Berlins ist heute der Flughafen Tegel. Kurz dahinter: der Panneflughafen BER, bei dem sich über Monate hinweg das Licht nachts einfach nicht ausschalten ließ.

An die Spitze der Anti-Lichtsmog-Bewegung aber hat sich Frankreich gesetzt mit einer Reihe von aufsehenerregenden Gesetzen. Seit Juli müssen Büros ihr Licht löschen, eine Stunde nachdem der letzte Angestellte das Gebäude verlassen

hat. Geschäfte und die Fassaden öffentlicher Gebäude müssen ab ein Uhr nachts ganz auf Beleuchtung verzichten; selbst die Leuchtreklamen werden dann schwarz.

Pro Jahr spart Frankreich durch diese Maßnahmen so viel Strom ein, wie 750 000 Haushalte verbrauchen. Bald sollen die Kommunen in der Nacht auch ihre Straßenbeleuchtung dimmen oder gar ganz abschalten.

Das Beispiel Frankreichs, hofft Dark-Sky-Chef Parks, könnte Schule machen. Der Anreiz zum Verzicht auf Kunstlicht sei „derzeit so stark wie nie“. Die Stromkosten steigen permanent, die Wirtschaftsmisere zwingt viele Staaten zum eisernen Sparkurs, und der Klimawandel drängt viele Regierungen dahin, ihren Energieverbrauch zu beschränken. Doch die Retter der Nacht haben auch mächtige Gegner. Wer Licht löscht, der schont zwar seinen Haushalt und schützt die Natur – viele Bewohner bringt er aber gegen sich auf. Die meisten Menschen fühlen sich sicherer in gutausgeleuchteten Orten. Oft unterliegen sie dabei aber einer Selbsttäuschung. Wenn die Beleuchtung verrin-

gert wird, steigt die Verbrechensrate keineswegs, wohl aber steigt die Angst vor Kriminalität.

Und für den Autoverkehr gilt: Die meisten Unfälle passieren am Tag. Außerhalb von Gefahrenzonen konnten Forscher nicht belegen, dass Straßenbeleuchtung die Verkehrssicherheit erhöht. Im Gegenteil: Wer nachts auf der dunklen Landstraße in eine beleuchtete Ortschaft fährt, ist zunächst geblendet. Und nach Verlassen des Siedlungsraums müssen sich die Augen erst langsam wieder an die Dunkelheit gewöhnen.

Retter der Nacht bevölkern nicht nur die Provinz im Westhavelland, sondern auch anderswo – und zwar in Gestalt engagierter Einzelkämpfer. Auf der Schwäbischen Alb führt der Ingenieur und Hobbyastronom Matthias Engel den Kampf gegen die Lichtflut an. Im Nationalpark Eifel wiederum versucht der Kölner Harald Bardenhagen, 55, einen Dark-Sky-Sternenpark samt Sternwarte zu errichten. Unermüdlich zieht der Gründer einer „Astronomie-Werkstatt“ von Ort zu Ort, um die rund 30 benachbarten Bürgermeister vom Reiz der Dunkelheit zu überzeugen – eine kaum lösbare Aufgabe.

Mit gleicher Vehemenz kämpft die Verwaltungsangestellte Sabine Frank, 42, um einen Sternenpark im Biosphärenreservat Rhön. „Es kann doch nicht sein“, sagt sie, „dass der Naturschutz hier um 17 Uhr aufhört.“ Furchtlos und mit einigem Erfolg legt sie sich an mit gleich 80 Gemeinden, fünf Landkreisen, den Verwaltungen der drei Anrainerbundesländer (Hessen, Thüringen und Bayern) – und mit der katholischen Kirche.

Lichttechnisch, so hat Sabine Frank erfahren müssen, ist aber vor allem das Bistum Fulda von Starrsinn geprägt. Es beharrt darauf, seine Gotteshäuser in der Rhön nächtelang anzustrahlen – mit riesigen Scheinwerfern, die vor allem den Himmel beleuchten und dort die Vögel plagen. Ihr Appell, doch einmal an die Wahrung der Schöpfung zu denken, blieb bislang ein frommer Wunsch.

MARCO EVERS



Milchstraße über Sylt

THOMAS ZIMMER / REX FEATURES / ACTION PRESS



Video: Das Ende der Nacht

spiegel.de/app452013endedernacht
oder in App DER SPIEGEL

TEAMSPIRIT SERIENMÄSSIG. RALLYE-WELTMEISTER* 2013



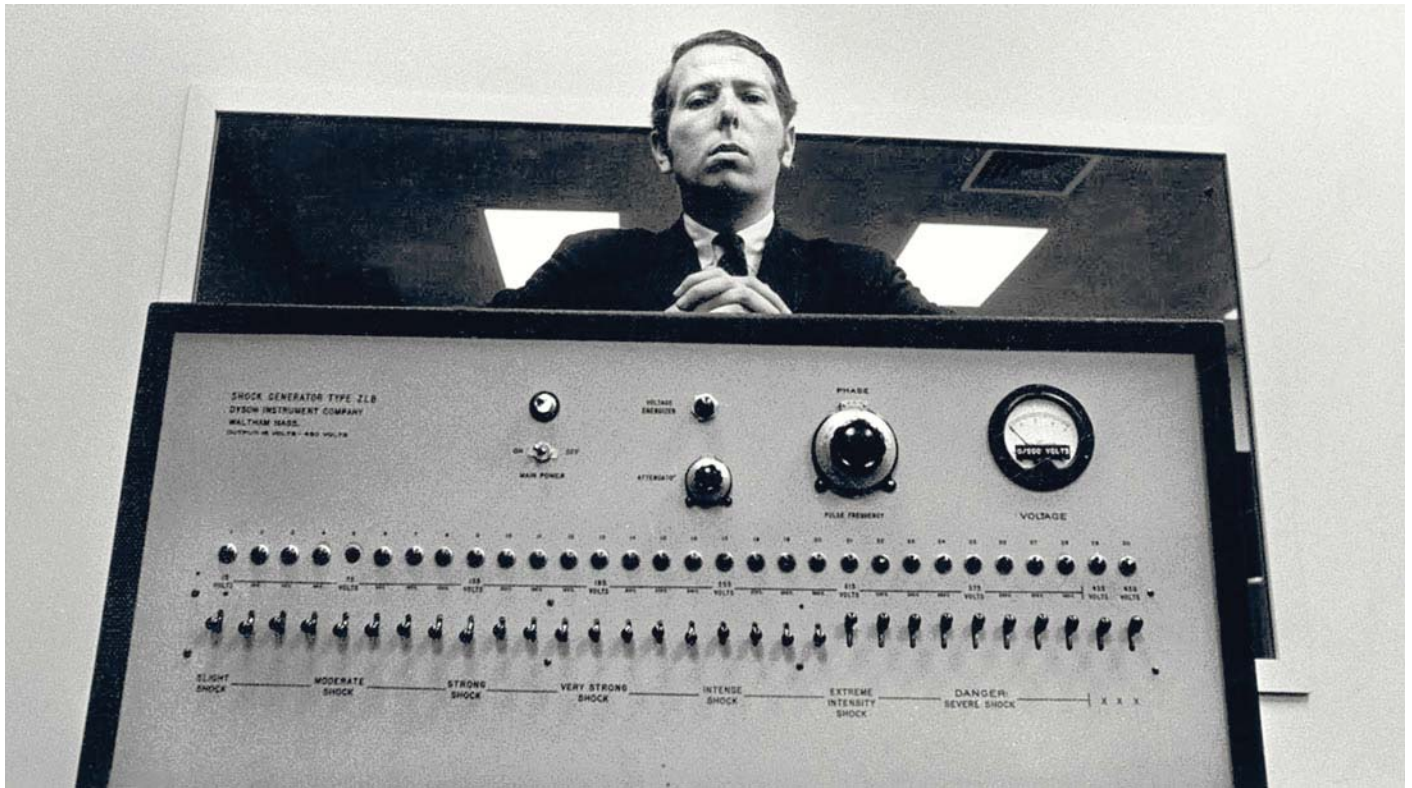
Volkswagen holt in der Debütsaison nach dem Fahrer- und Beifahrer- auch den Herstellertitel in der Rallye-Weltmeisterschaft* 2013. Das Erfolgsgeheimnis: der Polo R WRC mit 315 PS, ein kraftvoller TSI-Motor, überlegene 4Motion Allrad-Technologie und die Leidenschaft eines einzigartigen Teams.

*Vorbehaltlich der Bestätigung durch die FIA.

RALLYTHEWORLD.COM
// EXCITEMENT WE SHARE



RALLYE-WELTMEISTER*
2013



Psychologe Milgram mit seiner Schockmaschine: Markerschütternde Schreie aus dem Nachbarzimmer

ZEITGESCHICHTE

390 Volt? Fahren Sie fort!

Der Psychologe Stanley Milgram brachte Freiwillige dazu, wildfremden Menschen scheinbar Elektroschocks zu verpassen. Beweist das Experiment, dass jeder zum Folterer werden kann?

Als Bill Menold durch das neogotische Portal der ehrwürdigen Yale University schritt, fühlte er sich ein wenig eingeschüchtert. Aber er war auch gespannt, was ihn erwarten würde: „Ich dachte, das macht sicher Spaß, bei so einem Experiment mitzumachen.“

Da irrte er sich. Als Menold eine Dreiviertelstunde später wieder auf die Straße trat, war er verstört, verwirrt und schweißgebadet. „Ich war ein Häuflein Elend“, erinnert er sich.

Vergebens versuchte Menold, damals 25 und frisch verheiratet, zu begreifen, was soeben geschehen war. Nur so viel wusste er sicher: Irgendwie hatten ihn die Psychologen dazu gebracht, einem wildfremden Menschen Stromschläge zu verpassen – und zwar heftige, womöglich sogar lebensgefährliche Elektroschocks.

Das Experiment, an dem der Bankangestellte Bill Menold an jenem Herbstabend in New Haven teilnahm, ist in die Geschichte eingegangen. Vor genau 50 Jahren erschütterte der amerikanische Psychologe Stanley Milgram mit der Ver-

öffentlichung seiner „Verhaltensstudie über Gehorsam“ die Welt.

Seit damals streiten sich die Gelehrten: Wie kann es sein, dass arglose Durchschnittsamerikaner wie Menold offenbar bereit sind, auf Befehl schreckliche Grausamkeiten zu begehen? Was verraten Milgrams Befunde über das Wesen des Menschen? Und wie viel Stress durfte er seinen Probanden zumuten, um zu seinen Erkenntnissen zu gelangen?

Um solche Fragen zu erörtern, lud die Universität, in deren Keller einst die Probanden gelitten hatten, jetzt Experten aus aller Welt ein. Sie sollten das Vermächtnis eines Mannes diskutieren, der die psychologische Wissenschaft verändert hat.

Eindrucksvoll macht der Fall von Bill Menold deutlich, auf welch raffinierte Weise Milgram und seine Mitarbeiter ihre Probanden verführten, anderen immer schlimmere Schmerzen zuzufügen. Die australische Autorin Gina Perry hat Menold, inzwischen 77, in Florida aufgestöbert, befragt und seine Geschichte aufgeschrieben*.

Wie all den anderen der insgesamt 780 Freiwilligen, so hatten die Psychologen auch Menold vorgegaukelt, er nehme an einem Lernexperiment teil. Ihr Ziel sei es festzustellen, wie sich Strafe auf den Lernerfolg auswirkt. Deshalb sollte er einem Schüler, der angeblich im Nachbarzimmer saß, über Mikrofon einfache Gedächtnisaufgaben stellen. Jedes Mal, wenn dieser dabei einen Fehler machte, sollte Menold ihn mit einem Stromschlag bestrafen und dabei langsam die Intensität steigern. Dass der Schüler ein Schauspielerei und die Schockmaschine bloße Attrappe war, sagte ihm niemand.

In allen Details ließ sich Perry den Ablauf des Experiments schildern: Schreie drangen aus dem Nachbarraum, die Stimme des Schülers flehte, bettelte, brüllte markerschütternd. Menold stutzte, schwitzte, bat, das Experiment abzubrechen. Der Versuchsleiter blieb unbeirrt: „Bitte fahren Sie fort“, sagte er mit nüchterner Stimme. „Das Experiment erfordert, dass Sie weitermachen.“ Oder: „Sie haben keine Wahl, Sie müssen weitermachen!“

180 Volt, 210 Volt, 240 Volt ... der Schüler schrie, er habe Herzprobleme. Menold zögerte, protestierte, doch er fuhr fort ... 270 Volt, 300 Volt, 330 Volt ... irgendwann verstummten die Schreie, der Versuchsleiter blieb hartnäckig. Menold erhöhte weiter die Dosis ... 330 Volt, 360

* Gina Perry: „Behind the Shock Machine – The Untold Story of the Notorious Milgram Psychology Experiments“. The New Press, New York; 352 Seiten; 19,34 US-Dollar.

Volt, 390 Volt ... „Fahren Sie fort!“, insistierte der Experimentator. Menold zitterte, lachte hysterisch, wollte nur noch eines: die Sache hinter sich bringen.

Bei 450 Volt war endlich Schluss. Menold war fertig mit den Nerven.

Vieles spricht dafür, dass sich Milgram durchaus bewusst war, wie viel er seinen Probanden zumutete. Aber der damals 28-jährige Jungforscher wollte die Fachwelt aufrütteln. Und das Elektroschock-Experiment schien wie geschaffen dafür: Es lieferte überraschende, schockierende Daten, und es offenbarte die dunkle Seite der menschlichen Natur. Erst Hundertschaften von Studenten und später einem Millionenpublikum vor dem Fernseher wurden Milgrams Probanden als Lehrbeispiele für den blinden Gehorsam von Folterknechten vorgeführt.

Nicht selten klingt in Milgrams Äußerungen dabei Verachtung für das verwerfliche Verhalten seiner „Subjekte“ an. Einmal merkt er mit kaum verhohlenem Stolz an, er sei Zeuge gewesen, wie sich ein „gesetzter, selbstsicherer Geschäftsmann“ in ein „zuckendes, stottern-des Wrack am Rande des Nervenzusammenbruchs“ verwandelt habe.

Darf ein Forscher seinen Probanden so etwas antun? „Kein Zweifel“, sagte die Sozialpsychologin Phoebe Ellsworth jetzt auf der Konferenz in New Haven: „Unter den Top Ten der fragwürdigsten Experimente aller Zeiten nimmt dieses einen Stamplatz ganz weit oben ein.“

In der Tat machte sich Stanley Milgram mit seinem berühmten Gehorsamkeitsexperiment einen Namen, doch zahlte er dafür mit seinem Ruf als seriöser Wissenschaftler. Wohl nie wurde erbitterter um die Ethik eines psychologischen Versuchs gestritten. Am Ende erließ die Fachgemeinde neue Richtlinien, die sicherstellen sollten, dass sich so etwas nie wiederholt.

Milgram selbst schlug seither Misstrauen entgegen. Der erhoffte Posten an der Harvard University blieb ihm verwehrt; der von Ehrgeiz besessene Forscher musste sich bis zu seinem Lebensende im Jahre 1984 mit einer Professur an der City University of New York begnügen.

Doch während die Fachwelt den Vater der Schockmaschine lange als Paria behandelte, schlug ihm auf der Konferenz in New Haven durchaus auch Bewunderung entgegen. „Er lieferte wenigstens wirkliche Überraschungen“, meinte Ellsworth. Wie viel spannender sei dies als die trockenen Fließbandarbeiten vieler heutiger Psychologen, die doch nur vorhersehbare Ergebnisse lieferten.

Milgrams größte Begabung aber galt der Inszenierung. Mit Hingabe überwachte er die Konstruktion seiner Schock-



Eichmann vor Gericht 1961: Dämon oder Sachwalter?

maschine. Allein 65 Dollar ließ er sich die Gravur links oben kosten, die das Gerät als Produkt eines Elektronikherstellers namens „Dyson Instrument Company, Waltham, Mass.“ ausweisen sollte.

Der Laborkittel, die Lämpchen über den 30 Schaltern, das Lehrbuch über den „Lehr-Lern-Prozess“ – nichts überließ er dem Zufall. Und natürlich wählte Milgram auch seine Darsteller mit Bedacht: Über Jack Williams, seinen Versuchsleiter, schreibt er zufrieden: „kantiger Typ, technische Ausstrahlung“. James McDonough, der die Rolle des Schülers spielte, bezeichnet er als „A+ Opfer“.

Besonderen Instinkt aber bewies Milgram beim Zeitpunkt, zu dem er seine Versuchsserie begann: Die amerikanische Öffentlichkeit stand unter dem Eindruck des Eichmann-Prozesses. Hannah Arendt gab mit ihrer These von der „Banalität des Bösen“ die Deutung vor: Der Sachwalter der Judenvernichtung habe nur ausgeführt, was andere ihm aufgetragen hätten – weder Dämon noch Ungeheuer, habe Eichmann nur gewissen- und phantasielos seine Pflicht erfüllt.

Für diese These wollte Milgram die wissenschaftliche Grundlage liefern. Seine Probanden präsentierte er als Befehlsempfänger, die gedankenlos ausführen, was ihnen geheißt wird.

Gerade an dieser Deutung aber regte sich in New Haven Zweifel. Der australische Sozialpsychologe Alex Haslam erklärte, nicht blinder Gehorsam, sondern Loyalität gegenüber einer als glaubwürdig empfundenen Wissenschaft habe die

Probanden zu ihrem Verhalten verleitet.

Haslam wies darauf hin, dass Milgram in Wirklichkeit nicht ein Experiment durchführte, sondern rund zwei Dutzend Versuche. Geradezu besessen optimierte der junge Psychologe den Ablauf: Mal ließ er den Versuchsleiter zwischendrin den Raum verlassen; dann sollten sich mehrere „Lehrer“ auf eine Strafe einigen; oder Schüler und Lehrer saßen im gleichen Raum. Mal testete Milgram, ob Frauen sich anders als Männer verhalten. Dann wiederum lud er Freundespaare zum Test, von denen er zuvor jeweils einen eingeweiht hatte.

Das Verhalten der Probanden, so zeigte sich, unterscheidet sich je nach Versuchsaufbau dramatisch: In einigen Fällen brach der Großteil der Teilnehmer ab, dann wieder gingen fast alle bis zum Äußersten.

Milgram scheint eine Variante bevorzugt zu haben, bei der zwei von drei Teilnehmern die Schocks bis zum 450-Volt-Maximum steigerten. Auch hier, kritisiert Haslam, habe Milgrams Sinn für die Inszenierung den Ausschlag gegeben. Wenn einige sich ver-

weigern, die Mehrheit aber gefügig den Schergen spielt, steigert dies die Dramatik.

Solche Resultate erhöhten zwar die öffentliche Wirkung, so Haslam, verstellten jedoch den Blick auf wichtige Details. So glaubt der australische Forscher in Milgrams Daten Hinweise dafür gefunden zu haben, dass die Probanden umso eher bereit waren, den Stromschlag zu steigern, je besser sie sich mit dem Anliegen der Psychologen zu identifizieren vermochten: Sie gehorchten, nicht weil sie gewissenlos oder sadistisch waren, sondern weil sie ernsthaft daran glaubten, damit der Wissenschaft einen Dienst zu tun.

Diesen Wesenszug der menschlichen Psyche, glaubt Haslam, hätten instinktiv auch die Nazis begriffen. Genau an jenes Bedürfnis, sich mit vermeintlich höheren Zielen zu identifizieren, habe Reichsführer SS Heinrich Himmler appelliert, als er in seiner berühmten Posener Rede vor SS-Leuten erstmals ausdrücklich den Holocaust rechtfertigte: „Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammenliegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Insgesamt aber können wir sagen: Wir haben diese schwerste Aufgabe in Liebe zu unserem Volk getan.“

JOHANN GROLLE



Video: Originalaufnahmen des Milgram-Experiments

spiegel.de/app452013milgram/
oder in der App DER SPIEGEL

TIERSCHUTZ

„Großes Hündchen“

Der ehemalige Wal-Trainer John Jett über die Qual gefangener Orcas, die erstaunliche Intelligenz der Tiere und den rätselhaften Unfalltod seiner Kollegin Dawn Brancheau



Jett, 47, war fünf Jahre lang Wal-Trainer im US-Vergnügungspark Sea-world und arbeitet heute als Umweltforscher an der Stetson University in Florida. In dem Dokumentarfilm „Blackfish“, der diese Woche in die

Kinos kommt, verurteilt er die Haltungsbedingungen gefangener Orcas.

SPIEGEL: Die Tiertrainerin Dawn Brancheau wurde 2010 im Vergnügungspark Seaworld in Florida von einem Schwertwal getötet. Was ist damals passiert?

Jett: Wir wissen es bis heute nicht genau. Dawn war eine sehr erfahrene Trainerin. Und das Männchen namens Tilikum hatte schon hundertfach ohne Zwischenfälle mit ihr gearbeitet. Doch an diesem einen Tag zog der Orca die Frau ins Wasser und tötete sie.

SPIEGEL: Die Attacke war ausgesprochen brutal. Der Wal hat die Trainerin verstümmelt.

Jett: Ja, und das ist schwer zu erklären. Wissen Sie, diese Tiere sind sehr gelangweilt. Tilikum zog Dawn ins Wasser und spielte mit ihr wie mit einem neuen Spielzeug. Dann jedoch versuchten die anderen Trainer einzugreifen – da wurde der Wal sehr aggressiv.

SPIEGEL: Haben Sie eine Erklärung für das Verhalten des Orcas?

Jett: Tilikum wurde als Zweijähriger gefangen und von seiner Mutter getrennt – und das, obwohl diese Wale eigentlich ihr Leben lang mit ihrer Mutter zusammenbleiben. Er wurde in ein Flugzeug geladen, und am Ende kam er in ein winziges Wasserbecken, zusammen mit Orcas, die er nicht kannte. Seit 30 Jahren treibt er jetzt in solchen Pools herum. Tagsüber wird er von den dominanteren Weibchen attackiert und nachts von Moskitos zerstoßen. Das alles muss traumatisch für ihn sein.

SPIEGEL: Die amerikanische Regisseurin Gabriela Cowperthwaite hat einen Film über den Todesfall und die gefangenen Schwertwale gedreht. „Blackfish“ zeichnet ein grausiges Bild vom Leben der Tiere und gibt indirekt Seaworld die Schuld am Tod Brancheaus. Zu Recht?

Jett: Absolut. Der Film ist sorgfältig recherchiert. Und er war überfällig. Es leben weltweit noch immer etwa 50 Schwertwale in Gefangenschaft. Und seit Dawns Tod hat sich nichts an ihrer beklagenswerten Situation geändert.

SPIEGEL: Sie waren selbst lange Trainer bei Seaworld. Wie war das?

Jett: Extrem aufregend. Die Tiere sind faszinierend. Und ich empfand es als große Ehre, mit ihnen arbeiten zu dürfen.

SPIEGEL: Was hat Sie vor allem begeistert?

Jett: Schwertwale sind wie von einem anderen Planeten. Wir können nicht wissen, was in ihrem Kopf vor sich geht. Aber wir wissen, dass ihr Gehirn sehr komplex

ist und dass die Tiere sehr intelligent sind. Wir hatten zum Beispiel ein Weibchen, Tahima, das eines Tages begann, die Möwen zu triezeln: Tahima deponierte kleine Fischstückchen an der Wasseroberfläche. Wenn eine Möwe herabkam, um sich das Futter zu nehmen, schnappte sie deren Fuß und zog den Vogel quer durch das Becken – übrigens ohne das Tier zu ertränken. Die anderen Wale haben das dann sogar nachgemacht.

SPIEGEL: Trotz der Begeisterung haben Sie den Trainerjob aufgegeben. Warum?

Jett: Ich habe schon bald gemerkt, dass es Probleme gab. Nahezu alle Männchen in Gefangenschaft haben zum Beispiel diese herunterhängende Rückenflosse. In der Wildnis kommt das nur bei einem von 100 Tieren vor. Der Grund ist, dass die gefangenen Wale nur bewegungslos vor sich hin dämmern. Ich merkte außerdem, wie gestört das Sozialleben der Tiere ist und wie krank sie sind. Wir stopften Berge von Medikamenten in sie hinein: Antibiotika, Pillen gegen Pilzkrankheiten und Magenleiden. Irgendwann habe ich das nicht mehr ausgehalten.

SPIEGEL: Sie haben auch mit Tilikum gearbeitet, dem Wal, der Ihre Kollegin tötete und sogar in den Tod zweier weiterer Menschen verwickelt war. Wie haben Sie ihn erlebt?

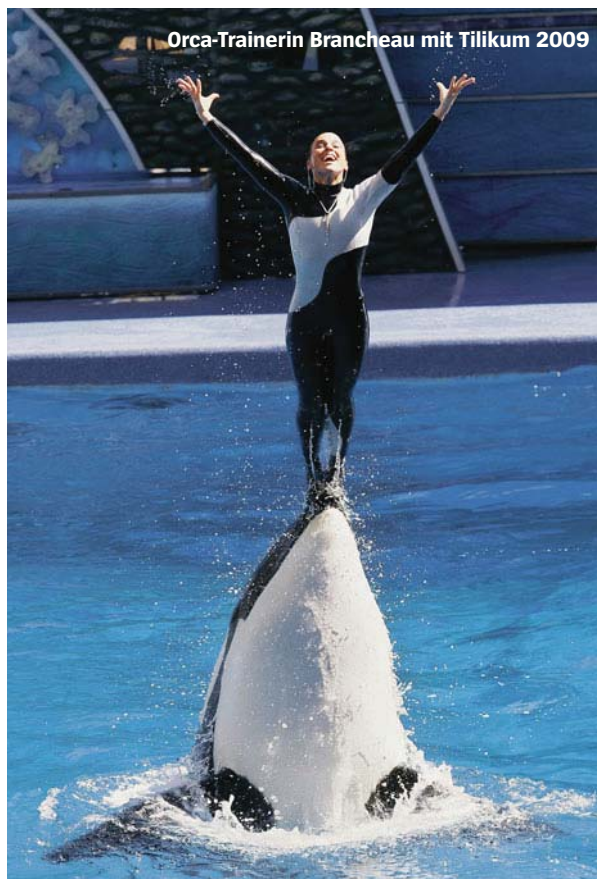
Jett: Für mich war Tilikum immer wie ein großes Hündchen. Ich habe es geliebt, mit ihm zusammenzusein. Die Aggressivität war nie Thema. Wir sollten nicht denken, dass unser Job gefährlich ist.

SPIEGEL: Lebt Tilikum noch immer in Gefangenschaft?

Jett: Ja, er darf in der Show mit Wasser herumspritzen. Er wurde nur deshalb nicht eingeschläfert, weil sein Samen für Seaworlds Zuchtprogramm sehr wertvoll ist. Die gezüchteten Tiere werden verkauft. Ich halte das für äußerst fragwürdig. Diese Tiere dürfen keine Ware sein. Sie wissen um sich selbst. Sie haben eine eigene Sprache und sind sozial hoch entwickelt. Wer in die Augen eines Schwertwals guckt, weiß, dass da jemand zu Hause ist.

SPIEGEL: Was fordern Sie?

Jett: Seaworld muss aufhören, die Tiere zu züchten. Die Bedürfnisse von Schwertwalen lassen sich in Gefangenschaft nicht erfüllen. In der Wildnis schwimmen die Tiere bis zu 160 Kilometer pro Tag und tauchen über 200 Meter tief. Die Situation für die gefangenen Schwertwale ist noch schlimmer, als es „Blackfish“ zeigt. In der Wildnis werden viele der Tiere über 50 Jahre alt. In Gefangenschaft sterben zwei Drittel von ihnen nach zehn Jahren.



BARRY BLAND / SPLASH NEWS / CORBIS



Video: Philip Bethge über den Film „Blackfish“

spiegel.de/app452013killerwale
oder in der App DER SPIEGEL

INTERVIEW: PHILIP BETHGE

Jetzt Fahrt aufnehmen!

Den digitalen SPIEGEL entdecken und doppelt sparen

Der digitale SPIEGEL

Sie lesen fünf Ausgaben des digitalen SPIEGEL bereits sonntags ab 8 Uhr. Mit Videos, zusätzlichen Hintergrundberichten, interaktiven Grafiken u. v. m. Die App ist erhältlich für iPad, iPhone, Android, Kindle-Geräte, Windows 8, Blackberry Z10 sowie für PC/Mac.



2 mytaxi-Gutscheine à € 10,-



mytaxi – die Taxi-App. Ganz einfach per Smartphone bestellen, bezahlen und bewerten. Willkommen in der Zukunft des Taxifahrens.



**5 Ausgaben
für € 9,90 +
2 mytaxi-
Gutscheine
à € 10,-**



**Mehr Infos und Bestellmöglichkeit:
www.spiegel.de/mytaxi**

**DER
SPIEGEL**

Der digitale SPIEGEL.
Die neue Art zu lesen.

Paranuss in Lederhaut

Viele Menschen finden es schick, sich zu ernähren wie unsere Vorfahren in der Altsteinzeit – mit viel Fleisch, Gemüse und Obst. Aber ist die Paläo-Diät wirklich gesund?

Die Welt der Heilkost und Hungerkuren gilt gemeinhin als Domäne der Frauen. Auch ihre Mitmenschen versuchen sie mitunter zur Freudlosigkeit bei der Nahrungsaufnahme zu überreden; sie raten insbesondere ihren Partnern zur Mäßigung beim Bier oder untersagen gar die Bratwurst zum Fußball.

Doch den Freunden der deftigen Küche kommt Tom Jones zur Hilfe. Einst galt der Sänger („It's Not Unusual“) als Sexsymbol. Mit den Jahren hatte sich der Entertainer allerdings bei einer Körpergröße von knapp 1,80 Metern auf über hundert Kilogramm Körpergewicht emporgeköpft. In seiner Not wählte Jones eine eher maskuline Methode, um abzunehmen: Der Aufgedunsene orientierte sich an der Ernährungsweise der altsteinzeitlichen Menschen – er verzehrte vor allem Fleisch.

Bei dieser sogenannten Paläo-Diät handelt es sich nur scheinbar um die Spinnerie eines alternden Sängers. Denn in Hollywood sind schon einige auf Schlankheit fixierte Darsteller wie die Schauspielerin Jessica Biel von dem Drang erfasst worden, ihre Ernährung auf die Kost unserer Vorfahren umzustellen – jener Wilden, die als Jäger und Sammler durch die Ebene zogen und Grünzeug, Beeren und Mammuststeaks verspeisten.

Inzwischen hat die Paläo-Welle auch Deutschland erreicht. Als prominenter Fan hat sich im vergangenen Jahr der Schauspieler Moritz Sachs geoutet; dem Bewohner der TV-„Lindenstraße“ konnten die Zuschauer über die Jahre dabei zusehen, wie er sich vom kleinen Klaus Beimer in den Moppel Klaus verwandelte. Dank Steinzeitkost speckte der adipöse Mime um 18 Kilogramm ab. Behauptet er zumindest.

Bei den Verfechtern der Paläo-Kost sind jene Lebensmittel verpönt, die den Menschen nach Meinung mancher Gesundheitsapostel dick machen – vor allem, wenn sie im Übermaß genossen werden: insbesondere Kohlenhydrate,

wie sie in Reis, Weizen oder Kartoffeln reichlich vorhanden sind; auch Zucker steht auf der schwarzen Liste.

Doch den Gurus dieser angesagten Bewegung geht es nicht nur um die schlanke Linie, ihnen geht es um viel mehr.

Die Fleisch- und Grünkostfanatiker sind allen Ernstes davon überzeugt, dass sich die Menschheit mit der Erfindung des Ackerbaus vor mehr als 10 000 Jahren einen schweren Sündenfall geleistet hat, der Krankheit und Siechtum hervorbrachte. Geißeln der Zivilisation wie Arteriosklerose, Diabetes oder Bluthochdruck, so ihre Überzeugung, seien allesamt die Frucht der sogenannten Neolithischen Revolution. Dass die frühen Menschen mit dem planvollen Anbau von Getreide etliche Artgenossen vor dem Hungertod retteten, lassen die Paläo-Fans dabei außer Acht.

Im traditionell experimentierfreudigen Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg hat soeben das Sauvage eröffnet – ein Restaurant, das seine Gerichte ausschließlich in einer Weise komponiert, die der frühen Ernährung des Menschen entsprechen soll. Die Betreiber verzichten streng auf Milchprodukte und Brot, auf Nudeln, Reis und Kartoffeln. Käseersatz bereiten die Höhlenköche aus pürierten Nüssen und Wurzelgemüse. Auf Wunsch servieren sie ihren Gästen knuspriges Lammhirn in Maniokkruste.

Die schwarze Liste der Steinzeitküche



Zucker

Industriezucker ist bei Paläo-Freunden tabu, da er in der Steinzeit noch nicht hergestellt wurde. Sie veredeln ihre Desserts mit der natürlichen Süße von Trockenfrüchten, Honig oder Kokosblütenzucker.

Quelle: Sauvage



Getreide

Das klassische Brot aus Weizen und Hefe kommt in der Steinzeitküche nicht vor. Die Alternative: ein Fladen aus Kokos- und Maniokmehl. Damit der gebackene Teig nicht zerfällt, wird statt Gluten eine Sesampaste als Klebemittel verwendet. Weizen ersetzt die Hefe.



Milchprodukte

Milchprodukte lehnt die Paläo-Gemeinde ab. Findige Gourmets der Szene bereiten jedoch etwas dem Käse Vergleichbares: ein Püree aus Nüssen und Wurzelgemüse, das unter Zugabe von Bakterien fermentiert wird.

Als Belohnung für die Umstellung auf diesen verwegenen Speiseplan winke neben Heilung und Entgiftung auch ein gesteigerter Sexualtrieb, behauptet Sauvage-Geschäftsführer Boris Leite-Poço. Sein kulinarisches Glaubensbekenntnis umreißt der Gastronom so: „Wenn Sie Ihre Essgewohnheiten den Paläo-Prinzipien anpassen, ernähren Sie Ihren Körper so, wie es die Natur vorgesehen hat.“

Doch Ernährungswissenschaftler und Biologen halten das für Unsinn. „Paläo-Phantasie“ nennt die Evolutionsbiologin Marlene Zuk von der University of Minnesota den Trend zur Steinzeitdiät. „Deren Anhänger unterstellen, dass unsere Vorfahren zu einem bestimmten Zeitpunkt perfekt an ihre Umgebung angepasst waren. Aber diese Umstände hat es vermutlich so nie gegeben“, kritisiert Zuk.

Auch der Ernährungsphysiologe Alexander Ströhle von der Universität Hannover konstatiert, dass es „die natürliche Ernährung des Menschen nicht geben“ könne. Eine Spezialisierung unserer Vorfahren auf bestimmte Lebensmittel lasse sich nicht erkennen, sagt der Wissenschaftler.

Bereits in den siebziger Jahren hatte der Magen-Darm-Doktor Walter Voegtlin aus Seattle die Idee der Steinzeitdiät in einem Buch verbreitet. Eine wachsende Schar Paläo-Gläubiger bestärkte der Mediziner in dem Wahn, der Verzehr von Getreide schade sogar der menschlichen Entwicklung. Doch offenkundig haben Voegtlin und seine Gefolgsleute die Mechanismen der Evolution fehlgedeutet. „Optimale Gesundheit ist kein Selektionskriterium; was zählt, ist allein der Fortpflanzungserfolg“, sagt Lebensmittelforscher Ströhle.

Freilich raten auch Ernährungsspezialisten im Zweifel eher zum Verzehr von Gemüse und Obst statt zu Burgern und Pommes frites. „Allerdings stellt sich die ketzerische Frage“, so Ströhle, „ob diese Einsicht wirklich einer fragwürdigen evolutionsmedizinischen Begründung bedarf.“

Trotz der Einwände der Gelehrten erhalten die Verfechter der Paläo-Ernährung Zulauf wie nie zuvor. Verwundert sind die Wissenschaftler etwa darüber, dass etliche Verehrer der vermeintlichen Steinzeitkost vorgeben, über einen Zeitraum Bescheid zu wissen, der immerhin rund 2,5 Millionen Jahre währte und etwa um 8000 vor Christus endete.

Fossile Zeugnisse sind rar, die genauen Aufschluss über frühe Nahrungsgewohnheiten geben könnten. Vermutlich aber waren die Erfinder des Faustkeils aus purer Not nicht

DER SPIEGEL



Nahrungsbeschaffung in der Steinzeit**

Alles in sich hineinstopfen, was essbar ist

Ernährungsberater die Haare zu Berge stehen lassen“, so Ströhle.

Anthropologen fanden zudem Hinweise dafür, dass die Urmenschen stärkehaltige Knollen aus dem Erdreich buddelten, um ihren Heißhunger auf Saccharide zu stillen.

Doch unbeirrt halten die Paläo-Esser an der Illusion fest, dass die archaischen Vorfahren am liebsten gesundes Grünfutter mummelten und Kohlenhydrate nur sehr moderat über Obst zu sich nahmen. Deshalb verwenden die modernen Steinzeit-Epigonen viel Mühe darauf, es ihnen gleichzutun.

Restaurant-Chef Leite-Poço beispielsweise bezieht sein Fleisch von einer Farm im brandenburgischen Trebbin, wo die Rinder auf saftigen Wiesen grasen und nicht mit Getreide gefüttert werden. Und natürlich bezieht er auch Gemüse und Obst vom Bio-Bauern.

„Wir haben Paläo-Brot, und wir haben auch Paläo-Käse, aber geschmacklich haben die nichts mit ihren gewöhnlichen Namensvettern zu tun“, sagt Leite-Poço.

Dass sich die Großstadtbewohner ihren Vorbildern aus der Steinzeit auf diese Weise kulinarisch nähern, muss bezweifelt werden. So kultivieren Forscher der New York State Agricultural Experiment Station den Asiatischen Wildapfel (*Malus sieversii*), den schon unsere Vorfahren einst von den Bäumen pflückten. Ein Autor der „New York Times“, der das Obst kostete, berichtete Schauerliches: „Man stelle sich vor, man beiße in eine mürbe Paranuss, umgeben von einem Mantel aus ledriger Haut.“

Für Ernährungsexperten ist das keine Überraschung. „Unsere modernen Lebensmittel sind weit entfernt von ihren wilden Ahnen. Sie wurden extrem verändert und sind dadurch kalorienreicher, besser transportierbar oder einfach wohlschmeckender als das Original“, sagt Biologin Zuk. Den Liebhabern der Steinzeitkost hat die Wissenschaftlerin Ernüchterndes mitzuteilen: „Selbst wenn wir wollten, könnten wir uns gar nicht genauso wie unsere Vorfahren ernähren.“

In einem kürzlich veröffentlichten Buch amüsiert sich Zuk denn auch über die Rückbesinnung auf die Steinzeit*: „Ob sich die Höhlenbewohner wohl in nostalgischen Momenten in ähnlicher Weise gefragt haben, wie gut das Leben war, als sie noch nicht auf zwei Beinen laufen konnten und faul in den Bäumen lagen?“

FRANK THADEUSZ



Steinzeitköche im Restaurant Sauvage: Käseersatz aus pürierten Nüssen

besonders wählerisch und stopften alles in sich hinein, was ihnen essbar erschien. „Insgesamt war das Ernährungsverhalten des prähistorischen Menschen wie das seiner pleistozänen Vorfahren sehr flexibel“, urteilt Essforscher Ströhle.

Deren heutige Verehrer haben Kohlenhydrate weitgehend aus ihrem Speiseplan getilgt. Auf die Vorfahren können sich die Freunde der Steinzeitküche allerdings nicht berufen, wenn sie den Konsum der Energiespender zu vermeiden trachten.

Denn die Gier nach kalorienreicher Nahrung ist offenbar keine unnatürliche Verirrung des Zivilisationsmenschen.

„Das Verlangen nach Süßem dürfte vielmehr mit der fruchtebasierten Kost unserer behaarten Vorfahren in Zusammenhang stehen“, vermutet Ströhle. „Zudem wird häufig eine wichtige Nahrungsquelle unter den Tisch gekehrt – der Honig.“

Manche Naturvölker konsumieren in den Sommermonaten pro Tag bis zu anderthalb Kilogramm des natürlichen Süßstoffs. „Das würde jedem modernen

* Marlene Zuk: „Paleofantasy: What Evolution Really Tells Us about Sex, Diet, and How We Live“. W. W. Norton & Company, New York/London; 336 Seiten; 27,95 Dollar.

** Illustration aus dem 20. Jh.



Video: Ein Paläo-Rezept zum Nachkochen

spiegel.de/app452013rezept
oder in der App DER SPIEGEL

LITERATUR

Furioser Scherbenhaufen

Der Sieg des David Foster Wallace war auch sein Scheitern – und der fragmentarische Riesenroman „Der bleiche König“, der jetzt postum auf Deutsch erscheint, ist ein eindrucksvolles Dokument des schriftstellerischen Triumphs wie der menschlichen Tragödie: Der Beobachtungsfuror, die Besessenheit, die Bestürzung, mit denen hier aus dem Inneren der amerikanischen Steuerbehörde IRS heraus die postmoderne Welt beschrieben wird, ließen im Grunde keinen Ausweg mehr, nicht für die Figuren, nicht für den Autor. Alle hatten sich verannt, verloren im Labyrinth des Alltags. Foster Wallace, der große Erneuerer der Gegenwartsprosa, nahm sich im September 2008 mit gerade mal 46 Jahren das Leben – und der Schock war groß, weil doch der Spaß gerade erst begonnen hatte. Endlich hatte sich auch in Deutschland herumgesprochen, dass da ein furchtloser

amerikanischer Autor unterwegs war, sich den Weg in das dunkle Herz seiner Zeit zu bahnen, um ihr bei ihrem wunderlichen Selbstgespräch zuzuhören: „Vorbei an den Baumwollebenen, Asphalt diagrammen und Skylines aus verkantem Rost, vorbei auch am tabakbraunen Fluss, überhangen von Trauerbäumen, durch die hindurch Sonnenlichtmünzen auf das fließende Wasser fallen“, so beginnt „Der bleiche König“, der in vielem das Gegenstück ist zum Meisterwerk von David Foster Wallace, dem Roman „Unendlicher

Spaß“. Foster Wallace beschreibt darin eine Welt, die sich im Vergnügen verliert – in „Der bleiche König“ ist es die Langeweile, die die gleichen verheerenden Konsequenzen hat. Sie saugt die Figuren aus und lässt sie benutzt und beschmutzt zurück. Die Sorgfalt aber von Foster Wallace, die Hingabe seines Schreibens, sein Respekt und auch sein Humor, all das zeigt sich noch einmal in diesem mal furiosen, mal absichtsvoll faden Scherbenhaufen eines Romans.

DAVID FOSTER WALLACE
DER BLEICHE KÖNIG
ROMAN KIEPENHEUER & WITSCH

David Foster Wallace

Der bleiche König

Aus dem amerikanischen Englisch von Ulrich Blumenbach. Kiepenheuer & Witsch, Köln; 640 Seiten; 29,99 Euro.



Blanchett in „Blue Jasmine“

KINO

Glamour des Verfalls

Es ist die Tragödie einer Frau, die aus der Zeit fällt: Cate Blanchett spielt in dem Film „Blue Jasmine“ die Witwe eines Hochstaplers, der durch betrügerische Börsengeschäfte zu einem Vermögen kam und im Gefängnis Selbstmord beging. Das Luxusleben, das Jasmine bislang führte,

ist vorbei. Von der New Yorker Park Avenue zieht sie nach San Francisco zu ihrer Schwester (Sally Hawkins) in ein schäbiges Apartment. Nach der eher mäßigen Komödie „To Rome with Love“ hat Woody Allen nun wieder in den USA gedreht. Es ist der vielleicht härteste Film seiner

POP

Hymnen zum Mitwippen

Jetzt ist sie also da, die große Rockplatte des Herbstes. „Reflektor“ heißt sie, die kanadische Band Arcade Fire hat sie aufgenommen, und es ist das Album geworden, das die Welt seit Jahren eigentlich von U2 erwartet. Der große Wurf, der Versuch, hymnische und intellektuelle Rockmusik zu machen, die Stadien füllen kann. Es ist Tanzmusik ohne falsches Pathos und ohne Angst vor Peinlichkeit. 13 Stücke, die als Doppel-CD erscheinen, obwohl sie auf eine CD gepasst hätten. Hier sollte wohl gleich mal der Meisterwerk-Anspruch untermauert werden. Es geht auf diesem Album um die ganz großen Fragen: Wer sind wir? Und: Was bedeutet uns Musik? Diese Art von Riesenkunstwerk geht im Pop meistens schief, weil es an Bedeutungshuberei erstickt. Doch nicht hier. Wahrscheinlich liegt es an James Murphy, dem Kopf der New Yorker Danceband LCD Soundsystem, den Arcade Fire als Produzenten engagiert hatten. Während der Aufnahmen behielt die Band stets den Fuß von Murphy im Auge. Wenn er mitwippte, so der Sänger Win Butler, war alles gut.



Arcade Fire

GESCHLECHTER

„Sehr glücklich“

Der österreichische intersexuelle Autor Maria Georg Hofmann, 80, über die Kategorie „Geschlecht unbestimmt“, die es seit dem 1. November im deutschen Geburtsregister gibt

SPIEGEL: Maria Georg Hofmann, wie möchten Sie angesprochen werden?

Hofmann: Das spielt keine Rolle. Manche sagen „Professor Hofmann“ und wählen damit eine neutrale Form, das empfinde ich als sehr angenehm. Ich ziehe die männliche Anrede vor, aber ich überlasse die Entscheidung meinen Gesprächspartnern.

SPIEGEL: Seit Freitag voriger Woche ist hierzulande ein Gesetz in Kraft, nach dem es das Geschlecht „unbestimmt“ bei Neugeborenen gibt, wenn unklar ist, ob das Baby männlich oder weiblich ist.

Hofmann: Politisch begrüße ich das sehr, obwohl es für mein Leben in Österreich natürlich nichts mehr ändert. Mit den Gesetzen der Vergangenheit konnte man nicht gut leben. Es ist ein großer Fortschritt, wenn Lügen und Verheimlichen nicht mehr notwendig sind.

SPIEGEL: In Ihrem autobiografischen Roman „Der Auftritt des linkshändigen Dichters Alexander Galajda“ beschreiben Sie das Heranwachsen eines begabten Kindes in einer ungarischen Familie, die reich an Exzentrikern ist. Die

Doppelgeschlechtlichkeit der Hauptfigur kommt vor, ist aber nicht das beherrschende Thema.

Hofmann: Das entspricht meiner Erfahrung. Ich bin mit meinem dritten Geschlecht glücklich. Und ich bin den Frauen in meinem Leben sehr dankbar, weil sie meine geschlechtliche Unvollkommenheit immer elegant und großzügig übergangen haben.

Meine erste Liebe in Ungarn 1950, einem furchtbar reaktionären Staat, war zu einer Schulkameradin. Ihr Vater, ein Jurist, hat zu mir gesagt: Wenn meine Tochter Sie liebt, dann habe ich dazu nichts zu sagen. Das war wunderbar und befreiend und hat mich mental sehr gestärkt. Es hatte natürlich auch etwas mit der kulturellen Schicht zu tun, in der ich aufgewachsen bin.

SPIEGEL: Wäre Ihr Leben anders verlaufen, wenn es das dritte Geschlecht juristisch in Ihrer Jugend schon gegeben hätte?

Hofmann: Ich glaube nicht, dass mein Leben glücklicher geworden wäre, in mancher Hinsicht wäre vielleicht einiges leichter gewesen. Meine beiden Vornamen habe ich immer unterschiedlich eingesetzt: An einigen Stellen habe ich Georg

Maria Hofmann angegeben, an anderen Maria Georg. In jener Zeit, in der ich zu schreiben begann, im kulturell und gesellschaftlich rückständigen Ungarn, galt es als ganz ausgeschlossen, dass Frauen kulturell etwas von Bedeutung schaffen können. Auch deshalb habe ich die männliche Identität immer vorgezogen.



Hofmann

Karriere geworden. Der Regisseur erspart seiner verblendeten Heldin nichts und lässt sie mit Wucht auf dem Boden der Tatsachen aufschlagen. Blanchett gibt dieser Figur eine großartige Mischung aus Überheblichkeit und Verzweiflung. Sie spielt Jasmine als ebenso egozentrische wie fragile Person, die an Realitätsverlust leidet, eine unglaublich schöne Trinkerin, die noch im Verfall großen Glamour entfaltet. Blanchett macht aus dem Film die ergreifende Chronik eines Niedergangs: Kein Mensch hat es verdient, so an sich selbst zu scheitern.

KUNSTKRITIK

Obsessionen des Todes

Die Erinnyen, die drei Rachegöttinnen aus der griechischen Mythologie, lassen Jonathan Littell nicht los. Der Autor des verstörenden Romans „Die Wohlgesinnten“ über den fiktiven SS-Offizier Max Aue, dessen Titel sich auf die antiken Gestalten des rasenden Zorns bezieht, wechselt das Genre, nicht aber das Sujet. Die Faszination der menschlichen Gewalt bleibt sein großes Thema. Nun führt er seine Leser in den Prado von Madrid, um einen Bruder im Geiste zu entdecken: den britischen Maler Francis Bacon. Ihm hat Littell als Kunstkritiker drei Studien gewidmet, die er als Hommage an Bacons Vorliebe für Bildergruppen „Triptychon“ nennt (Hanser Berlin;

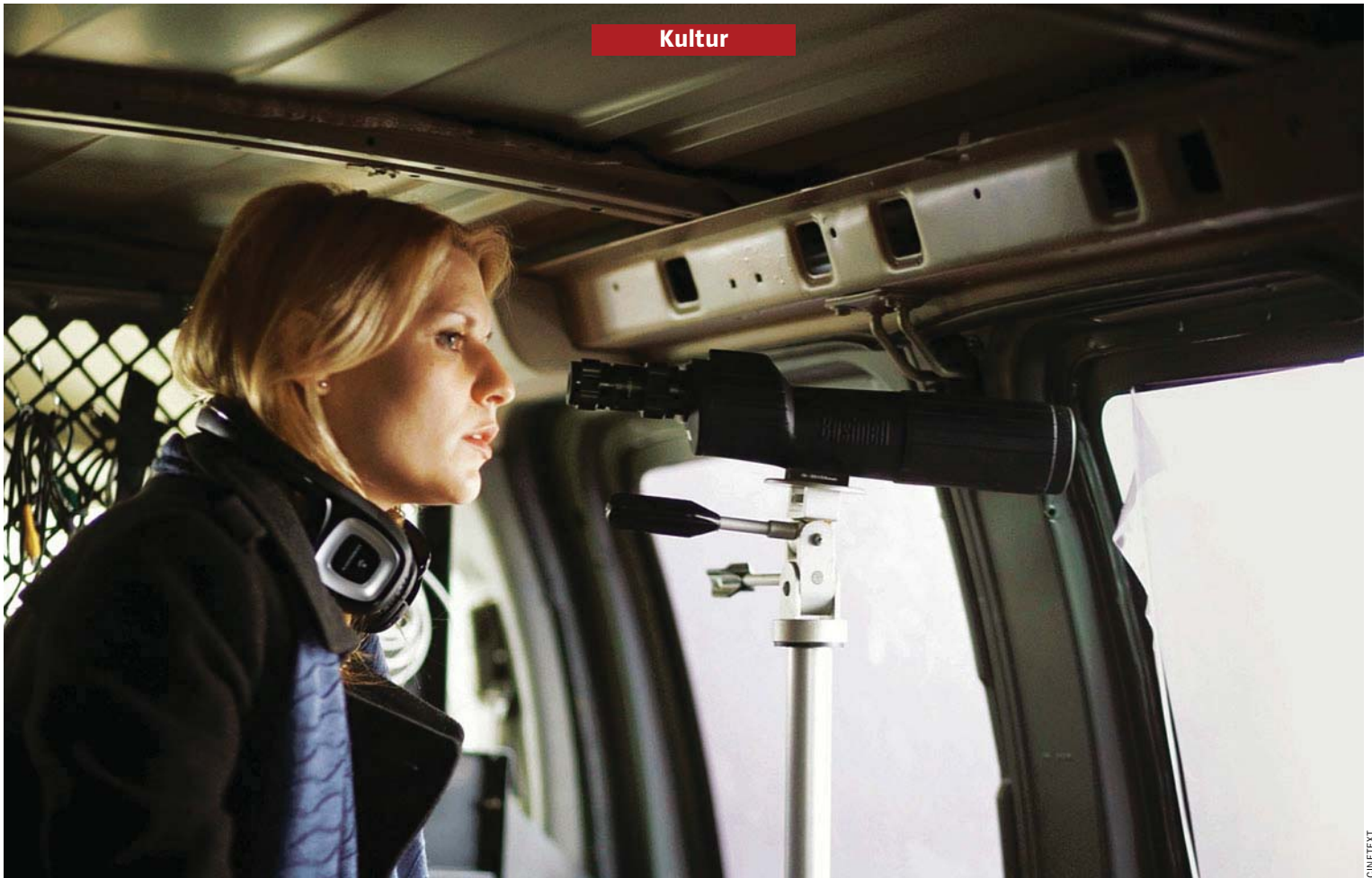


Bacon-Werk „Selbstporträt“, 1969

144 Seiten; 19,90 Euro). Wie Littells monströses Holocaust-Epos lösten auch Bacons Bilder anfangs Bestür-

zung und heftige Ablehnung aus. Und wie dem Literaten ging es dem Maler um die „Gewalttätigkeit der Wirklichkeit“, verkörpert in Farbe statt in Wörtern. Die Erfahrung des Todes, der Vergeblichkeit menschlicher Bestrebungen, der Hinfälligkeit des Fleisches ist eine der stärksten Antriebe von Kunst, Religion, Philosophie und Dichtung. Diese Bedeutungszusammenhänge versucht Littell in „Francis Bacons Grammatik“ (so hat er die zweite seiner Studien überschrieben) zu entschlüsseln und die tiefen Wahrheiten hinter den symbolischen Produkten einer scheinbar exzentrischen Imagination bloßzulegen. Die Rätsel, die Bacons Bilder fast immer darstellen, sind die Rätsel des Leidens und des Todes. In den wütenden Deformationen seiner entstellten, verkrümmten, manchmal bluttriefenden Körper sieht der Interpret ihre künstlerische Schönheit.

HANSER BERLIN / THE ESTATE OF FRANCIS BACON / VG BILDKUNST, BONN 2013



Darstellerin Danes als Agentin Mathison: Sie ist bereit, Gesetze zu brechen

NSA-AFFÄRE

Paradies und Paranoia

Die fiktionale Fernsehserie „Homeland“ erzählt von hysterischen CIA-Agenten in einem hysterischen Land. Das ist ziemlich nah an der Wirklichkeit. *Von Dirk Kurbjuweit*

Die Gestalt unserer Zeit ist die Agentin Carrie Mathison, die Hauptfigur der amerikanischen Serie „Homeland“, gespielt von der wundervollen Claire Danes. Die Szenen unserer Zeit finden sich in den ersten Folgen von „Homeland“, wenn Mathison nervös zu Hause sitzt und am Bildschirm das Leben eines Terrorverdächtigen beobachtet und abhört. Seine Wohnung ist verwandt, Mathison will alles wissen. Sie ist eine Hysterikerin, bipolar, paranoid, krank. Für ihren Job ist das ein Vorteil.

Die realen Geheimdienste der USA treiben es noch weiter. Sie lesen und hören bei so ziemlich jedem mit, sogar bei Bundeskanzlerin Angela Merkel, die bis-

lang nicht im Verdacht stand, Verbindungen zum islamistischen Terrorismus zu unterhalten, deren Handy aber abgehört wurde.

Derzeit wird oft unterstellt, dass Geheimdienste Sonderwelten seien, die zum Teil eigenmächtig handeln. Sie sind aber auch Ausdruck ihrer Gesellschaften, vor allem Ausdruck von deren Ängsten. Es könnte also sein, dass es nicht nur paranoide Agentinnen gibt, sondern auch paranoide Demokratien, die aus Angst hysterisch handeln. Sie haben einerseits einen starken Freiheitsmythos, aus dem aber ein Verfolgungswahn erwächst. Der wiederum bedroht die Freiheit. Die USA stecken derzeit in einer späten Phase dieses Zyklus.

Freiheit heißt: Es gibt einen unendlichen Möglichkeitsraum, alles kann passieren, auch das Schlechte, das Böse. Deshalb macht Freiheit Angst. Je größer die Freiheit, desto größer die Angst. Woher kommt die amerikanische Angst?

Auch dazu gibt es Filmszenen, aus Western. Planwagen rollen durch eine schroffe, abweisende Landschaft, bedrohliche Stille, ängstliche Blicke zu den Hügeln links und rechts. Ist da jemand? Ja. Ein Trupp Indianer hat sich versammelt, gleich preschen sie vor. Es wird Tote geben, ein paar Kreuze werden in der Wildnis zurückbleiben.

Die USA sind ein relativ junger Staat, der als Gesellschaft von Siedlern begann. Sie wollten den Beklemmungen und Be-



PETE SOUZA / WHITE HOUSE PHOTO / WHI / ACTION PRESS

Präsident Obama: „Homeland“ soll seine Lieblingsserie sein

schränkungen der europäischen Monarchien entkommen und entwickelten daher einen starken Freiheitsdrang. Den konnten sie in den endlosen Weiten des Kontinents ausleben. Als politische Menschen sahen sie nicht ein, dass sie auch jenseits des Atlantiks von der britischen Kolonialmacht beherrscht wurden, und erkämpften sich Unabhängigkeit und Demokratie.

Da die Siedler ihr wunderschönes Land und ihren Staat unter großen Opfern erobern mussten, gegen die britischen Truppen, gegen die Indianer, gegen die Wildnis, entstand eine religiöse Überhöhung ihrer Errungenschaften. Land und Staat wurden gleichsam zum Paradies erklärt. „The land of the free and the home of the brave“, heißt es in der Nationalhymne, das Land der Freien und die Heimat der Tapferen.

Im Gencode der Nation ist aber auch die Angst geblieben, die viele Siedler ausstehen mussten, auf den Trecks und in den Kriegen. Ein Planwagen mit Mann, Frau und einer Schar Kinder in der endlosen Wildnis – das ist das perfekte Symbol des unbegrenzten Möglichkeitsraumes. Die Freiheit ist total, die Verletzlichkeit maximal. Das gehört zusammen.

Um die USA zu verstehen, lohnt es sich, den Blick auf andere paranoide Demokratien zu richten. Im südlichen Afrika erkämpften sich burische Siedler Raum

gegen die Einheimischen. „Eie land, vrye volk“, sagen die Buren bis heute mit verklärtem Blick, eigenes Land, freies Volk. Ab 1948 wurde dort in Südafrika ein striktes Apartheid-System durchgesetzt. Die Buren schotteten sich damit gegen die schwarze Mehrheit ab und schufen eine Demokratie nur für Weiße, eigentlich also eine Scheindemokratie. Angst war die Grundlage dieses Staats. Man baute Atombomben, obwohl es keine Gegner dafür gab.

Israel ist das gelobte Land der Juden. Israel sollte vor allem den Überlebenden des Holocaust Freiheit und Sicherheit schenken. Es wurde unter großen Opfern in Kriegen gegen Palästinenser und Nachbarn erkämpft und erhalten und hat bis heute Elemente einer Siedlergesellschaft; noch immer wird ins Westjordanland hinein expandiert.

Auch in Israel wird die Politik von der Angst bestimmt, begründeter Angst. Das Land ist von Feinden umgeben, die zum Teil eine erneute Vernichtung der Juden zum Ziel haben. Aber muss man deshalb mutmaßliche Gegner im Ausland ermor-

den lassen? Wer heute ein Symbol politischer Paranoia sehen will, sollte sich die gigantische Mauer anschauen, die die palästinensischen Gebiete von den israelischen abschottet. „Homeland“ übrigens basiert auf einer israelischen Fernsehserie.

Die USA unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von dem Apartheid-Südafrika und Israel. Ähnlich ist aber der Dreiklang aus Freiheitsmythos, Paradies und Angst dieser drei Staaten. Daraus entwickelten sie eine extreme Wehrhaftigkeit, aber auch eine überspannte Empfindlichkeit.

Für eine politische Paranoia braucht es einen Feind oder zumindest die Vorstellung von einem Feind. Nachdem die weiße Siedlergesellschaft die Indianerstämme vernichtet oder verbannt hatte, gab es lange keinen Feind, der die Amerikaner in ihrem Paradies bedrohen konnte. Erst die Atombomber der Sowjetunion machten die USA anfällig, schürten also Angst. Zugleich bot der Rivale im Osten das Gegenmodell zum Freiheitsmythos, weil er eine Gesellschaft des Zwangs errichtet hatte, eine Gesellschaft kleiner Möglichkeitsräume. Er bot auch das karge

Carrie Mathison will alles wissen, sie leidet unter Verfolgungswahn. Für ihren Job ist das ein Vorteil.



XIPOL / CONTACTPRESSIMAGES / AGENTUR FOCUS

Trümmer des World Trade Center in New York 2001: *Die Geheimdienste hatten nichts gemerkt*

Gegenmodell zum amerikanischen Paradies, das inzwischen vor allem zum Konsumparadies geworden war.

Amerika konnte sich also in seinen tiefsten Strukturen bedroht fühlen. Eine Niederlage gegen die Sowjetunion hätte aus den USA entweder eine nukleare Wüste oder einen sozialistischen Staathalter mit Bückware und maximal zwei Automodellen gemacht, beides Alpträume für Amerikaner. Die Angst war sehr groß.

Bald entwickelte sich eine Paranoia, deren früher Auswuchs der McCarthyismus der fünfziger Jahre war. Wer unter den Verdacht fiel, Sympathien für den Kommunismus zu hegen, wurde schikaniert. Antikommunismus blieb während des Kalten Kriegs eine hysterische Grundhaltung amerikanischer Politik.

Die Sowjetunion brach Ende der achtziger Jahre zusammen, und die USA hatten ein relativ entspanntes Jahrzehnt, bis am 11. September 2001 entführte Flugzeuge das World Trade Center und Teile des Pentagons zertrümmerten. Am Steuer saßen kriegerische Islamisten, deren Ideen ebenfalls eine Antithese zur amerikanischen Gesellschaft bildeten.

Sie waren Gegner freiheitlich-individualistischer Lebensweisen, und sie strebten nach einem Paradies, in dem man mit

Kreditkarten nichts anfangen konnte. Zudem war es ihnen als Ersten überhaupt gelungen, die USA im eigenen „Homeland“ schwer zu verwunden. Sie waren der ideale Feind für die nächste Paranoia. Es schlug die Stunde der Carrie Mathisons in den Geheimdiensten.

Längst nicht alle Demokratien sind paranoid, aber so gut wie alle Diktaturen. Für sie ist die Paranoia systemschaffend und systemerhaltend. Man braucht einen Feind, um Gewalt und Zwang zu legitimieren und Gefolgschaft zu generieren, immer einen inneren Feind, manchmal auch einen äußeren. In hysterischer Staatsführung sind die Nationalsozialisten unerreich; zu inneren Feinden erklärten sie Juden, Kommunisten, Sozialdemokraten, Sinti und Roma, Schwule oder Leute, die einen Witz über Adolf Hitler machten. Die äußeren Feinde waren all jene Länder, die überfallen wurden, also sehr viele, dazu die Demokratien in Übersee, vor allem die USA. Für die Parteidiktatur China sind Dissidenten die inneren Feinde, oft Leute, die mit Pinsel, Stift oder Laptop ihre Kritik äußern. Einen äußeren Feind gibt es nicht, allenfalls eine Aversion gegen Japan.

Die USA sind mit dem nationalsozialistischem Deutschland nicht zu vergleichen, auch nicht mit China. Es ist nur lei-

der so, dass eine paranoide Demokratie dazu neigt, Instrumente einzusetzen, die einer Demokratie unwürdig sind, Instrumente einer Diktatur, und dazu zählt die möglichst lückenlose Überwachung.

In einer paranoiden Welt ist die Information das kostbarste Gut. Wer sich bedroht fühlt, will möglichst viel über seine Bedrohung wissen, um Ängste beherrschbar zu machen und den Präventivschlag vorzubereiten. Die Wachsamkeit war schon im Planwagen eine der wichtigen Maßnahmen gegen den Überfall. Vor dem 11. September haben die Geheimdienste geschlafen, sie merkten nichts, obwohl die Attentäter bei den Vorbereitungen eine Menge Spuren hinterließen. Auch Carrie Mathison ist traumatisiert, weil sie einmal nicht aufmerksam war. Das soll ihr nicht noch einmal passieren. Sie ist bereit, Gesetze zu brechen.

Nun haben die Geheimdienste eine gigantische Informationsbeschaffungsmaschine aufgebaut, die auch für Wirtschaftsspionage nützlich ist. Damit ihnen nichts entgeht, werden Privat- und Intimsphäre von zig Millionen Menschen verletzt, werden befreundete Staaten und Politiker verprellt.

Eine weitere Form paranoider Informationsbeschaffung ist die Folter. Amerikanische Geheimdienste haben Gefangene gequält, um etwas über Terroristen zu erfahren. Folter ist die Negation von Demokratie, Freiheit und Menschenrechten. Wenn ein demokratischer Staat sich dazu hinreißen lässt, muss er schon sehr hysterisch, sehr verängstigt sein.

Es geht ja nicht um die Atombombe. Es geht um Angriffe, die Amerika sehr weh tun können, die aber in Wahrheit nicht die amerikanischen Gründungsmythen bedrohen, die nicht das amerikanische Paradies auslöschen können. Das können die Amerikaner derzeit nur selbst. Der Angistaspekt der Freiheit ist zerstörerisch für die Freiheit, weil er den Wunsch nach Sicherheit ausufern lässt.

Während die Paranoia eine Diktatur legitimiert, kann sie in einer Demokratie das Gegenteil bewirken. Massenüberwachung, Folter, das außerrechtliche Gefangenenlager Guantanamo, eine Abschottungsideologie, in deren Folge der Schriftsteller Ilija Trojanow nicht einreisen darf, weil er sich kritisch über amerikanische Politik geäußert hat – die USA sind nicht mehr das Vorbild freiheitlicher Demokratie.

Auch andere Nationen haben ihre Ängste, aber sie haben nicht die Macht, die Welt durcheinanderzubringen. Macht und Paranoia sind eine gefährliche Mischung.

Die Lieblingsserie Barack Obamas ist „Homeland“. Es ist eine befremdliche Vorstellung, dass er im Sessel sitzt, sich von Carrie Mathison unterhalten lässt und dabei für einen Staat verantwortlich ist, der so paranoid handelt wie diese Frau.

„Unbedingt Asyl für Edward Snowden!“

51 Prominente aus Kultur, Politik und Gesellschaft unterstützen den Whistleblower.

Volker Schlöndorff, 74, Regisseur

„Vielleicht hat Edward Snowden noch ein paar Geheimnisse für die Kanzlerin. Deutschland sollte ihm auf jeden Fall Asyl gewähren. Und wir sollten Snowden bitten, abhörsichere Systeme für Europa zu entwickeln.“

Reinhard Rauball, 66, Bundesliga-Präsident

„Snowdens uneigennütziges Handeln wird nachhaltige Konsequenzen für das Verhalten der Staaten untereinander haben. Willkürliche Überwachungen in bislang ungeahnten Ausmaßen sind eine erhebliche Beeinträchtigung der Menschenrechte.“

Gregor Gysi, 65, Die Linke

„Asyl oder zumindest ein Zeugenschutzprogramm ist deshalb erforderlich, weil er in den USA wegen Geheimnisverrats

hoch bestraft werden würde, und zwar aus einem politischen Grund. Dieser Geheimnisverrat hat aber die deutsche Bevölkerung erst aufgeklärt, zwingt inzwischen die Bundesregierung, über den Schutz ihrer Bevölkerung – einschließlich der Kanzlerin – nachzudenken. Eine politische Straftat, die uns nutzt, die man moralisch hoch bewerten muss, erfordert Asyl, zumindest ein Zeugenschutzprogramm.“

Veit Heinichen, 56, Krimi-Autor

„Unbedingt! Aber das wird nie passieren, weil die deutsche Unabhängigkeit innerhalb des westlichen Machtbündnisses nur vorgetäuscht ist.“

Heiner Geißler, 83, CDU

„Unbedingt! Snowden hat der westlichen Welt einen großen Dienst erwiesen. Jetzt ist es an uns, ihm zu helfen. Als ein überzeugter Anhänger der transatlantischen Beziehungen bin ich zutiefst traurig über die Entwicklung der letzten Wochen.“

Silvia Bovenschen, 67, Schriftstellerin

„Snowden ist ein Held.“

Jürgen Becker, 54, Kabarettist

„Da bin ich sofort dafür! Noch besser wäre es, Snowden den Friedensnobelpreis zu verleihen, dann könnten ihm die Amerikaner nichts mehr anhaben.“

Inga Humpe, 57, Musikerin

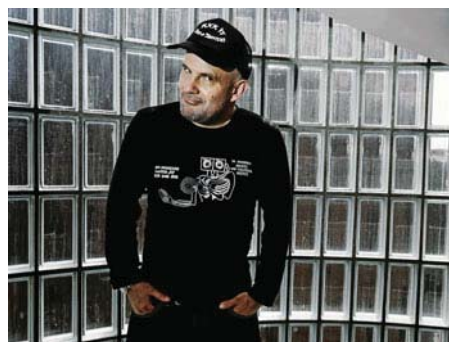
„Asyl für Cyber Jesus! Er verhilft uns mit seinen Enthüllungen zu einem neuen Bewusstsein über den herrschenden Kontrollwahn.“

Tom Stromberg, 53, Theatermanager

„Für ihn gilt: Etwas Besseres als Putin findet er überall.“

Antje Kunstmann, 64, Verlegerin

„Bin unbedingt dafür. Außerdem soll er den Friedensnobelpreis bekommen – mindestens!“



RETO KLAR

„Ströbele bei Snowden hat schon fast eine Grandesse wie Springer bei Chruschtschow. Auf nach Moskau, Deutschland retten. Klingt etwas komisch, stimmt aber irgendwie leider ein bisschen.“

Westbam, 48, Musiker

Thomas Brussig, 48, Schriftsteller

„Die ganze Sache ist eine Ohrfeige für die USA. Snowden hat Deutschland eine wichtige Debatte verschafft. Er verkörpert den Geist von Freiheit und Aufklärung und würde sich bei uns sehr gut machen.“

Angelica Domröse, 72, Schauspielerin

„Ich bin immer dafür, dass man jemandem, der bedroht ist, Aufnahme gewährt. Diese Haltung resultiert schon allein aus meinen Erfahrungen mit der Mauer.“



ADOLPH PRESS / KUNZ

„Strafe muss sein, liebe Amis!“

Leander Haußmann, 54, Regisseur



IPON / IMAGO

„Ich fände es sehr sinnvoll, wenn er vor dem Untersuchungsausschuss in Deutschland aussagen würde. Er hat entscheidend zu der so notwendigen Debatte beigetragen. Und er verdient unseren Respekt: Er hat gewusst, was er tut – und er zahlt einen hohen Preis.“

Alice Schwarzer, 70, Publizistin

Udo Lindenberg, 67, Musiker

„Im Atlantic Hotel kann ich bestimmt ein Zimmer für ihn klarmachen – welcome Edward.“

Bernd Schlömer, 42, Piratenpartei

„Ich wünsche mir mehr Mut von der Bundesregierung: Unsere Interessen nach Aufklärung und Bürgerrechten wiegen mehr als die amerikanischen Befindlichkeiten.“

Imke Duplitzer, 38, Fechterin

„Snowden hat aufgezeigt, wie die USA den Rest der Welt behandeln. Nun ist es an der Zeit, Amerika klarzumachen, dass es so nicht geht.“

Jürgen Flimm, 72, Intendant in Berlin

„Ich finde das toll, wenn Snowden käme, ich würde ihn auch beköstigen. Dass er mit diesem ganzen Abhör-Spuk ausgeräumt hat, ist den Friedensnobelpreis wert.“

Nike Wagner, 68, Intendantin in Bonn

„Allein schon aus Dankbarkeit für das, was er getan hat.“

Helge Malchow, 63, Verleger

„Eine überwältigende Leistung für die Demokratie. Das allein rechtfertigt es, ihm Asyl zu gewähren. Und als Zeuge in einen Ausschuss sollte er sowieso geladen werden.“

Caroline Peters, 42, Schauspielerin

„Als ich das erste Mal von Snowden gehört habe, dachte ich, hat irgendjemand ernsthaft damit gerechnet, dass das Internet frei und sicher ist, und muss man das noch aussprechen? An der Welle von Angst und Empörung, die Snowdens Enthüllungen auslösten, habe ich erst verstanden, dass man das dringend offen aussprechen musste. Er hat ein diffuses, von allen geteiltes Schweigen gebrochen, das hat ihn zum Flüchtenden gemacht. Nun sollte man ihm helfen, nicht auch zum Schweigenden gemacht zu werden.“

Sylvia Löhrmann, 56, stellvertretende Ministerpräsidentin NRW

„Da Edward Snowden zur Aussage bereit ist, sollte diese Möglichkeit unbedingt genutzt werden. Die Bürgerinnen und Bürger haben ein Recht auf umfassende Aufklärung. Jetzt wird sich zeigen, wie ernst es die Bundesregierung damit meint. Es wurde lange genug über Snowden geredet, jetzt müssen wir mit ihm reden.“

Bibiana Beglau, 42, Schauspielerin

„Vielleicht empfindet die amerikanische Regierung ihn als Verräter, ich erlebe seine Taten aber als die eines Beschützers der Demokratie.“

Thomas Ostermeier, 45, Intendant in Berlin

„Eigentlich bin ich dafür, aber weil ich nächste Woche in die USA reisen möchte mit Ibsens „Volksfeind“, dem ersten Stück über einen Whistleblower, bin ich dagegen.“

Bodo Kirchhoff, 65, Schriftsteller

„Das ist keine politische, sondern eine urmenschliche Frage: Der Mann hat alles gegeben, und jetzt gibt man ihm etwas zurück.“

Hans Neuenfels, 72, Theater- und Opernregisseur

„Ihm ist zu verdanken, dass wir nun darauf aufpassen, nicht mehr in die Situation zu geraten, unser Ich unfreiwillig bloßzustellen.“

Monika Maron, 72, Schriftstellerin

„Edward Snowden gehört nicht zu Putin, Edward Snowden gehört zu uns.“

Ferdinand von Schirach, 49, Anwalt und Schriftsteller

„Snowden verstößt gegen die Geheimhaltungspflichten, die ihm sein Staat auferlegt hat, er begeht damit Straftaten. Aber das darf hier nicht allein entscheidend sein. Hinter einer hohen Schwelle gibt es nämlich eine Pflicht des Bürgers zum Ungehorsam gegen den Staat. Der US-amerikanische Schriftsteller Henry David Thoreau sagte: „Man sollte nicht den Respekt vor dem Gesetz pflegen, sondern vor der Gerechtigkeit.“ Genau das hat Snowden getan.“

Alissa Walser, 52, Schriftstellerin

„Transparenz darf keine Einbahnstraße sein.“

Samuel Finzi, 47, Schauspieler

„Edward Snowden macht etwas, das für das Sein einer Demokratie wesentlich ist – die freie Meinungsäußerung. Dass diese unbequem für die amerikanische Regierung und noch viel unbequemer für uns Nutzer der neuen Medien ist, kann nach den mutigen Enthüllungen niemand mehr aussitzen.“

Oliver Welke, 47, ZDF-Moderator

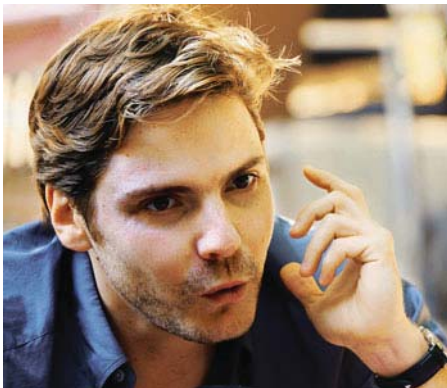
„Ich halte ihn für einen ernsthaften Bundesverdienstkreuz-Anwärter.“



PONIZAK / CARO

„Für Transparenz und Gastlichkeit!“

Julia Franck, 43, Schriftstellerin



STEPHANIE PILICK / DPA

„Ich würde es begrüßen, wenn Snowden in einem demokratischen Land, das die Demokratie vor alle anderen Interessen und Bündnisse stellt, Asyl bekommen würde.“

Daniel Brühl, 35, Schauspieler

Karen Duve, 51, Schriftstellerin

„Unsere Loyalität sollte nicht denen gehören, die uns ausspähen, sondern demjenigen, der es ermöglicht hat, dass wir davon wissen.“

Dirk Roßmann, 67, Drogeriekette Rossmann

„Wer nicht will, dass das Schreckensszenario aus Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ Wirklichkeit wird, sollte Menschen wie ihm jede erdenkliche Unterstützung geben.“

Terézia Mora, 42, Schriftstellerin

„Ich bin auf der Seite von Whistleblowern.“

Jan Josef Liefers, 49, Schauspieler

„Natürlich befürworte ich Asyl für Snowden. Deutschland verweigert ihm Asyl ja nicht aus selbstgewonnener Überzeugung, sondern lediglich aus Loyalität den USA gegenüber. Die Diskussion, wo auf der Skala zwischen ‚Held‘ und ‚Verräter‘ er seinen Platz hat, wäre für mich ein extra Thema. Immerhin hat Frau Merkel ihm die Erkenntnis zu verdanken, dass auch sie persönlich abgehört wurde.“

Ulrich Wickert, 70, Publizist

„Es ist beschämend, dass er in Deutschland erst ernst genommen wurde, als es um das Handy von Frau Merkel ging.“

Fritz Pleitgen, 75, ehemaliger ARD-Vorsitzender

„Der Mann hat für die Menschheit viel getan, er hat uns allen die Augen geöffnet.“

Ulla Schmidt, 64, Bundestags-Vizepräsidentin
„Wir sollten ihn auf alle Fälle anhören.“

Matthias Hartmann, 50, Burgtheaterdirektor

„Er hat die Welt ehrlicher gemacht. Durch ihn weiß man jetzt, was man immer geahnt hat. Die Wahrheit kommt in Tranchen, und man kann den Politikern herrlich beim Lügen zuschauen.“

Ewald Lienen, 59, Fußballtrainer

„Wir sollten Edward Snowden jedes Recht einräumen, uns bei der Aufklärung der US-Geheimdienstaffäre helfen zu können.“

Ulrich Khuon, 62, Intendant in Berlin

„Eine Loyalitätsaufkündigung muss geschützt werden, wenn sie einen Loyalitätsverrat aufdeckt – immer, trotz politischer und diplomatischer Verwerfungen. Aber man muss befürchten, er wäre in Deutschland groteskerweise unsicherer als in Moskau.“

Moritz Rinke, 46, Dramatiker

„In der Atompolitik hat die Regierung doch auch eine tolle Volte vollzogen, warum nicht jetzt auch, nachdem wir so eine Art Fukushima mit Merkels Handy erlebt haben?“

Daniel Ellsberg, 82, US-Whistleblower

„Ich hoffe, er findet einen Zufluchtsort, der so sicher wie irgend möglich ist, um ihn vor einer Entführung oder Ermordung durch eine US-Spezialeinheit zu bewahren.“

Daniel Kehlmann, 38, Schriftsteller

„Die deutschen Diktaturen des 20. Jahrhunderts haben uns gelehrt, welche Gefahren potentiell darin liegen, wenn große Mengen von Informationen ohne öffentliche Kontrolle gesammelt werden. Daher wäre Deutschland prädestiniert dafür, einem Whistleblower, der der Öffentlichkeit über Art und Umfang der enormen Datensammlung Auskunft gegeben hat, einen Zufluchtsort zu bieten.“

Peter Schneider, 73, Schriftsteller

„Snowden ist ein Held der zivilen Gesellschaft.“

Lavinia Wilson, 33, Schauspielerin

„Ich wünsche mir, dass über jeden Asylantrag eines Menschen, der nach Europa möchte, mit der gleichen Intensität gestritten wird wie über Snowdens Fall. Die Festung Europa muss endlich jedem Verfolgten eine Chance geben, sich angemessen zu verteidigen. In dubio pro reo. Und jemand wie Snowden hat das Recht, Schutz für seine Person zu finden.“

Marius Müller-Westernhagen, 64, Musiker

„Edward Snowden steht für das Amerika, an das wir glauben.“

Hans Magnus Enzensberger, 83, Schriftsteller

„Amerika kann einem leidtun. Nummer eins zu sein ist anstrengend und fördert den Missmut aller andern. Hilflös sehen die Bewohner der Vereinigten Staaten zu, wie sich ihr Traum in einen Alptraum verwandelt. Einer, der nach wie vor an die herrliche Verfassung glaubt, sitzt in Moskau in der Falle. Warum hat niemand einen Finger für Edward Snowden gerührt? Viele bewundern ihn, keiner tut etwas.“

Für die Briten, die zur Kolonie der USA geworden sind, ist er ein Verräter. Die Bundesrepublik gilt in Washington als Protektorat. Die EU ist mit ihren selbstverschuldeten Krisen beschäftigt. Bleibt eigentlich nur Skandinavien, der Weltmarktführer in Sachen Weltfrieden und Menschenrechte.

Das reichste und energieunabhängigste Land in dieser Gegend ist das Emirat Norwegen. Der EU gehört es nicht an. Von der früheren Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland stammt der unvergessliche Satz: ‚Es ist typisch norwegisch, gut zu sein.‘ Als das Land noch arm war, 1935, forderte es die mächtige Sowjetunion heraus, indem es Leo Trotzki politisches Asyl gewährte. Heute herrscht dort dröhnendes Schweigen. Statt Friedensnobelpreise auszuloben, sollte die norwegische Regierung, in ‚typisch guter‘ Manier, Snowden einen Pass und ein Visum ausstellen und ihm eine unbegrenzte Aufenthaltserlaubnis garantieren.“



BERNHARD HUBER

Hans Magnus Enzensberger, 83, Schriftsteller



1 Bemalter Stahlhelm, 1917

2 Nevinson-Gemälde „Wege zum Ruhm“, 1917

3 Kupka-Bild „Klaviertasten/ Der See“, 1909

4 Kirchner-Werk „Selbstbildnis als Soldat“, 1915

KUNST

Lust auf Krieg

Eine Bonner Schau widmet sich der Avantgarde in den Jahren vor und während des Ersten Weltkriegs.

Erstaunlich viele Künstler zogen begeistert in die Schlacht.

Was für ein Bild. Ein Boot auf einem See, dunkel und bunt, eine stimmungsvolle, auch mysteriöse Idylle. Der tschechische Maler František Kupka schuf das Ölgemälde 1909 in Paris. Für damalige Gewohnheiten ist es radikal modern, weil sich die Gegenständlichkeit darauf aufzulösen scheint, weil es den Weg in die befreiende Abstraktion aufzeigt.

Viele bahnbrechende Bilder sind im frühen 20. Jahrhundert geschaffen worden. Sie belegen, welche Energie von der Kunstlandschaft Europas ausging. Eine Auswahl der Produktion aus Vorkriegs- und Kriegszeiten, auch Kupkas Bild, hängt nun in der Bundeskunsthalle in Bonn. Dort beginnt am Freitag die Schau „Die Avantgarden im Kampf“.

Der deutsche Expressionismus, der französische Kubismus, der italienische Futurismus waren provozierende Stile. Sie alle prägt eine Ästhetik der Anspannung, der Nervosität. Europas Künstler wollten gefährliche Bilder malen, die alles in Frage stellen, was bis dahin galt, auf der Leinwand und im Leben.

Die Zäsur, die dem Sommer der Kriegserklärungen von 1914 folgte, war echt, tief und blutig. Was der Erste Weltkrieg für die Kunst bedeutete, was den Künstlern dieser Krieg bedeutete, klären nun, bald hundert Jahre später, viele Bücher und Ausstellungen. Der Bonner Beitrag ist in seiner klugen Anschaulichkeit grundlegend.

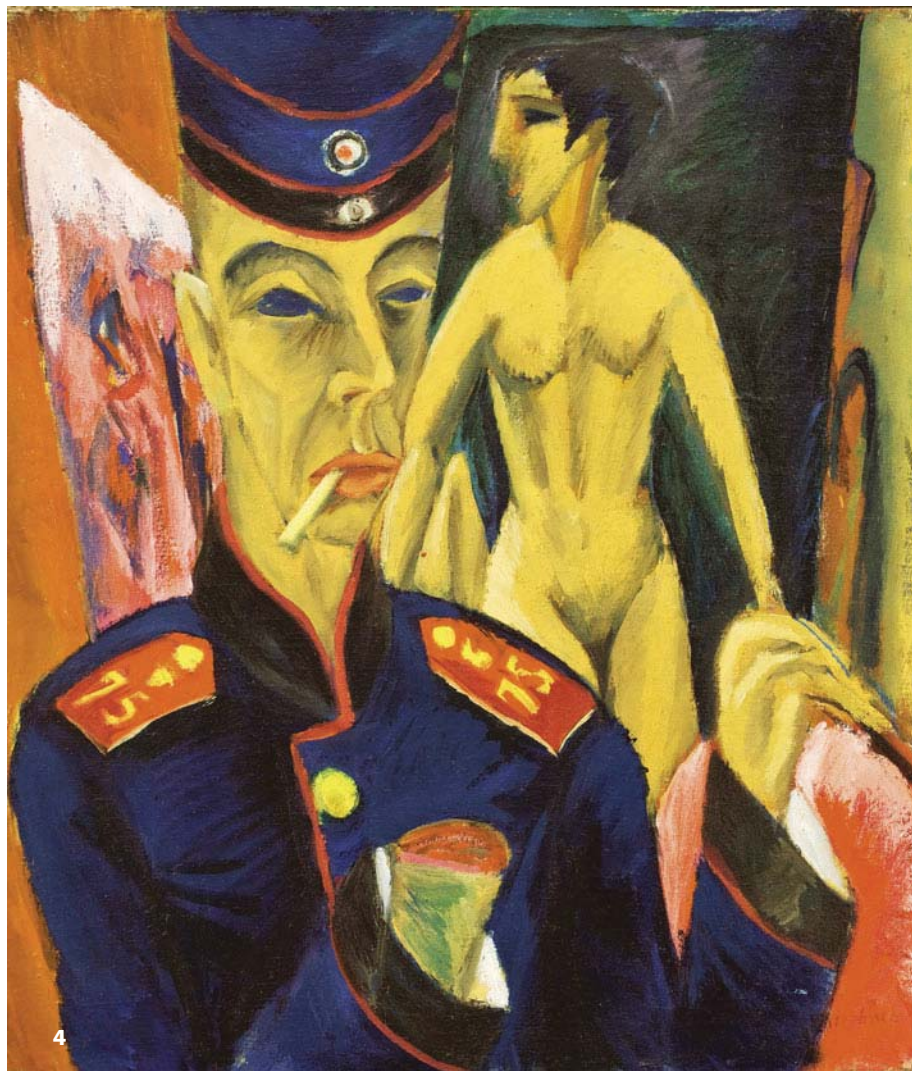
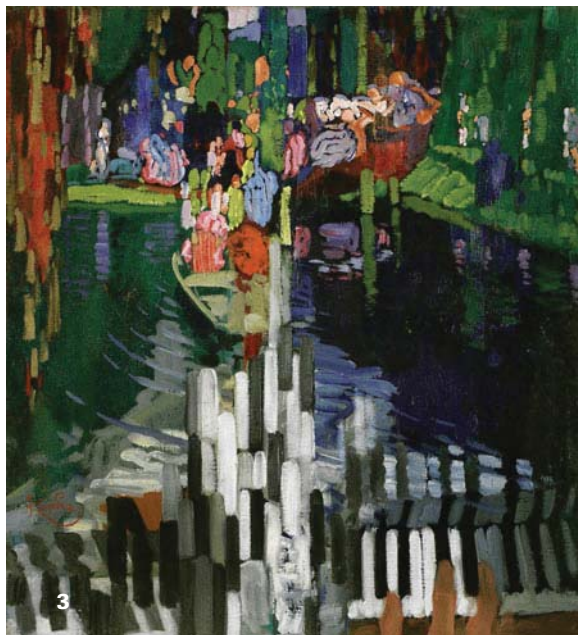
Kupka, damals ein Mittvierziger, wollte 1914 sofort an die Front. Weil seine Hei-

mat eine neutrale Position einnahm, trat er der sogenannten tschechischen Abteilung der französischen Fremdenlegion bei. Er überlebte diesen Krieg, auch den nächsten, und durfte 1955 sogar an der ersten Documenta teilnehmen.

Zum größeren Mythos wurde der Münchner Maler Franz Marc, der 1916 in der Nähe von Verdun fiel. Auf seinen Leinwänden erscheint die Welt wie eine kristalline Kostbarkeit, als hätte eine veränderte Tektonik zu wahrer Schönheit geführt. Marc forderte auch in der Gesellschaft die völlige Umwälzung, die er Reinigung nannte. „Mein Herz ist dem Krieg nicht böse, sondern aus tiefem Herzen dankbar, es gab keinen anderen Durchgang zur Zeit des Geistes ...“, schrieb er von der Front.

Kupka und Marc waren in ihrem Drängen zu den Waffen zeitgemäße Künstler. In Berlin gaben die Galeristen der Moderne Propagandazeitschriften heraus. In Frankreich verließen Maler ihre noch nicht trockenen Gemälde, um in den Krieg zu ziehen. In Italien fieberten die regelrecht kriegslüsternden Futuristen den „Symphonien der Schrapnelle“ entgegen.

Es ist diese überspannte Kriegsbegeisterung, die man mit der Kultur der frühen Moderne verbindet. Doch soll in Bonn



CULTURE-IMAGES/PHOTO12 (O.); NÁRODNÍ GALERIE V PRAZE, PRAG / VG BILD-KUNST, BONN 2013 (U); ALLEN MEMORIAL ART MUSEUM, OBERLIN COLLEGE, USA (R)

deutlich werden, dass solche pauschalen Einordnungen nie stimmen können, dass es Abstufungen und auch explizite Gegenstimmen gab, wenngleich diese damals (und in der späteren Rezeption) verhallten. Der russische Maler Wassily Kandinsky beispielsweise warnte seine Freunde, darunter Franz Marc, vor der „stinkenden Schleppe“, die sich im Falle eines Krieges über die Erde ziehen würde, er sah „Berge von Leichen“ voraus.

Eben noch hatte die Bohème im internationalen Maßstab gelebt, gearbeitet und Freundschaften geschlossen, man besaß eine gemeinsame Passion. Pässe zählten da weniger. Viele, auch Kupka, zog es nach Paris, Kandinsky gründete in München die Gruppe „Blauer Reiter“ mit. Eine Kölner Ausstellung präsentierte 1912 die jungen Strömungen aus den diversen Ländern, es sei „das Wildeste versammelt, das in Europa gemalt wird“, jubilierte ein Teilnehmer.

Dann seien die Lichter gelöscht worden, das formulierte ein Künstler ein paar Jahre später, 1915. Statt in Pariser Cafés trafen sich die Mitglieder der Avantgarde auf den Schlachtfeldern wieder. Sie kämpften gegeneinander, töteten mit Kanonen, Granaten und Giftgas, in den Pausen zeichneten sie. Ihre Motive: Verwun-

dete, Verkrüppelte, Leichen, Lazarette, Operationen an Kopf und Körper, viel Stacheldraht, wie ausgestorben erscheinende Landschaften, Selbstporträts als Zweifelnde, auch im Morphinrausch, sogar mit fehlenden Gliedmaßen. Zigarette im Mund, eine fehlende rechte Hand und ein blutiger Stumpf, so sieht das 1915 geschaffene „Selbstbildnis als Soldat“ des Expressionisten Ernst Ludwig Kirchner aus. Der Maler George Grosz, gerade Anfang zwanzig, berichtete im selben Jahr, er habe keine Handlung getan, die ihn nicht „im tiefsten Grunde anwiderte“.

Die Engländer schickten einen malenden Kriegsberichterstatter, Christopher Richard Wynne Nevinson, ins Feld. Ursprünglich war er in seiner Kunst beeinflusst worden von den Futuristen und ihrer dynamischen, fast verzerrenden Bildersprache. Doch nun, beim Anblick der Gefechte, wurde alles bestürzend ruhig und realistisch. Die Darstellung zweier toter Soldaten ist nicht triumphierend. Und so ordnete das englische Kriegsministerium 1918 an, das Gemälde aus einer Ausstellung in London zu entfernen.

Und doch: Auch das zweite große Klischee, das besagt, die Künstler seien von Befürwortern zu Gegnern des Krieges geworden, stimmt nicht. Nicht wenige Ma-

ler betonten, die furchtbaren Erfahrungen brächten sie in ihrer Kunst voran.

Alles aber, was für die Kunst des 20. Jahrhunderts wichtig wurde, war schon vor 1914 vorhanden oder angelegt, vor diesem Experiment mit der Apokalypse. Es waren Kupka und Kandinsky, der Kriegsfreund und der Kriegsfeind, die fast gleichzeitig die ersten rein abstrakten Bilder malten. Wie hätten die Werke der Jahre 1915 oder 1917 ausgesehen, wenn Frieden geherrscht hätte? Welche Richtung hätte die Moderne genommen?

Die Avantgarde verließ die Ateliers. Die deutschen Künstler kämpften für einen Kaiser, der die neue Ästhetik ablehnte und als „Rinnsteinkunst“ verhöhnte. Aus Malern wurden Anstreicher. Etliche wurden abkommandiert, bepinselten nun Flugzeuge, Schiffe, Kanonen, Planen in Tarnfarben – auch die Camouflage war eine Erfindung des neuen Jahrhunderts. Es gab Künstler, darunter einen Franz Marc, die für die Tarnung kubistische oder konstruktivistische Stile bemühten. In Bonn ist ein Stahlhelm mit geometrischem Muster ausgestellt; schwarze Striche trennen die Farbfelder.

Doch die Kunst schützte nichts und niemanden, auch Soldaten mit solchen Helmen starben.

ULRIKE KNÖFEL

IRRFAN KHAN

NIMRAT KAUR

LunchBOX

Eine kleine
Prise *Glück*
kann dein Leben
verändern

Preview am Dienstag,
dem 12. November
Kinostart am 21. November

Ein Film von RITESH BATRA

"NOT RATED" & "RESTRICTED" - PARENTS STRONGLY CAUTIONED. SOME MATERIAL MAY BE INAPPROPRIATE FOR CHILDREN UNDER 17. NATIONAL FILM BOARD OF INDIA. CERTIFICATE: U. (UNRESTRICTED).
www.LunchBox-derFilm.de

Die Preview-Aktion wird am Dienstag, **12. 11. 2013**, stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten – **solange der Vorrat reicht** – vom 4. 11. 2013, 12 Uhr, bis 12. 11. 2013, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar.

Berlin

Kant Kino
Kantstraße 54
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-0***

Düsseldorf

Cinema
Schneider-Wibbel-Gasse 5-7
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-1***

Frankfurt am Main

Cinema
Roßmarkt 7
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-2***

Hamburg

Passage Kino
Mönckebergstraße 17
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-3***

Hannover

Hochhaus-Lichtspiele
Goseriede 9
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-4***

Eine exklusive Kino-Preview, präsentiert von KulturSPIEGEL

Ila (Nimrat Kaur), Hausfrau in der indischen Millionenstadt Mumbai, möchte ihrer Ehe wieder mehr Würze verleihen und mit ihren Kochkünsten ihren Mann zurückgewinnen. Doch die ganz besondere Lunchbox, die sie ihm für die Mittagspause vorbereitet, gerät über einen Lieferanten irrtümlich zu Saajan (Irrfan Khan), der genau wie Ila eine einsame Großstadtseele ist. Als ihr Mann auf ihre Bemühungen nicht reagiert, legt Ila am folgenden Tag eine Nachricht in die

Lunchbox – und erhält eine Antwort von Saajan. Ila wiederum antwortet ihm, und so beginnen sie einander regelmäßig zu schreiben, sich immer mehr zu offenbaren und Trost zu spenden und Halt zu geben in einer Stadt, die schon so viele Träume und Hoffnungen unter sich begraben hat. Sie haben sich noch nie gesehen, schleichen sich aber in das Leben des anderen ... Ein bezaubernder Film, der Herz und Sinne berührt – ein kleines Märchen aus einer großen Stadt.



KulturSPIEGEL ist das Kultur-Magazin für SPIEGEL-Leser. Abo-Hotline 040 3007-2700

Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. €0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend).

Köln

Off-Broadway
Zülpicher Straße 24
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-5***

Leipzig

Passage Kinos
Hainstraße 19a
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-6***

München

Arri Kino
Türkenstraße 91
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-7***

Nürnberg

Cinecitta
Gewerbemuseumsplatz 3
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-8***

Stuttgart

Atelier am Bollwerk
Hohe Straße 26
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-9***

AUTOREN

Gassenjunge gegen Musterschüler

Vor 100 Jahren wurde Albert Camus geboren, der Jean-Paul Sartre, den Star der Pariser Intellektuellen, politisch und philosophisch herausforderte. Camus starb mit 46 – er erlebte nicht mehr, dass er recht bekam. *Von Volker Hage*

Was ist ein berühmter Mann? Das sei einer, hielt Albert Camus 1946 in seinem Tagebuch fest, „dessen Vorname nebensächlich ist“. Das galt für ihn, der in dieser Woche seinen 100. Geburtstag gefeiert hätte, das galt ebenso für seinen großen Gegenspieler Jean-Paul Sartre, der mehr als acht Jahre älter war und ihn um 20 Jahre überlebte.

Camus und Sartre. Beide waren sie in den Nachkriegsjahren die intellektuellen Stars von Paris. Die Existentialisten, die Mandarine, die literarischen Wortführer. Sie wurden zu Symbolfiguren für die ideologischen Auseinandersetzungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihre Gegnerschaft prägte die intellektuellen Debatten nicht nur in Frankreich.

Ihre Entzweiung im Sommer 1952, vor aller Öffentlichkeit ausgetragen, war ein Fanal, eine politische Wegscheide. Der Bruch, mitten im Kalten Krieg, spaltete die Lager. Über Jahrzehnte galt: Sartre oder Camus? Durfte man auf eine bessere Zukunft in weiter Ferne hoffen unter Inkaufnahme staatlichen Terrors? Oder sollte man auf humanen Grundsätzen beharren, die menschliche Opfer für eine Idee ausschließen? Kurzum: Kommunismus oder Demokratie? Gulag und Schauprozesse oder Freiheit?

Im Grunde standen Camus und Sartre einander von Anfang an im Weg. Beide waren sie Erzähler, Dramatiker und Essayisten, Literatur- und Theaterkritiker, Philosophen und Chefredakteure. Beide hatten denselben Verleger. Beide erhielten den Nobelpreis. Camus nahm ihn 1957 überwältigt an. Sartre lehnte ihn 1964 hochmütig ab – nicht ohne zu betonen, dass er nicht etwa beleidigt sei, „weil Camus ihn vor mir erhalten hat“.

Und es gab da noch eine, auf den ersten Blick unscheinbare Gemeinsamkeit. Beide zogen die Gesellschaft von Frauen der von Männern vor. „Warum die Frauen?“, fragte sich Camus 1951 in seinem Tagebuch. Seine Antwort: „Ich kann die Gesellschaft der Männer nicht ertragen. Sie schmeicheln oder sie richten. Ich ertrage weder das eine noch das andere.“ Sartre hatte schon 1940 fast wortgleich im Tagebuch notiert, dass er sich „in Gesellschaft von Männern unsäglich lang-



Schriftsteller Camus 1945: *Lieber engagierte Menschen als engagierte Literatur*

weile“. Und nur äußerst selten erlebe er, „dass die Gesellschaft von Frauen mich nicht unterhält“.

Lange hielt man sie für Freunde, für Verbündete. Doch eine wachsende Distanz zum Klüngel der Pariser Intellektuellen rund um das Paar Sartre und Simone de Beauvoir konnte Camus nicht verbergen. Er mochte noch so viel mit den anderen diskutieren, nächtelang trinken, tanzen und verführen, er war und blieb der melancholische Einzelgänger.

Sartre war neidisch auf den umschwärmten und blendend aussehenden Algerienfranzosen, den „Gassenjungen aus Algier“, wie er ihn später nannte. Er

selbst sah sich als Spross der französischen Bourgeoisie. Und er wollte sich davon los-sagen, so weit und krass wie möglich. Camus dagegen war stolz auf seine Herkunft aus armseligen Verhältnissen und verleugnete seine Wurzeln zeitlebens nicht.

Im Sommer 1943, mitten im Krieg, stießen die ambitionierten Männer im besetzten Paris erstmals persönlich aufeinander. Camus lernte Sartre bei der Premiere von dessen Theaterstück „Die Fliegen“ kennen. Man traf sich in den Cafés von Saint-Germain-des-Prés oder auch privat, eine kleine Gruppe von Künstlern und Philosophen. Doch schon bald zeichnete sich Rivalität ab, lange bevor eine intellek-

tuelle Konkurrenz, ein ideologischer Verdrängungswettbewerb daraus werden sollte. Es ging auch um Frauen.

Sartre hatte sich selbst einmal gefragt, ob er nicht die Nähe von Frauen suche, „um mich von der Last meiner Hässlichkeit zu befreien“. Anfang 1944 berichtete er seiner lebenslangen Vertrauten de Beauvoir in einem Brief von einem Sieg über den Frauenliebbling Camus. Es ging um eine Tania. Deren Schwester habe sich für ihn starkgemacht und Tania ins Gewissen geredet: „Was sie dächte, Camus nachzulaufen? Was sie von ihm wol-

Es sei lebensgefährlich gewesen, im besetzten Paris illegal Artikel zu veröffentlichen.

Camus war im Frühjahr 1944 zum Leiter der heimlich gedruckten Zeitung „Combat“ geworden, und er blieb auch nach der Befreiung, nach der Legalisierung des Blattes für längere Zeit Chefredakteur. Seine Leitartikel waren in Paris Gesprächsthema, sein Ruf als Résistance-Journalist verhalf ihm zu Anerkennung und Ruhm.

Sartre, der 1945 die Zeitung „Les Temps Modernes“ gründet, will Camus

rere Millionen Menschen zu deportieren, als einen Neger zu lynchen“, aber im Laufe von mehr als hundert Jahren seien ebenso viele „Neger ins Unglück gestürzt“ wie Tscherkessen deportiert worden.

Es kommt zum Streit, zunächst noch im kleinen Kreis. Camus kann die Versuche, Menschenopfer für eine höhere Idee zu rechtfertigen, nicht ertragen. Einmal verlässt er türenschiend eine private Zusammenkunft.

Er nutzt die Mittel der Literatur, um die eigene Position zu verteidigen. In seinem 1947 publizierten Roman „Die Pest“ klingt das so: „Aber mir wurde gesagt, diese wenigen Toten seien notwendig, um eine Welt herbeizuführen, in der niemand getötet werde. In gewissem Sinne stimmte das, und vielleicht bin ich ganz einfach nicht fähig, mich auf der Höhe derartiger Wahrheiten zu halten.“ Das ist von grimmiger Ironie und zeigt wachsende Verbitterung.

Camus ist inzwischen auf dem Gipfel seines Ruhms. „Die Pest“ verkauft sich zu Hunderttausenden, ein Welterfolg. Auch die 1942 veröffentlichte Schrift „Der Mythos von Sisyphos“ bleibt in den Nachkriegsjahren ein vielgelesenes und international diskutiertes Werk.

Als Schriftsteller hat Camus, der Junge aus Algerien, der an der Universität in Algier Philosophie studiert hatte, seinem Konkurrenten Sartre, dem Eliteschüler der Ecole normale supérieure, den Rang abgelaufen.

Mit seinem im Herbst 1951 publizierten philosophischen Glanzstück „Der Mensch in der Revolte“, einem Entwurf für eine humane Zukunft, tritt Camus noch einmal als Theoretiker an. Doch hat er nicht mit dem erbitterten Widerspruch der Pariser Intellektuellenszene rund um Sartre gerechnet.

Zwar reicht die gegenseitige Achtung noch für den Vorabdruck eines Kapitels („Nietzsche und der Nihilismus“) in „Les Temps Modernes“. Dann herrscht Schweigen. Camus erwartet eine Besprechung, und das weiß man im Redaktionsteam. Sartre spricht sich dafür aus, besser spät eine Kritik zu bringen als überhaupt nicht. Ein junger Mitarbeiter, 29 Jahre alt, soll das erledigen. Keine freundliche Geste, zumal der Rezensent sich profilieren will und einen bösen Verriss schreibt.

Der empfindsame Camus, sonst selbst gern ein polemischer Streiter, ist tief getroffen. Und er macht den Fehler, eine ausführliche Erwiderung zu schicken. Was folgt, ist eine menschliche Tragödie. Und doch: Ohne die Antwort von Camus und die folgende Reaktion von Sartre wäre der Welt eine erhellende Zuspitzung der Standpunkte entgangen, die auf Jahre hinaus die politische Diskussion bestimmen wird. Denn all das spielt sich vor dem Hintergrund des Kalten Krieges ab. Camus, der in jungen Jahren selbst für einige Zeit



Philosoph Sartre 1947: Plötzlicher Ausbruch lange unterdrückten Hasses

le?“ Er, Sartre, sei doch viel besser. Und so nett.

Es waren Kindereien, die freilich die wenige Jahre danach losbrechende „epochale theoretische Diskussion“ (Bernard-Henri Lévy) psychologisch vorwegnahmen. Zumal auch Simone de Beauvoir offenbar erotisches Interesse an Camus gezeigt hatte, von ihm aber abgewiesen worden war.

Noch war der Ton freundlich. Als Sartre 1945 in den USA über „Neue Literatur in Frankreich“ sprach, stellte er die als „Ergebnis der Widerstandsbewegung und des Krieges“ dar. Und: „Ihr bester Repräsentant ist der 30-jährige Albert Camus.“

für seine Idee einer engagierten Literatur vereinnahmen. Im Untergrund habe man gelernt, dass die Freiheit des Wortes verteidigt werden müsse. Jetzt sollen sich auch die Schriftsteller in ihren Werken „vollständig engagieren“.

Camus reagiert zunächst in seinem Tagebuch: „Die engagierten Menschen sind mir lieber als die engagierte Literatur.“ Er weigert sich, denjenigen, der ein Gedicht über den Frühling verfasst, als „Diener des Kapitalismus“ anzusehen.

Und er empört sich, als Sartre 1946 in seiner Gegenwart moralische Bedenken gegen die Sowjetunion mit dem Argument zurückweist, es sei zwar schlimmer, „meh-

Der Sony Reader PRS-T3S Special Edition mit Tiefpreisgarantie*



Nur
99€



- ✓ **Markenqualität mit Tiefpreisgarantie*:**
Der Sony PRS-T3S für nur 99 Euro
- ✓ **Ihr eBook Geschenk:**
Ein eBook gratis auswählen*
- ✓ **Bequem eBooks kaufen:**
Mit integriertem eBook.de Shop

Jetzt sichern unter:

www.eBook.de/prs-t3s

Unser eBook Lesetipp:

DR. MED. PAUL BRANDENBURG
Kliniken und Nebenwirkungen
Überleben in Deutschlands Krankenhäusern

Paul Brandenburg
Kliniken und Nebenwirkungen

Wie funktionieren Kliniken? Wie werde ich auch als Kassenspatient gut behandelt? Wie gefährlich ist meine OP wirklich? Ein Arzt gibt Antworten – ehrlich, kritisch, auf Augenhöhe.

eBook 11,99 € / Gedrucktes Buch 13,99 €

* Alle Preise inkl. MwSt. Die Auswahl des eBooks erfolgt aus einem vordefinierten Aktionsassortiment. Es gelten die Aktionsbedingungen unter www.eBook.de/tiefpreisgarantie.

Kultur

Mitglied der kommunistischen Partei gewesen ist, wehrt sich gegen die Unterstellung, er sei zum Rechten geworden, nur weil ihm von dieser Seite Beifall gespendet wird und er kein Marxist sein will.

Er fragt zurück, wie man es denn mit dem Sowjetkommunismus und den Verbrechen Stalins zu halten gedenke. Was nütze es, „das Individuum theoretisch zu befreien“, während man zulasse, „dass der Mensch unter bestimmten Bedingungen unterjocht werden kann“?

Sartre fühlt sich herausgefordert. Seine Antwort, noch in derselben Nummer gedruckt, fällt gnadenlos aus. Sie ist ein hinterhältiges und gemeines, zugleich grandioses Meisterstück an persönlicher Polemik. Sie zielt auf Verletzung: eine Verstoßung aus den heiligen Hallen der Politik und Philosophie. Camus soll erledigt werden.

Schon gleich im ersten Satz zerreißt Sartre das Band: „Lieber Camus, unsere Freundschaft war nicht einfach, doch ich werde sie vermissen.“ Ein Hohn angesichts der folgenden Anwürfe und Gemeinheiten, gipfelnd in der ironischen Infragestellung des Theoretikers Camus: „Und was, wenn Ihr Buch einfach nur von Ihrer philosophischen Inkompetenz zeugen würde?“ Dann noch eins obendrauf: „Wenn Sie nicht besonders gut denken könnten? Wenn Ihre Gedanken vage und banal wären?“

Sartre verrät sich. „Ja, Camus, ich finde genau wie Sie die Lager unzulässig: Aber genauso unzulässig finde ich den Gebrauch, den die sogenannte ‚bürgerliche Presse‘ davon macht.“ Genauso unzulässig? Das verlangt nach einer Antwort. Camus rafft sich zwar zu einer Gegenrede auf, lässt sie aber in der Schublade.

Er mag nicht mehr mitspielen. Ihn lähmt „dieser plötzliche Ausbruch lange unterdrückten Hasses“, wie er später seiner Frau schreibt. Er zieht sich zurück. „Emporkömmlinge des revolutionären Geists, Neureiche und Pharisäer der Gerechtigkeit“, schreibt er ins Tagebuch. „Es gibt den Betrug, die Verunglimpfung, die Denunziation der Bruders.“

Als Camus Jahre später den Nobelpreis erhält, beantwortet er auf der Pressekonferenz in Stockholm die Frage nach seinen Beziehungen zu Sartre entspannt: „Die Beziehungen sind hervorragend, mein Herr, denn die besten Beziehungen sind jene, bei denen man sich nicht sieht.“ In Interviews und Reden macht er noch einmal deutlich, dass er nie die Ansicht

vertreten hat, ein Schriftsteller könne sich „den Tragödien seiner Zeit“ entziehen.

„Wir, die Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, werden nie mehr allein sein“, sagt er in Schweden. „Wir müssen im Gegenteil wissen, dass wir uns der gemeinsamen Misere nicht entziehen können und dass unsere einzige Rechtfertigung, wenn es eine gibt, die ist, dass wir, soweit wir dazu nur fähig sind, für jene sprechen, die es nicht können.“

Wer historisch recht bekam, ist von heute aus leicht zu entscheiden. Camus war der Hellsichtige. Doch er fühlte sich bis zu seinem Tod als geschlagener Mann, der von der tonangebenden Linken Europas geächtet wurde. Sartre, der sich nicht einmal an den neuen Schauprozessen im Ostblock störte, ging als Sieger aus der Schlacht hervor. Und wurde, als der andere längst gestorben war, zur Ikone der revoltierenden Studenten von 1968.

Er sonnte sich im Zuspriech, marschierte auf Demonstrationen mit, sprach zu streikenden Arbeitern, ließ sich festnehmen. Er verteidigte die chinesische Kulturrevolution, zeigte Verständnis für Diktatoren wie Castro und Kim Il Sung – und für die Terrorakte der deutschen RAF.

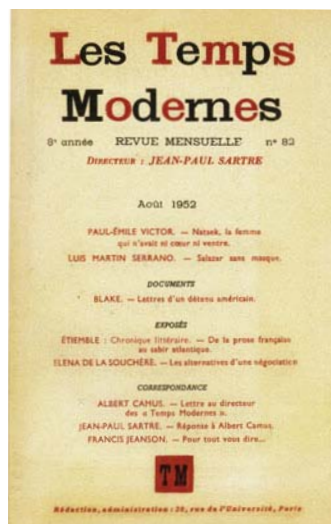
In einem SPIEGEL-Gespräch erklärte Sartre 1973: Es gebe revolutionäre Kräfte, die ihm „interessant erscheinen, beispielsweise die Baa-

der-Meinhof-Gruppe“. Sie sei aber „wahrscheinlich verfrüht“ aufgetreten. Im Dezember 1974 besuchte er Andreas Baader in Stammheim.

Möglich, dass Sartre sich manche Verirrung erspart hätte, wäre der geliebte Feind noch als kritisch mahnendes Gewissen vorhanden gewesen.

Als Camus, 46 Jahre alt, im Januar 1960 bei einem Autounfall ums Leben kam, verfasste Sartre einen erschütterten Nachruf. „Für alle, die ihn liebten, liegt in diesem Tod etwas unerträglich Absurdes“, schrieb er. Nun plötzlich war Camus „eine der Hauptkräfte unserer geistigen Welt“, unentbehrlich „für die Spannung, die das Leben des Geistes ausmacht“, geeignet, „auf seine Weise die Geschichte Frankreichs und unseres Jahrhunderts zu verkörpern“.

15 Jahre später wurde Jean-Paul Sartre im Alter von 70, fünf Jahre vor seinem Tod, in einem Interview der „Temps Modernes“ noch einmal nach der Beziehung gefragt. Seine Antwort war: Albert Camus sei „vermutlich mein letzter guter Freund gewesen“.



Sartres „Temps Modernes“, 1952
„Philosophische Inkompetenz“

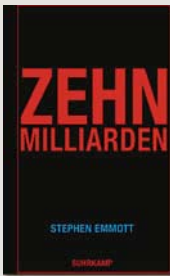
Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

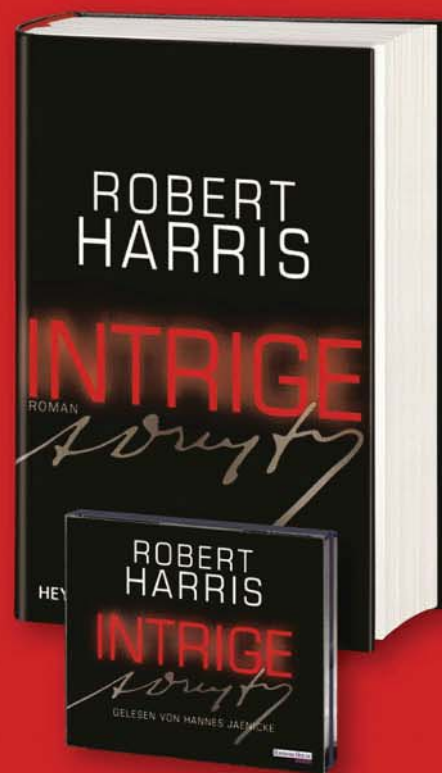
Belletristik

- 1 (2) **Khaled Hosseini**
Traumsammler
S. Fischer; 19,99 Euro
 - 2 (1) **Jussi Adler-Olsen**
Erwartung
dtv; 19,90 Euro
 - 3 (6) **Cecelia Ahern**
Die Liebe deines Lebens
Fischer Krüger; 16,99 Euro
 - 4 (9) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
 - 5 (7) **Ferdinand von Schirach**
Tabu
Piper; 17,99 Euro
 - 6 (3) **Rebecca Gablé**
Das Haupt der Welt
Ehrenwirth; 26 Euro
 - 7 (8) **Daniel Kehlmann**
F
Rowohlt; 22,95 Euro
 - 8 (13) **Dan Brown**
Inferno Bastei; 26 Euro
 - 9 (4) **Terézia Mora**
Das Ungeheuer
Luchterhand Literatur; 22,99 Euro
 - 10 (–) **Stephen King**
Doctor Sleep
Heyne; 22,99 Euro
- Das Kind aus „Shining“
gerät nun als
Erwachsener erneut
in einen Kampf
zwischen Gut und Böse
- 
- 11 (10) **Derek Landy**
Skulduggery Pleasant – Duell der Dimensionen
Loewe; 18,95 Euro
 - 12 (17) **Atze Schröder**
Und dann kam Ute
Wunderlich; 19,95 Euro
 - 13 (5) **Ian McEwan**
Honig
Diogenes; 22,90 Euro
 - 14 (18) **Frederick Forsyth**
Die Todesliste
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
 - 15 (16) **Joël Dicker**
Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert
Piper; 22,99 Euro
 - 16 (15) **Nina George**
Das Lavendelzimmer
Knaur; 14,99 Euro
 - 17 (–) **Kerstin Gier**
Silber – Das erste Buch der Träume
Fischer JB; 18,99 Euro
 - 18 (–) **Sabine Ebert**
1813 – Kriegsfeuer
Knaur; 24,99 Euro
 - 19 (11) **Karen Rose**
Todeskind
Knaur; 19,99 Euro
 - 20 (–) **Sven Regener**
Magical Mystery oder: Die Rückkehr des Karl Schmidt
Galiani; 22,99 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Christopher Clark**
Die Schlafwandler
DVA; 39,99 Euro
 - 2 (3) **Guido Maria Kretschmer**
Anziehungskraft
Edel Books; 17,95 Euro
 - 3 (4) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts
S. Fischer; 19,99 Euro
 - 4 (2) **Malala Yousafzai mit Christina Lamb**
Ich bin Malala
Droemer; 19,99 Euro
 - 5 (–) **Stephen Emmott**
Zehn Milliarden
Suhrkamp; 14,95 Euro
- 
- Öko-Alarm-Schrift
des Wissenschaftlers,
der vor Wassernot
und Klimakollaps warnt
- 6 (10) **Jennifer Teege / Nikola Sellmair**
Amon
Rowohlt; 19,95 Euro
 - 7 (5) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
 - 8 (6) **Bronnie Ware**
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen
Arkana; 19,99 Euro
 - 9 (7) **Rüdiger Safranski**
Goethe – Kunstwerk des Lebens
Hanser; 27,90 Euro
 - 10 (12) **Ruth Maria Kubitschek**
Anmutig älter werden
Nymphenburger; 19,99 Euro
 - 11 (9) **Sandra Roth**
Lotta Wandertüte
Kiepenheuer & Witsch; 18,99 Euro
 - 12 (14) **Eben Alexander**
Blick in die Ewigkeit
Ansata; 19,99 Euro
 - 13 (18) **Boris Becker mit Christian Schommers**
Das Leben ist kein Spiel
Herbig; 19,99 Euro
 - 14 (19) **Meike Winnemuth**
Das große Los
Knaus; 19,99 Euro
 - 15 (–) **Zlatan Ibrahimović / David Lagercrantz**
Ich bin Zlatan
Malik; 22,99 Euro
 - 16 (11) **Volker Ullrich**
Adolf Hitler – Die Jahre des Aufstiegs
S. Fischer; 28 Euro
 - 17 (15) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
 - 18 (–) **Hannes Jaenicke**
Die große Volksverarsche
Gütersloher Verlagshaus; 17,99 Euro
 - 19 (–) **Ilija Trojanow**
Der überflüssige Mensch
Residenz; 16,90 Euro
 - 20 (–) **Christiane zu Salm**
Dieser Mensch war ich
Goldmann; 17,99 Euro

DIE GRÖSSTE VERSCHWÖRUNG DER MODERNE



624 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
€ 22,99 [D] • ISBN 978-3-453-26878-4

Auch als Hörbuch bei Random House Audio erhältlich

Paris, 1894: Der Offizier Alfred Dreyfus soll ein Spion sein und wird zu lebenslanger Haft verurteilt, die Affäre erschüttert ganz Europa.

Der neue große Politthriller von Bestsellerautor Robert Harris um einen Geheimdienst, der außer Kontrolle gerät, ist von brennender Aktualität.

ROBERT HARRIS LIEST:

- 11. November • Berlin
- 12. November • München
- 13. November • Hamburg



Infos zu den Lesungen
sowie Lese- und Hörprobe
unter heyne.de

HEYNE

Rockstar Reed 2011



ANTON CORBUIN / CONTOUR BY GETTY IMAGES

NACHRUF

Der Mann mit dem Killer-Timing

Rufus Wainwright über den verstorbenen Musiker Lou Reed

Ich hatte Angst, als ich Lou erstmals traf. Es waren die frühen neunziger Jahre, und ich arbeitete als Hilfskellner im Restaurant Lion's Head am Sheridan Square in New York. Ich hatte die Morgenschicht an jenem schicksalhaften Tag, einer der Kellner rief an und sagte, er sei krank, und so wurde ich rasch befördert und ins Gewühl der verkaterten Gäste gestoßen.

Ich freute mich, es ging die Karriereleiter bergauf – aber diese positive Stimmung hielt nur kurz an: Mein erster Gast war Lou Reed.

Ich werde es nie vergessen. Diese Haare, diese Augen, er hatte, glaube ich, ein weißes Sakko mit ziemlich großen Schulterpolstern an, es war ein Stil, den er nicht besonders lange beibehalten sollte.

Ich näherte mich scheu seinem Tisch und fragte, was er zu essen wünsche – worauf er mit einer Entschiedenheit

antwortete, die keine Zweifel zuließ: „French Toast, und zwar *ohne Butter*.“

Das war ein echter New-York-Moment – vor allem deshalb, weil in meiner Heimat Kanada niemand auf die Idee kommen würde, French Toast ohne Butter zu essen. Diese Erfahrung ist wie ein Tattoo in meinem Gedächtnis geblieben.

Später wurden wir Freunde. Kein anderer Musiker hat sich wie Lou in seiner goldenen Zeit in unsere Träume und Alpträume geschlichen: Er war das dreiste Klanggenie, er war der ängstliche, schöne kleine Freak, er war zornig und widerspenstig und wimmerte doch innerlich vor Verletzlichkeit.

Von einem Moment auf den anderen wechselten sich in seiner Kunst rohe Furcht und wohlige Ruhe ab – und so war es auch, wenn er sprach, was schon für sich eine Kunstform war. Er war jemand, der sich rhetorisch auf

dem Absatz drehen konnte, aus dem Bewunderer wurde ein Berserker und aus dem Berserker ein Bewunderer, und das alles in nur wenigen Sätzen.

Musikalisch hat es nichts Vergleichbares gegeben – wenn man mal von den Stammesgesängen der sogenannten primitiven Völker absieht. Aber New York war ja in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts selbst einer der primitiven Orte der Welt. Lou hat den Geist New Yorks eingefangen, weil er verstanden hatte, dass diese Stadt gleichzeitig auch einer der raffiniertesten Orte der Welt war.

Der ewige Rhythmus seiner Songs stand dabei in einem seltsamen Gegensatz zur völligen Freiheit seines Gesangs (und er *konnte* singen) – und mit seinen meisterhaften Texten suchte er verzweifelt nach einer Schönheit, die bleibt, während er sie gleichzeitig von Grund auf zerstörte. Er hatte, würde der Laie sagen, ein Killer-Timing.

Das Ergebnis war eine neue Kunst für eine neue Zeit, man könnte sogar sagen, dass es mehr war als Kunst, es war ein Zeichen, ein Zeichen, das bis zum heutigen Tag den Suchenden eine Art Leuchtfener ist.

Lou Reed war eine dieser Figuren, in denen sich eine Stadt und eine Zeit verbinden: Kurt Weill steht musikalisch für die goldenen Jahre von Berlin, Edith Piaf für die von Paris, und New York gehörte dem Velvet Underground.

Dabei muss ich noch mal schnell eine Sache klarstellen: Lou war extrem freundlich und ehrenhaft, auch wenn es oft anders schien – er war ein echter Gentleman, der sich bemühte, ein guter Mensch zu sein, inmitten all der Tumulte.

Sein Herz war immer zu hören in seinen Worten, mit denen er die Liebe oder den Hass fütterte. Mehr als alles andere werde ich sein Herz vermissen. Es gibt nicht gerade viele Herzen wie das von Lou.

Er brachte uns bei, *keine* Kompromisse einzugehen. „*Keine Butter!*“

Für mich war diese erste Begegnung ein unvergesslicher Moment. Wie ein Monolog von Hamlet, wie eine Arie von Puccini. Ich hatte den verdammten Lou Reed kennengelernt.



Wainwright, 40, ist Singer-Songwriter und lebt in Toronto und Montauk. Sein letztes Album hieß „*Out of the Game*“.

SIPA / DDP IMAGES

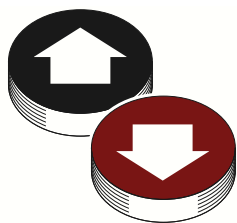
Experten halten **die** Klimaziele für unerreichbar

Wirtschaft steckt mehr **Energie** in die Windkraft

Wundersame **Wende** im Atomstreit

Umweltminister **ruiniert** seinen Ruf

„Kosten-Tsunami“ für Stromkunden in **Deutschland**



Ein Held mit Migräne

BUCHKRITIK: Der französische Autor Jérôme Ferrari erzählt in seinem Roman „Balco Atlantico“ von Tod und Liebe auf Korsika.

Seit „Asterix auf Korsika“, erschienen 1973, weiß die gebildete Öffentlichkeit vom Nationalcharakter des Korsen vor allem dreierlei: Er trotzt, er trotzt, und er trotzt. Darüber hinaus ist die Ehre der Frauen heilig, das Klappmesser immer griffbereit und der Käse von intensiver olfaktorischer Qualität.

Nichts davon stellt Jérôme Ferrari in Abrede. Der 44-jährige Autor ist wie so viele französische Intellektuelle im Brotberuf als Philosophieprofessor tätig, derzeit in Abu Dhabi, zuvor an einer internationalen Schule in Algier. Seine Eltern aber kommen aus Korsika. Von einer Mittelmeerinsel also, die in einem merkwürdigen Anachronismus das 19. Jahrhundert immer noch nachzuspielen scheint, mit einer bewaffneten Untergrundbewegung, geheimen Zirkeln und den üblichen Begleiterscheinungen sektiererischer Bewegungen: einer eigensinnigen Geschichtsschreibung, unversöhnlichen Spaltungen und der Archivierung der Schrecken und des Leids im nicht enden wollenen Kampf. Während in Brüssel am Verschwimmen der inereuropäischen Grenzen gearbeitet wird, hält man hier die Fahne der nationalen Selbstbestimmung hoch – mit einem Mohrenkopf als Emblem.

Von diesem Milieu erzählte der 2012 erschienene Roman „Predigt auf den Untergang Roms“, der Ferrari den Prix Goncourt eintrug, und zwischen Studenten, alten Soldaten und Untergrundkämpfern spielt sich auch das Geschehen von „Balco Atlantico“ ab. Und wieder steht im Zentrum der Geschichte eine Bar.

Marie-Angèle hat sie eröffnet, als sie mit 30 Jahren mit ihrer kleinen Tochter von der touristischen Küste zurückkam in das Haus ihrer Eltern, „das Tod, Exil und Schande hatten verwaisen lassen“. Hier steht sie samt ihrem weiblichen Personal unter dem Schutz des Ex-Soldaten Vincent, eines Führers der Untergrund-

bewegung, der von seinen langen Jahren in den französischen Kolonialkriegen eine behütende Zuneigung zu verlorenen Mädchen mitgebracht hat. Und hier wächst ihre Tochter heran, ihr Augapfel und ihre Sorge: Denn schon als kleines Mädchen ist Virginie der Liebe zu einem Mann verfallen, der die Rolle eines korsischen Helden geradezu mustergültig verkörpert – wenn man von seiner Neigung zur Migräne absieht.

Stéphane Campana ist schön, er ist stolz und kämpft für die Befreiung seiner Heimat vom Regime der französischen

tert ist über den Tod dieses verhassten Verführers, widerspricht ihrer Tochter nicht. „Niemand will hören, dass er sich erholen werde von solch einem Gram: Die Aussicht auf Trost kann unzumutbar sein, und Marie-Angèle wusste darum.“

„Balco Atlantico“ ist die Rekonstruktion dieser Ermordung, raffiniert und spannungsreich gebaut wie ein Kriminalroman. Alle wichtigen Figuren treffen sich im Mikrokosmos der Bar, einem kleinen Raum mit einer Theke und ein paar Tischen – bis auf die beiden jungen Männer, die dort ganz selbstverständlich keine Gesellschaft

suchen, denn sie sind illegal nach Korsika gekommen, aus Algerien und Marokko, und für männliche Araber ist dort die Stimmung nicht günstig.

An der Strandpromenade, dem „Balco Atlantico“ der marokkanischen Stadt Larache, hat Khaled von einer Zukunft in Europa geträumt, weit weg von den Islamisten, die enthauptete Köpfe auf dem Bürgersteig platzieren und den Tod im Namen des Propheten verherrlichen. Mit Ryad teilt er sich nun ein Zimmer mit einer Toilettenschüssel darin an einer Strandpromenade auf Korsika und bessert seinen Lohn als Tellerwäscher mit Haschischhandel auf. Auch er wird die Geschichte, von der Ferrari berichtet, nicht überleben.

Aber was ist erzählt, wenn man die Handlung erzählt?

Bei Ferrari beinahe nichts. Seine Besonderheit als Schriftsteller liegt in seiner Sprache, die in der großartigen deutschen Übersetzung ihre Eigentümlichkeiten bewahrt: die französische Liebe zur eleganten Sentenz und eine lavaartige Bewegung, die in langen Satzperioden immer wieder Handlung und Reflexion amalgamiert.

Wer sich diesem Fluss aus Vergewärtigung und Beschwörung, aus rhetorischer Pracht und elementaren Gefühlen überlassen kann, ist der glückliche Leser einer modernen Tragödie. Aber niemals vergisst er – wie einer der Helden dieses Romans – „die Gewalt, die sich überall um mich herum an der schweren Stille mästete“.

ELKE SCHMITTER



Schriftsteller Ferrari: Liebe zur eleganten Sentenz

Nation nicht nur mit den Waffen des Geistes. An der Universität in Corte forscht er über die Geschichte der Gewalt in Korsika, im Gefängnis hat er seinen Charakter gestählt, und in der Untergrundbewegung arbeitet er an seiner Laufbahn als charismatischer Führer. Zu Beginn des Romans, im Jahr 2000, ist er allerdings schon tot: Sein Bauch ist von zwei Kugeln aus einem Jagdgewehr zerfetzt.

Virginie, die ihren Liebhaber in ihrem Zimmer erwartet hat, ist aus dem Haus ihrer Mutter gestürzt und hat sich, mit nichts als einem Paar Söckchen bekleidet, auf die Leiche geworfen. „Oh, Maman, Maman, auch ich werde darüber sterben“, mit dieser Klage beginnt Ferraris Roman. Und Marie-Angèle, die unendlich erleich-

Jérôme Ferrari: „Balco Atlantico“. Aus dem Französischen von Christian Ruzicska und Paul Sourzac. Secession Verlag, Zürich; 176 Seiten; 19,95 Euro.

JEDE ZEIT HAT **IHRE HELDEN**

BRYAN CRANSTON
BREAKING BAD

DERREN BROWN
DIE EXPERIMENTE

KEVIN COSTNER
HATFIELDS & MCCOYS

ED O'NEILL
MODERN FAMILY



RTL**NITRO**
FERNSEHEN FÜR HELDEN

Der Free TV Sender ist empfangbar über
Satellit, digitales Kabel und IPTV.

RTL**NITRO**.DE

Das SPIEGEL-Testpaket:

10 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



Komplett
für nur
€ 29,90
Über 32 %
gespart!



B&F - Borken

Coffee-to-go-Edelstahlbecher

Doppelwandiger Isolierbecher aus lackiertem Edelstahl mit verschließbarem Trinkdeckel und rutschfestem Boden.
Inhalt: ca. 0,45 l. Maße: Ø ca. 7,5 cm, Höhe ca. 21,6 cm.

Halfar-CrossBag in Braun oder Oliv

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlager mit Steckverschlüssen. Wahlweise in Braun oder Oliv.
Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.



Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ 10 x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- ✓ Nur im Testpaket über 32 % sparen
- ✓ Wunschgeschenk sichern
- ✓ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,90 statt € 44,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 4,20 statt € 4,40 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Mein Wunschgeschenk:

☐ Coffee-to-go-Edelstahlbecher (3853)

☐ Halfar-CrossBag

☐ Braun (3677)

☐ Oliv (4489)

☐ Frau
☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift



SP13-263



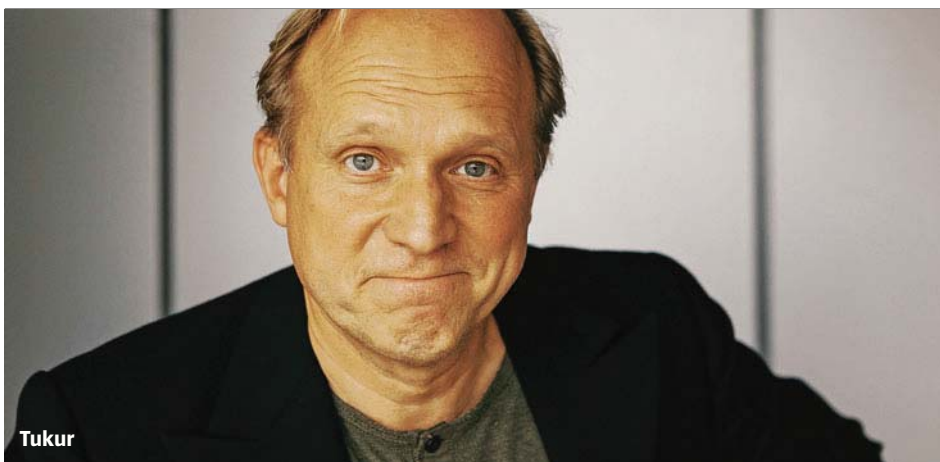
Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-263



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Tukur



Grzimek um 1970

BIOGRAFIEN

Tukur spielt Grzimek

Wenn Bernhard Grzimek „Ein Platz für Tiere“ moderierte, schauten Millionen zu. Allein schon um zu sehen, welchen Affen, Geparden oder Uhu der Direktor des Frankfurter Zoos diesmal ins Studio mitgebracht hatte. Nun verfilmt die ARD, bei der die Sendung von 1956 bis 1987 lief, Grzimeks Leben.

Im Frühjahr sollen die Dreharbeiten beginnen. Grzimek wird gespielt von Ulrich Tukur, 56. „Grzimek hat auf prophetische Weise vorhergesehen, was mit unserem Planeten passiert“, so Tukur. „Er hat darunter gelitten, dass der Mensch die Tiere drangsaliert und ihnen ihren Lebensraum raubt.“ Der Zweiteiler ist ein Projekt der ARD Degeto und der Ufa Fiction. Für Produzent Nico Hofmann ist der Naturschützer Grzimek „der erste Grüne“. Der Film solle mehr erzählen als nur Tiergeschichten. „Es ist ein komplexes deutsches Leben. Das Problem ist allerdings, dass manche Zuschauer mehr die Parodie durch Loriot im Kopf haben als das Original. Das will ich gern ändern.“

RUNDFUNK

ZDF-Staatsvertrag verfassungswidrig?

Die ARD sieht durch die Gremienstruktur beim ZDF das „Gebot der Staatsfreiheit“ verletzt und schätzt den ZDF-Staatsvertrag als verfassungswidrig ein. Das geht aus einer ARD-Stellungnahme zum Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht zum Staatseinfluss beim ZDF hervor. So seien 47 der 77 ZDF-Fernsehratsmitglieder „aufgrund des Entscheidungsmodus dem staatlichen Bereich zuzurechnen“. Im Verwaltungsrat würden 6 der 14 Mitglieder „unmittel-

bar von staatlicher Seite entsandt“. Zu-
lässig seien der ARD zufolge höchstens „ein Drittel“ staatliche Vertreter in den Aufsichtsorganen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Die Stellungnahme ist brisant, da selbst die klageführenden Länder Rheinland-Pfalz und Hamburg nur 35 Mitglieder des Fernsehrats dem



ZDF-Sendezentrum in Mainz

Staat zurechnen. Das ZDF ist in seiner Stellungnahme zurückhaltender und schlägt unter anderem vor, dass bei zentralen Personalentscheidungen der Verwaltungsrat künftig nur mit Mehrheit ein Veto einlegen darf. Bisher greift ein faktisches Veto von zwei Fünftel der Stimmen. Der Prozessbevollmächtigte der klagenden Länder und Direktor des Hans-Bredow-Instituts, Wolfgang Schulz, geht davon aus, dass die Entscheidung des Gerichts auch Folgen für die ARD-Gremien haben kann. „Das ZDF ist ein besonders schwerer Fall, aber die Grundsätze, die das Gericht herausarbeiten wird, gelten für die ARD in gleicher Weise – wenn das Gericht etwa staatliche Vertreter in den Gremien überhaupt für unzulässig erklärt.“

MDR

Beschwerde mit Folgen

MDR-Intendantin Karola Wille steht nach der Entfernung eines Beitrags aus der Mediathek des Senders in der Kritik. Der Film thematisiert die Unterwanderung der Leipziger SPD durch eine Gruppe mutmaßlicher Islamisten. Im MDR heißt es, Wille habe sich damit dem Druck der Partei gebeugt. Der

Leipziger SPD-Chef Michael Clobes hatte dem MDR zuvor in einem Brief Desinformation vorgeworfen. Der Beitrag, der Ende Juni im Magazin „exakt“ ausgestrahlt wurde, schildert, wie Kader der Bewegung des muslimischen Predigers Fethullah Gülen versuchen, Einfluss auf die Jusos in Leipzig zu nehmen. Die Gülen-Bewegung gibt sich nach außen moderat, Aussteiger berichten hingegen von sektenähnlichen Strukturen. MDR-Chefin Wille verteidigte im August in einem Antwort-

schreiben an die SPD die Arbeit ihrer Redakteure. Diese hätten in „einwandfreier Weise“ berichtet. Trotzdem habe der MDR „entschieden, den Beitrag nicht nochmals zu wiederholen und auch aus der Mediathek zu entfernen“. Laut einem MDR-Sprecher hatte die Juristische Direktion des Senders an dem Beitrag rechtlich nichts zu beanstanden. Die Entfernung aus der Mediathek habe sie infolge „mehrerer Beschwerden“ jedoch empfohlen, „um einer weiteren Eskalation entgegenzuwirken“.

Journalist Rusbridger im „Guardian“-Newsroom



PRESSEFREIHEIT

„Sie sollten dankbar sein“

„Guardian“-Chefredakteur Alan Rusbridger, 59, über die Drohungen der britischen Regierung, die Zusammenarbeit mit Edward Snowden und die Gefahr, paranoid zu werden

SPIEGEL: Mr. Rusbridger, sind Sie eine Gefahr für das Vereinigte Königreich?

Rusbridger: Eine Gefahr? Das Königreich sollte froh sein, den „Guardian“ zu haben. Natürlich sind die Geheimdienste in Großbritannien und den USA besorgt, weil sie offensichtlich ihre Datenbanken nicht ausreichend sichern können. Sie haben schließlich die Kontrolle über sehr viel Material verloren. Zum Glück für die Behörden sind wir in den vergangenen

viereinhalb Monaten mit diesem Material äußerst verantwortungsvoll umgegangen. Dafür sollten sie uns dankbar sein.

SPIEGEL: Die Regierung beschuldigt Sie, der nationalen Sicherheit zu schaden.

Rusbridger: Das ist eine billige Attacke, weil nie erklärt wird, worin der Schaden genau besteht. Viele Abgeordnete in Westminster sagen, wir hätten uns unvorsichtig und verantwortungslos verhalten. Aber kein einziger kam bislang vor-

bei, um sich ein Bild zu machen oder mit uns zu reden. Sie sagen auch nicht, welche Artikel oder welche Absätze ihnen nicht gefallen haben. Die Diskussion wäre einfacher, wenn wir konkreter wüssten, was die Parlamentarier beunruhigt.

SPIEGEL: Premierminister David Cameron drohte vergangene Woche sogar mit „härteren Maßnahmen“. Was meint er?

Rusbridger: In Großbritannien gibt es sogenannte DA-Notices, Abkommen



ANDREA ARTZ / DER SPIEGEL



Premierminister Cameron

zwischen Herausgebern und der Regierung, die beiden Seiten erlauben, vertraulich über sicherheitsrelevante Berichte zu reden, bevor sie erscheinen. Es ist aber kein System, das der Premierminister dazu nutzen kann, eine Geschichte zu verhindern. Vielleicht hat er das nicht verstanden. Man könnte aber gerichtlich gegen uns vorgehen, mit einer einstweiligen Verfügung, oder durch die Polizei. All das sind Maßnahmen aus dem 18.

Jahrhundert, wie man mit der Presse umgeht.

SPIEGEL: Was ist das schlimmste Szenario, auf das Sie sich vorbereiten?

Rusbridger: Ein Richter könnte uns verbieten, mehr Material zu veröffentlichen. Es wäre allerdings sinnlos, weil es natürlich Kopien des Materials außerhalb Großbritanniens gibt. Wir arbeiten unter anderem mit der „New York Times“ zusammen. Selbst wenn die Polizei in die Redaktion einmarschiert und mich festnimmt, würde ihnen das wenig bringen.

SPIEGEL: Ende Juli zerstörten Ihre Kollegen im Beisein des Geheimdienstes Festplatten. Fühlten Sie sich unwohl, Ihre Mitarbeiter mit Bohrmaschinen und Winkelschleifern in den Keller zu schicken?

Rusbridger: Ich habe es nicht gern getan. Es war aber der Staat, der an diesem Tag eine Grenze überschritten hat. Er hat uns unter Androhung von Justizgewalt gedrängt, unser eigenes Material unbrauchbar zu machen. Sonst hätte uns womöglich ein Richter gezwungen, die Computer herauszugeben, und wir wollten nicht, dass das Material der Regierung in die Hände fällt. Auf unsere Berichterstattung hat sich das aber nicht ausgewirkt.

SPIEGEL: Gab es keine andere Möglichkeit, als Computer zu zerstören?

Rusbridger: Mir hat man erzählt, dass unser Gebäude angeblich nicht sicher genug sei. Die Sorge war, dass das Material anderen in die Hände fallen könnte. Und das, obwohl der Raum, in dem die Computer standen, rund um die Uhr bewacht wurde und niemand Mobiltelefone oder andere elektronische Geräte hineinbringen durfte. Wenn das tatsächlich die Befürchtung war, warum wollte sich dann niemand in New York umsehen, in Rio bei Glenn Greenwald oder in Berlin bei Laura Poitras, der Filmemacherin?

SPIEGEL: Warum ist David Miranda, der Partner Greenwalds, im August eigentlich von Berlin über London nach Rio geflogen, nicht über Frankfurt? Er hätte sich den ganzen Ärger am Londoner Flughafen sparen können.

Rusbridger: Keine Ahnung. Ich hätte ihm davon abgeraten, kannte aber seinen Reiseplan nicht.

SPIEGEL: Wie entscheiden Sie generell, was Sie drucken und was nicht?

Rusbridger: Uns ging es nie darum, einen großen Fischzug durch die Archive der Geheimdienste zu unternehmen. Wir wollten uns nicht mit Details von Operationen des britischen Nachrichtendienstes GCHQ beschäftigen oder Geschichten über den Irak oder Afghanistan nachgehen, die in diesem Zusammenhang hätten auftauchen können. Dafür hat uns Edward Snowden das Material auch nicht gegeben. Wir wollten vielmehr das Ausmaß der digitalen Überwachung zeigen, die es zuvor so nicht gab.

SPIEGEL: Wie sieht Ihr Arbeitsverhältnis mit den Geheimdiensten aus?

Rusbridger: In den USA kann man die einzelnen Behörden problemlos anrufen und Fragen stellen, auch die NSA. Sie sind an Gespräche mit Journalisten mehr oder weniger gewöhnt. Manchmal geben sie keinen Kommentar ab, aber gelegentlich weisen sie uns auf heikle Stellen in einem Artikel hin und erklären Zusammenhänge. Beim britischen GCHQ ist es schwieriger, das war schon vor Snowden so. Fast alle Journalisten erleben den Dienst als verschlossen und wenig hilfsbereit. Erst gestern Abend wollten wir mit dem GCHQ über eine Story reden. Sie haben gesagt: Drückt sie nicht.

SPIEGEL: Ist es nicht eine seltsame Zeit für Spione? Sie können effizient wie nie Menschen überwachen, gleichzeitig leiden sie darunter, dass sich Informationen nicht mehr kontrollieren lassen.

Rusbridger: Es ist zweimal in den vergangenen drei Jahren vorgekommen, dass ein junger Mensch weit unten in der Hierarchie des Militärs oder eines Geheimdienstes sensibles Material lesen und damit entkommen konnte: Bradley Manning mit WikiLeaks und jetzt Edward Snowden. Die Leute im GCHQ müssen ziemlich schockiert gewesen sein, als sie erfuhren, dass ein 29-Jähriger in Hawaii ihre Dateien sehen konnte. Ich glaube, sie sollten sich über ihre eigene Sicherheit Gedanken machen.

SPIEGEL: Sind die Geheimdienste gieriger geworden?

Rusbridger: Ich weiß es nicht. Genau wie hier in der Redaktion arbeiten auch dort Programmierer, und die tun, was Programmierer eben tun. Sie haben dauernd neue Ideen. Sie sagen, wir könnten einen Mikrochip in dieses Handy pflanzen, in Ihr Aufnahmegerät auf dem Tisch oder in diesen Kugelschreiber. Gleichzeitig werden die elektronischen Speicher größer und die Prozessoren schneller. Eine Folge davon ist, dass Gesetze immer großzügiger ausgelegt werden. Die wichtigste Frage lautet: Wer überblickt und kontrolliert das alles? Es geht um die Aufsicht über die Geheimdienste.

SPIEGEL: Ihre Kritiker sagen, dass Spione eben spionieren müssen.

Rusbridger: Mein Eindruck ist, dass sich die Stimmung gerade ändert. Die US-Senatorin Dianne Feinstein hat das Ausspähen von Partnern der USA verurteilt und macht sich für eine Reform der Geheimdienste stark. Selbst der amerikanische Außenminister John Kerry sagt, die NSA sei womöglich zu weit gegangen. Langsam sickert in die Köpfe, dass die Spione mit ihren Methoden weiter gingen als alles, was sich Politiker und Bürger in den USA bislang vorstellen konnten.

SPIEGEL: Und in Großbritannien?

Rusbridger: Vor kurzem hat sich der Chef des Inlandsgeheimdienstes MI5 negativ über unsere Berichterstattung geäußert. Es war der erste Versuch, den gesamten

Skandal auf den „Guardian“ zu reduzieren und vom eigentlichen Thema, der massenhaften Überwachung, abzulenken. Ich bin mir nicht sicher, ob das so geschickt war. Die Folge ist nämlich, dass damit auch hier eine breitere Diskussion eingesetzt hat. Wir können uns nicht abschotten von den großen Debatten in den USA und dem Rest von Europa.

SPIEGEL: Warum ist Edward Snowden ausgerechnet zu Ihnen gekommen?

Rusbridger: Der „Guardian“ war schon immer ein Außenseiter, die Redaktion zog erst in den sechziger Jahren von Manchester nach London. Vor fünf Jahren haben wir beschlossen, Artikel aus der Zeitung kostenlos ins Internet zu stellen. Gleichzeitig wollten wir offen für all die großen und erfolgreichen Autoren sein, die im Internet publizieren. Deshalb haben wir Glenn Greenwald eingekauft, den andere Zeitungen vielleicht nie eingestellt hätten. Snowden wollte sein Material an Journalisten geben, denen er vertrauen konnte und die halbwegs bekannt waren. So kam er an Greenwald, die Filmemacherin Laura Poitras und an den „Guardian“ als Zeitung mit einer globalen Ausstrahlung.

SPIEGEL: Verkaufen Sie viel mehr Zeitungen durch die Snowden-Geschichte?

Rusbridger: Ich mache das hier lange genug, um diesen Zahlen etwas zynischer gegenüberzustehen. Auch mit WikiLeaks schossen die Verkäufe steil nach oben. Hinterher stürzten sie genauso schnell wieder ab. Der Konkurrenz geht das genauso. Langfristig nutzt uns das alles aber, glaube ich, weil solche Geschichten den Menschen einen bleibenden Eindruck von einer Zeitung und von ihren Werten vermitteln.

SPIEGEL: Hat sich Ihr Kommunikationsverhalten verändert?

Rusbridger: Wir nutzen immer noch Google-Mail in der Redaktion. Wenn es um sicherheitsrelevante Fragen geht, verwenden wir allerdings Methoden, die Edward Snowden uns beigebracht hat.

SPIEGEL: Ist es schwer, nicht paranoid zu werden?

Rusbridger: Mein Facebook-Profil wurde geändert, ich weiß nicht, von wem. Aber es gibt eine Abteilung im GCHQ, die solche Dinge kann. Da stand plötzlich, dass ich „Stirb langsam“ gut finde. Einige Gewohnheiten habe ich geändert. Wenn ich im Büro arbeite, lasse ich die Jalousien herunter. Einer dieser Männer von der Regierung zeigte nämlich bei seinem Besuch in der Redaktion auf die Häuser gegenüber und sagte aus Spaß, das sei ein idealer Platz für seine Jungs. Außerdem verschicke ich keine E-Mails mit sensiblen Inhalt, und wenn ich sichergehen möchte, dass niemand mithört, nehme ich zu Gesprächen mein Handy nicht mit. Ein vollkommen analoges Leben kann heute aber kaum noch jemand führen.

INTERVIEW: CHRISTOPH SCHEUERMANN



TV-NACHRICHTEN

Fast eine Pannenshow

Seit vier Jahren arbeitet die ARD an einem neuen Studio für „Tagesschau“ und „Tagesthemen“. Das 23,8 Millionen Euro teure Projekt wäre beinahe als Lachnummer geendet.

Herr Gniffke ist ein bisschen nervös. Ein Fotograf des SPIEGEL steht im Regieraum der neuen „Tagesschau“, und Gniffke muss darauf achten, dass auf den Bildern nicht zu viel zu sehen ist von der eigentlichen Attraktion. Er schaut auf den kleinen Monitor an der Fotokamera, in welchem noch kleinere Monitore zu sehen sind, in dem geradezu winzig das neue Studio zu sehen ist. Kai Gniffke, Erster Chefredakteur der „Tagesschau“, blickt auf, zieht die Stirn kraus und sagt dann: „okay“.

Es ist Tag zwei im Probetrieb des neuen Studios, und Gniffkes Pingeligkeit hat ihren Grund. Es dauert noch ziemlich lange, bis „Tagesschau“ und „Tagesthemen“ von hier aus gesendet werden. Vor Februar 2014 ist nicht damit zu rechnen. Und da das Debüt auch dann noch für die Zuschauer eine optische Wucht sein soll, mag Gniffke nicht schon etliche Monate vorher das Geheimnis komplett lüften.

23,8 Millionen Euro kostet das neue Studio. Die „Tagesschau“-Leute arbeiten seit vier Jahren an diesem Projekt. Sie nehmen es ernst, wie in Cape Canaveral Raketenstarts ernst genommen werden. Es geht beim wichtigsten Prestigeprojekt der ARD der letzten Jahre nicht nur um frisches Aussehen, sondern darum, die Essenz einer Sendung, eine ganze Nachrichtenphilosophie, in ein neues Zeitalter zu transferieren. Doch viel hat nicht ge-

fehlt, und das Prestigeprojekt wäre als Lachnummer geendet, die „Tagesschau“ als „Superpannenshow“.

Es wäre eine Blamage bis auf die Knochen gewesen, zumal Gniffke und die Seinen es mit ihrem neuen Studio dem ZDF eigentlich mal richtig zeigen wollen. Den öffentlich-rechtlichen Brüdern und Schwestern in Mainz mit ihrem überkandideltem virtuellen Studio, und natürlich auch Claus Kleber, dem ZDF-Anchors-Star, der sich erst jüngst gehässig über die „Tagesschau“ ausließ. So ein stupides Ablesen von Nachrichten vom Blatt wie bei den Kollegen in Hamburg gebe es sonst bloß noch im koreanischen Fernsehen, hatte Kleber gesagt – und damit eher nicht das südkoreanische gemeint.

Gniffke und den Seinen steckt der Schock vom Jahreswechsel noch heute in den Knochen. Damals, zwischen Weihnachten und den ersten Januartagen, wusste niemand in der Redaktion, ob die ARD gerade an einem Studio oder doch bloß an einer Multimillionen-Euro-Ruine baute. Ein erster, geheimer Probetrieb endete in einem Desaster.

Kameras, Kamerakräne, Regie, Kulisse – alles war da, alles funktionierte. Sogar die bombastische Videowand im Studiohintergrund – 17 Meter breit und 2,20 Meter hoch – tat ihre Arbeit. Nur das Herz des Ganzen, die Grafik-Software, die Bilder für diese Wand erzeugt und die Ka-



Regieraum des neuen ARD-Studios

meras lenkt, versagte kläglich. Perspektiven waren verzerrt, Schrifteinblendungen hingen grotesk schief. Und mit der Krümmung der 17-Meter-Wand kam die Grafik überhaupt nicht klar: Fuhr der Kamera-kran voller Elan dran vorbei, passte kein Pixel mehr neben den anderen. „Auch wir haben unseren Berliner Flughafen“, wurde auf den ARD-Gängen gelästert.

Hans-Georg Grommes, Projektleiter für das neue Studio, auf dessen Idee das Studio überhaupt zurückgeht, sagt heute, er habe damals nächtelang wach gelegen, die zu erwartenden Zeitungsschlagzeilen von der peinlichsten ARD-Pleite aller Zeiten schon vor dem geistigen Auge. Gniffke gibt zu, er habe Anfang des Jahres geglaubt, man habe sich zu viel vorgenommen, die Probleme seien nicht zu lösen. „Ich dachte, das war's“, sagt Gniffke. „Ich mag mir nicht vorstellen, was das an Hohn und Spott gegeben hätte. Die Branche ist ja schon in Aufruhr, wenn wir eine falsche Flagge zeigen.“

Heute sieht alles beeindruckend aus. Die leicht gekrümmte Videowand, auf der sich zum Start der „Tagesschau“ riesengroß die Bilder des Tages aufbauen. Auf der die Kölner City oder der Hamburger Hafen als 17-Meter-Panorama erscheinen, vor dem dann die Moderatorin der „Tagesthemen“ erklärend entlangspazieren kann. In einer Probe haben sie den 100-Meter-Weltrekordlauf von Usain Bolt über die komplette Wand rasen lassen, am Moderator vorbei.

Doch auch Standardsituationen bekommen eine neue Ästhetik. Die Interviewsituation, in der sich der Moderator einfach zur Videowand dreht, auf der der Gesprächspartner zu sehen ist. Die Kamerafahrt zu Beginn der Sendung, einmal quer durchs Studio. Es ist das Ende der Truttschigkeit für „Tagesschau“ und „Tagesthemen“. Und das ist überfällig.

Die „Tagesschau“, man muss das leider sagen, ist mit ihrem Konzept, adrett fri-

sierte Männer und Frauen vor mickrigen Landkarten die Neuigkeiten des Tages verlesen zu lassen, ästhetisch nicht mehr wirklich auf der Höhe der Zeit. Sie ist immer noch viel zu sehr Radio, das sich ins Fernsehen verirrt hat. Man kann die komplette Sendung nahezu verlustfrei verfolgen, wenn man sich die Augen zuhält und bloß zuhört.

Das neue Studio katapultiert „Tagesschau“ und „Tagesthemen“ optisch und ästhetisch gleich mehrere Spielklassen nach oben. Der beste Effekt ergibt sich, wenn sie auf der Videowand Grafiken in 3-D einspielen, die dann optisch ins Studio ragen oder es nach hinten erweitern. Das ist der eigentliche Clou, der kaum mehr zu vergleichen ist mit der 3-D-Gaukelei in virtuellen Nachrichtenstudios, wie sie etwa das ZDF betreibt.

Das Ende der Truttschigkeit für „Tagesschau“ und „Tagesthemen“ ist überfällig.

In einem virtuellen Studio werden der Moderator und sein Tisch vom Computer aus dem Studio rausgeschnitten und in beliebige Räume gestellt, die die Grafik bereitstellt. Das kann das Oval Office sein, ein Mondkrater oder eben ein virtuell designtes Studio, das real nirgends existiert. Doch sichtbar ist das alles nur für den Zuschauer. Im Grunde ist es Fake.

Der journalistische Ansatz Grommes war es, dass sich solche Augenwischereien mit dem Ethos der „Tagesschau“ nicht vereinbaren lassen. „Tagesschau“ und „Tagesthemen“, sagt Gniffke, „dürfen dem Zuschauer nichts zeigen, was nicht real ist, das fängt beim Schiffsparkett an und hört bei der Videowand auf.“ Diesen jour-

nalistischen Glaubensgrundsatz sagen sie gern in Hamburg, und sie scheinen auch nichts dagegen zu haben, wenn man ihn als Seitenhieb auf das ZDF versteht. So wie dort, da war sich die ARD-Crew immer einig, werde man es ganz sicher nicht machen.

Andererseits wollte man auf die Möglichkeiten digitaler Grafiken nicht verzichten. Und so verfiel Gromme auf die Idee mit der realen Videoleinwand, auf der sich alle digitalen Tricks und virtuellen Spielereien verwirklichen lassen – allerdings für den Zuschauer stets als pures Monitoreignis zu erkennen. Der Zuschauer spürt diesen Unterschied zum virtuellen Studio auch unterschwellig, etwa beim Licht. Da das Licht der Videowand echt ist und real ins Studio strahlt, gibt es ihm je nach Bildern eine leicht andere Tönung.

Das Ganze klingt simpel, ist technisch jedoch eine enorme Herausforderung. Als Gromme seine Vorstellungen erstmals entwickelte, existierte beispielsweise nirgends eine Technik, die überhaupt so große Videowände möglich machte. Es gab nur die Möglichkeit, mehrere Monitore nebeneinanderzustellen, mit hässlichen Stegen dazwischen. Dazu kam, dass die Kühlung für die Beamer laut war. Und dass der Platz im Studio eigentlich zu klein war, um per Beamer eine große Wand zu bespielen. Der Abstand war zu gering, wie bei einem Diaprojektor, der zu nahe an der Leinwand steht. Jetzt wird das Licht der Beamer zweimal gespiegelt, bevor es auf die Videowand trifft.

Bis auf die Grafik-Software waren die Grundprobleme schon vor einem Jahr geklärt. Doch an ihr hing alles. Das Zusammenspiel von Kameras, Mikros, Licht, Videowand ist so komplex, dass es nicht mehr live mit ein paar Knöpfen am Regiepult gesteuert werden kann. Es gab also nur ein Alles oder Nichts.

Gniffke hatte damals zwei Optionen. Entweder weiter mit der israelischen Firma Orad zusammenzuarbeiten, die zwar weltweit eine der führenden ist bei Fernsehgrafik, aber bisher eher nicht optimal gearbeitet hatte. Oder die Software neu ausschreiben, europaweit. „Dann“, sagt Gniffke, „hätte das locker zwei Jahre gedauert.“ Orad versprach damals, sein Bestes zu geben. „Wichtig für uns war, dass uns das keinen Cent mehr kostet“, sagt Gniffke.

Orad-CEO Avi Sharir ist ebenfalls zum Probebetrieb nach Hamburg gereist. Seine Firma musste monatelang nachsitzen, aber er ist die gute Laune in Person. „Ich wusste immer, dass es funktioniert“, sagt er und lobt die ARD-Leute mit leichter Ironie für ihren Perfektionismus. „Andere Kunden hätten den Betrieb einfach gestartet“, sagt er. „Aber hier ging es immer um 100 Prozent.“

MARKUS BRAUCK

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Wolfgang Büchner (v. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

MITGLIED DER CHEFREDAKTION Nikolaus Blome (Leiter des Hauptstadtbüros)

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Stellvertretende Leitung:* Christiane Hoffmann, René Pfister. *Redaktion Politik:* Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Ralf Beste, Horand Knaup, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gerald Repinski. *Autor:* Markus Feldenkirch

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhling, Hubert Gude, Carsten Holm, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Frank Hornig. *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer, Konstantin von Hammerstein

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Susanne Amann (stellv.), Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Markus Brauck, Isabel Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mitelsaadt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Daniel Steinworth, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Ralf Hoppe, Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dvorschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Thomas Hüetlin, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anne Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Dr. Stefan Willeke, Barbara Supr (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ansbert Kneip, Katrin Kuntz, Dialia Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Ulrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mingels, Cordt Schnibben, Alexander Smoltczyk

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Ursula Junger, Sylke Kruse, Malika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dietrich Schmidt; Sabine Dötting, Susanne Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anne Wellnitz. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Plauter, Julia Saur, André Stephan, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuhe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalzenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLÖG spiegel.de/spiegelblog

TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Kistner, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. (001617) 9452531

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. (002721) 4261191

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. (0044203) 4180610, Fax (0044207) 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. (007495) 22849-61, Fax 22849-62

NEU-DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu-Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK Alexander Osang, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P.O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179356

WASHINGTON Marc Hujer, Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eitzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeyer, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltnier, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Schlarow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szim, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Welter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2013
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg

Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden / Prinovis, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe



MIX
Papier
FSC® C020233

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 **E-Mail:** leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten:

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, finden Sie unter der Webadresse www.spiegel.de/briefkasten Hinweise, wie Sie die Redaktion erreichen und sich schützen.

Wollen Sie wegen vertraulicher Informationen direkt Kontakt zum SPIEGEL aufnehmen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:

Post: DER SPIEGEL, c/o „Briefkasten“, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

PGP-verschlüsselte Mail: briefkasten@spiegel.de (den entsprechenden PGP-Schlüssel finden Sie unter www.spiegel.de/briefkasten)

Telefon: 040-3007-0, Stichwort „Briefkasten“

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom. Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com

Telefon: (00331) 41439757

Nachbestellungen

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie

alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE

und SPIEGEL WISSEN können unter

www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei

innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn

www.spiegel-antiquariat.de Telefon: (0228) 9296984

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,

Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 218,40

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: 52 Ausgaben € 234,00

Schweiz: 52 Ausgaben sfr 361,40

Europa: 52 Ausgaben € 273,00

Außerhalb Europas: 52 Ausgaben € 351,00

Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070,

www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,20 pro Ausgabe

☐ für € 3,90 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten	
Straße, Hausnummer oder Postfach	
PLZ, Ort	
Ich zahle ☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)	
Bankleitzahl	Konto-Nr.
Geldinstitut	
☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter: www.spiegel.de/widerrufsrecht	
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten	SP13-001 SD13-006 SD13-008 (Upgrade)

Das 3-in-1-Angebot für Studenten!

12 x den SPIEGEL + digitaler SPIEGEL + Wunschgeschenk



Alle Vorteile im Überblick:

- ☒ 12 x den SPIEGEL lesen und über 62 % sparen
- ☒ Inklusive 12 x den digitalen SPIEGEL
- ☒ Wunschgeschenk
- ☒ UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL frei Haus

BestChoice-Universalgutschein € 10,-

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 10,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25.000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl. Art.-Nr. 4508



Princess-Kaffeeepadmaschine

Ideal für unterwegs. Edle 1-Tassen-Kaffeeepadmaschine, geeignet für alle Softpads mit einem Durchmesser von 70 mm. Einfache Bedienung und Reinigung. Lieferung erfolgt ohne Tasse. Art.-Nr. 4629

Direkt anrufen oder online bestellen:



Telefon 040 3007-2700

Bitte Aktionsnummer angeben: SP13-264



www.spiegel.de/student45

SONNTAG, 10. 11., 23.30 – 0.15 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN
**Das Schwerpunkt-Thema:
Abzocke statt Romantik –
Das Geschäft mit der Liebe**

Partnersuche im Internet

Eigentlich könnte alles so schön sein: verliebt, verlobt, verheiratet. Doch in Zeiten des digitalisierten Alltags ist die Suche nach dem richtigen Partner schwierig. Partnerbörsen versuchen zusammenzubringen, was zusammengehören könnte. Doch nicht alle Anbieter sind in dem Milliardengeschäft seriös. Über Monate hat SPIEGEL TV recherchiert und die Hintermänner des Betrugs mit der Sehnsucht aufgefing gemacht: vom Heiratsschwindler von nebenan bis zum Unternehmen, das Hunderte Personen beschäftigt, um paarungswillige Singles auszunehmen.

MONTAG, 4. 11., 18.25 – 19.10 UHR | ARTE

**Wunderwelten –
Leben auf der Sonnenseite?**

Seniorinnen in Sun City

Sun City ist ein Paralleluniversum mitten in Amerika. Mit rund 40 000 Einwohnern ist die Stadt die größte Seniorenkolonie der USA. In der Retortenstadt suchen Ruheständler einen angenehmen Lebensabend. SPIEGEL-TV-Autorin Anja Kindler hat das vermeintliche Rentnerparadies besucht, in dem die Lust am Vergnügen und die Angst vor dem Tod den Alltag bestimmen.

GESTORBEN

Tadeusz Mazowiecki, 86. Der erste Premier Polens nach der Zeitenwende von 1989 war ein stiller, abwägender, bescheidener Mann, der Antityp des Revolutionärs. Dabei ist sein Einfluss auf den friedlichen Umbruch im Ostblock nicht zu unterschätzen: 1927 in Plock bei Warschau geboren, studierte er Jura. Früh schloss sich Mazowiecki katholischen Dissidenten an. Als 1980 in Danzig wütende Arbeiter streikten, stellte er sich als Berater an ihre Seite. Er setzte damals schon auf Verhandlungen mit den Machthabern und war dabei, als Lech Walesa ihnen die Erlaubnis abrang, eine freie Gewerkschaft zu gründen. Bereits ein Jahr später ver-



suchten die Kommunisten die Solidarność zu ersticken, indem sie über das Land das Kriegsrecht verhängten. Die Arbeiterführer und ihre intellektuellen Verbündeten um Mazowiecki wurden interniert. Acht Jahre später war das Regime dennoch am Ende: Mazowiecki unterstützte Walesa beim Aushandeln eines friedlichen Übergangs. Diese Gespräche am Runden Tisch wurden zum Modell für Osteuropa. Schon im Juni 1989 durfte Polen wählen, wenn auch nicht wirklich frei – die Kommunisten hatten sich für eine Übergangszeit die Mehrheit im Parlament zusichern lassen. Solidarność gewann trotzdem haushoch, und Mazowiecki wurde Premier. Als Regierungschef legte er das Fundament für Polens Erfolg heute: Er führte sein Land konsequent nach Westen, löste mit Helmut Kohl die bis dahin strittige Frage der Oder-Neiße-Grenze und legte ein radikales Privatisierungsprogramm auf. Bis heute wirft die Rechte ihm vor, damals die Chance verpasst zu haben, mit den Kommunisten abzurechnen, den Mitläufern und Apparatschiks, den Spitzeln und Stasi-Leuten. 1990 verlor Mazowiecki die Wahl um das Präsidentenamt gegen Lech Walesa, mit dem er sich überworfen hatte. Bis auf ein Zwischenspiel als Uno-Sonderberichterstatter während des Krieges in Bosnien verzichtete er fortan auf politische Ämter. Tadeusz Mazowiecki starb am 28. Oktober in Warschau.



GETTY IMAGES

Hal Needham, 82. Er hielt für die Stars die Knochen hin. Der aus Arkansas stammende Stuntman zog sich im Laufe seiner Karriere nach eigener Aussage 56 Brüche zu, zweimal musste sein Rücken operiert werden. „Ich bin allzeit bereit, auf

den Kopf zu fallen“, war das Motto des Mannes, der für den Regisseur Billy Wilder bei den Dreharbeiten zu dem Film „Lindbergh“ (1957) ins Flugzeug stieg und in der Luft Kapriolen schlug und der mit John Wayne für den Western „Die Unbesiegbaren“ (1969) Faustschläge einstudierte, die auf der Leinwand besonders effektiv wirkten. Einige von Needhams Stunts wurden zu Klassikern, etwa der Sprung aus einer fliegenden Cessna auf einen unter ihm reitenden Mann. Später inszenierte Needham erfolgreiche Actionfilme wie „Auf dem Highway ist die Hölle los“ (1981). Darin war alles erlaubt, was Spaß macht und gefährlich ist – aber auch nur das. Denn Kino war für den Hasardeur ein riesiger Abenteuerspielplatz, auf dem sich Männer bis zum Lebensende austoben konnten. Hal Needham starb am 25. Oktober in Los Angeles.

Eugen Seibold, 95. An Bord des Forschungsschiffs „Glomar Challenger“ barg der Geologe im Jahre 1968 eine Weltsensation: Bohrkern, mit denen der Chef eines Forschungsprogramms beweisen konnte, dass in der Tiefe des Südatlantiks neuer Meeresboden geboren wird. Endlich war die bis dahin umstrittene Theorie der Plattentektonik, der wandernden Erdplatten, Gewissheit. Seibold genoss höchstes Ansehen als Wissenschaftler, aus Steinen konnte er lesen wie kein Zweiter. In Kiel baute er das Geologisch-Paläontologische Institut auf. Als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft setzte er sich von 1980 bis 1985 für den wissenschaftlichen Nachwuchs ein, dem er schon mal „übertriebene Sesshaftigkeit“ attestierte. Er verfasste Bücher über „Das Gedächtnis des Meeres“ (1991) und die „Entfesselte Erde“ (1995) und



ROLF HAID / DPA

schipperte auf Forschungsschiffen über alle Ozeane. 1994 wurde er mit dem „Blue Planet Prize“ ausgezeichnet, dem weltweit höchstdotierten Umweltpreis. Eugen Seibold starb am 23. Oktober in Nürnberg.



Die Welt gehört denen,
die lauter denken,
als andere schreien.

ALAN POSENER,
REDAKTEUR

DIE WELT GEHÖRT DENEN, DIE NEU DENKEN.





Joachim Hermann, 57, bayerischer Innenminister, steht für hartes Durchgreifen gegen jede Form des Extremismus. Das bekräftigte der christsoziale Politiker nach einer Razzia beim Salafisten-Verein „Kultur- und Bildungszentrum Ingolstadt“. Verfassungsschützer verdächtigen rund 20 Funktionäre des Vereins, in der Ingolstädter Merkez-Moschee die Nachfolgeorganisation eines Teilvereins des schon 2001 verbotenen Kölner Kalifatstaates gegründet zu haben. Mehr als 70 Polizeibeamte durchsuchten die Räumlichkeiten. Neben den üblichen Beweisen wie Dokumenten, Computern, Disketten und USB-Sticks stellten sie eine mit Fleisch gefüllte Gefriertruhe sowie mehrere große Säcke Zwiebeln sicher. Die Begründung für den Abtransport der Nahrungsmittel: Mit dem Verkauf von Fleisch und Zwiebeln hätten die Salafisten sich eine finanzielle Grundlage für ihre Arbeit schaffen können. Das Haltbarkeitsdatum des Fleisches war allerdings größtenteils abgelaufen, es musste entsorgt werden. Die Zwiebeln verschenkte die Polizei an eine gemeinnützige Organisation.

Michael O'Leary, 52, Chef der Billigfluglinie Ryanair, legte bei dem Versuch, mit Kunden zu kommunizieren, eine Bruchlandung hin. Der Firmengründer konnte unter dem Hashtag #GrillMol auf Twitter befragt werden. „Welche Sorte Menschen quälen Sie am liebsten?“, erkundigte sich einer der unzufriedenen Ryanair-Passagiere und lieferte die Antwort gleich mit: „Ich glaube, Ältere und Behinderte.“ Ein anderer wollte wissen: „Sind Sie als Arschloch geboren oder hat sich das erst im Laufe der Jahre entwickelt?“

Sid-Ahmed Kerzabi, 81, algerischer Historiker und ehemaliger Direktor des Tassili-Nationalparks in der Sahara, durfte nicht nach Großbritannien reisen. Weil „nur ungenügende Beweise“ vorlagen, dass er sich „nicht in England niederlassen“ wolle, erteilte ihm die britische Botschaft in Algier kein Visum. Kerzabi war Anfang Oktober zu einer Tagung nach Oxford eingeladen worden. Nun schließt er zukünftige Besuche in Großbritannien kategorisch aus: „In meinem Alter kann ich so eine Demütigung nicht mehr ertragen.“ Der Internationale Wissenschaftsrat hat bereits das Innenministerium in London aufgefordert, ausländischen Akademikern die Teilnahme an wissenschaftlichen Konferenzen im Land zu erleichtern: Visa-Probleme hatten sich in den vergangenen Monaten gehäuft.

Blond war gestern

Bisher bevorzugte das Label Guess Blondinen für seine Kampagnen. Die neue Frau, die den amerikanischen Modehersteller repräsentieren soll, ist dunkelhaarig, dunkelhäutig und stammt aus Indien: **Priyanka Chopra**, 31, ehemalige Miss World und Bollywood-Star, darf sich „erstes indisches Modell für Guess“ nennen. Seit ihrem 20. Lebensjahr hat Chopra in mehr als 40 Filmen mitgespielt. Sie sei vom obersten Chef der Firma ausgewählt worden, berichtet sie. Paul Marciano fühlte sich bei ihrem Anblick sofort an Sophia Loren erinnert. Zu Chopras Vorgängerinnen zählt Claudia Schiffer. Die posierte vor 23 Jahren für die Marke, im Rückblick war das der Beginn ihrer internationalen Model-Karriere.

Verkäufer wider Willen

Als der Apple-Konzern erfuhr, dass **David Hockney**, 76, einer der bedeutendsten Künstler der Gegenwart, seit einiger Zeit ein iPad für die Erschaffung seiner Werke benutzt, muss die Freude groß gewesen sein. Anlässlich einer Ausstellungseröffnung in San Francisco verriet der Brite jetzt, dass er eine Anfrage von Apple erhalten habe, ob er als offizieller Werbeträger antreten wolle. Er habe aber „einfach nicht reagiert“, sagte der Maler bei der Vernissage. „Ich ziehe es vor, Distanz zu wahren.“ Dass Hockneys Outing als iPad-Benutzer Apple nicht unbedingt schadet, ist ihm allerdings auch klar: „Ich bin sicher, dass ich für ein paar Verkäufe gesorgt habe.“



A.F. WALLACE / ZUMA PRESS / CORBIS

Online-Grüße von Papa

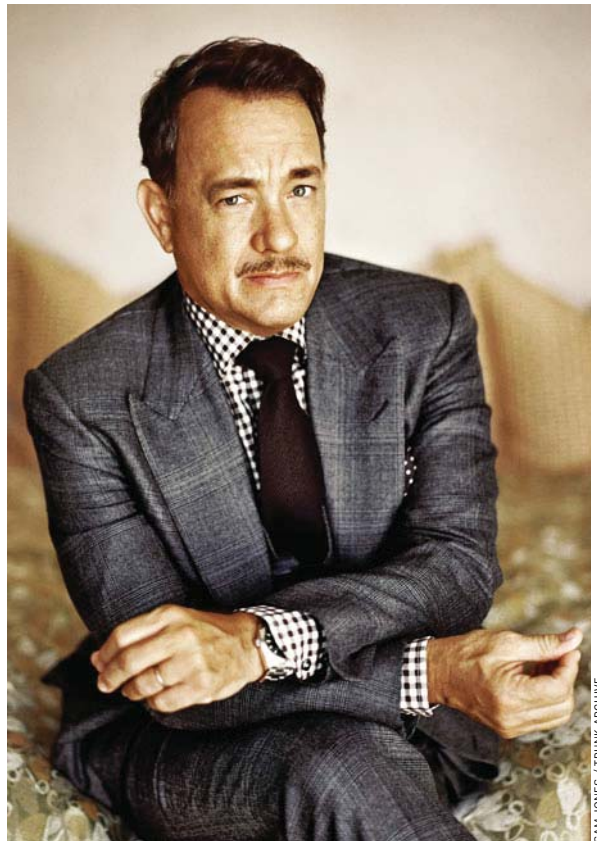
800 000 Fans besuchen regelmäßig die Internetplattform von **Katarzyna Tusk**, 26. Die Tochter des polnischen Premiers Donald Tusk hat sich zur mächtigsten Modebloggerin in ihrer Heimat gemauert. Die studierte Psychologin empfiehlt auf „Makelifeeasier“ Kleidchen, Schminke oder Tapeten, neue Kollektionen führt sie selbst vor. Geduldig beantwortet sie als „Kasia“ dort auch Stilfragen. Ab und zu findet Donald Tusk Zeit, seiner Tochter in ihrem Online-Forum einen Gruß zu hinterlassen. Kasia's Blog könnte ein machtvoll Instrument in kommenden Wahlkämpfen werden, mutmaßen schon Warschauer Journalisten.



REX FEATURES / ACTION PRESS

Kein Rauch, kein Feuer

Wie wahrhaftig ist ein Film über eine historische Person noch, wenn charakteristische Gewohnheiten ausgespart bleiben? Mit dieser Frage muss sich jetzt **Tom Hanks**, 57, befassen. Er spielt in einem Hollywood-Film Walt Disney. Darin geht es um die komplizierte Vorgeschichte der Disney-Version von „Mary Poppins“. Der Meister des Trickfilms, der 1966 an Lungenkrebs starb, hatte drei Päckchen Zigaretten am Tag geraucht. Hanks wollte wenigstens in einer Szene mit brennender Zigarette zu sehen sein, doch die Produzenten hielten das für eine schlechte Idee: kein gutes Vorbild für die Zuschauer. Hanks enthüllte am Rande der Dreharbeiten von „Saving Mr. Banks“ die Tricks, mit denen das Andenken Walt Disneys moralisch einwandfrei gehalten wird. Auf seinen offiziellen Fotoporträts sei auffallend häufig eine Hand mit zwei ausgestreckten Fingern zu sehen. Das liege daran, so Hanks, dass dort ursprünglich eine Zigarette gesteckt habe. Die habe man inzwischen wegetuschelt.



SAM JONES / TRUNK ARCHIVE



FREDERIK SOLSTAD

Die Aufklärerin

Ihre Karriere als Popsängerin musste **Deeyah Khan**, 36, beenden: Sie hatte zahlreiche Morddrohungen von Islamisten bekommen, denen Musik als lasterhaft gilt. Die in Norwegen geborene Tochter muslimischer Einwanderer aus Pakistan lebt heute in London, engagiert sich für Frauenrechte und arbeitet als Musikproduzentin und Regisseurin. Mit ihrem ersten Dokumentarfilm über einen sogenannten Ehrenmord in London gewann Khan im September einen Emmy. In „Banaz. A Love Story“ wird

gezeigt, wie die junge Kurdin Banaz sich immer wieder an die Polizei wendet, weil sie sich von ihren männlichen Familienmitgliedern bedroht fühlt. Doch die Beamten reagierten nicht; Banaz wurde 2006 vergewaltigt und erwürgt, ihre Leiche in einem Koffer versteckt. Khans Film gehört jetzt zum Unterrichtsmaterial für die Ausbildung britischer Polizisten. Das größte gesellschaftliche Problem sei nicht Rassismus, sagt sie, sondern Ignoranz. Und dagegen helfe nur Aufklärung. Bei Khans nächstem Filmprojekt steht die Radikalisierung junger Männer im Mittelpunkt.

Den Rasern auf den Versen

In dieser Woche kontrolliert die Polizei im Landkreis verstärkt die Geschwindigkeit

Aus dem „Weser Report“

Aus der „Rhein-Neckar-Zeitung“: „Am 7. Oktober startete die Mannheimer Polizei gemeinsam mit Spezialisten der Landespolizeidirektion Karlsruhe eine groß angelegte Obduktionsaktion. Zunächst im Visier der Ermittler: der 48-jährige Türke.“

Oktoberfest geht in letzte Runde: Bislang neun Körperverletzungen

Aus dem „Trierischen Volksfreund“

Aus den „Salzburger Nachrichten“: „Trotzdem gibt es laut Küberl einige Fragen, die jetzt geklärt werden müssen, unter anderem, was Schlichtheit, Einfachheit und Solidarität in der Kirche bedeuten. Man muss fairerweise sagen, dass die deutsche Kirche viel gegen die Armutsbekämpfung tut.“

Zehenbruch mit blauem Auge

Aus der „Nürnberger Zeitung“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Die BVG hat ihre Kleiderkammer ausgemistet, das Sortiment modernisiert und das alte, bei den Mitarbeitern ungeliebte Königsblau radikal eingedunkelt. Nun heißt die Standardfarbe von Sakko, Parka und Weste einfach Königsblau.“

schützt. Jetzt haben Forscher aus Mannheim, Heidelberg, Hamburg und Bern in einer Studie mit 3000 Teilnehmern festgestellt, dass die Schutzwirkung des HDL-Cholesterins nachlässt, wenn ein Mensch bereits an einer ausgeprägten Verengung der Herzkranzgefäße leidet. (HA)

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

Aus der Tageszeitung „Die Glocke“: „Insgesamt war es ein mitreißendes Konzert. Der Genuss sollte nicht geschmälert werden durch die Bilder im Kopf, die durch die negative Presse über Missbrauch auch bei den Domspatzen geschmälert werden.“

Toter stirbt bei Brand in Wohnhaus

Aus der „Saarbrücker Zeitung“

Wann immer,
wo immer,
wie immer –
Fernsehen, wie
Sie es möchten.

Jetzt
kostenlos

als App und unter
www.spiegel.tv



TV-Dokumentationen auf eine ganz neue Weise erleben:

- SPIEGEL.TV zeigt Hintergründiges, Aufregendes, Wissenswertes, Unterhaltendes zu aktuellen Themen.
- SPIEGEL.TV bietet Fernsehen, wie Sie es gewohnt sind: Laufendes Programm ohne Klickzwang zum Zurücklehnen.
- SPIEGEL.TV ermöglicht das Zappen innerhalb des Senders.



Jederzeit im Netz:
www.spiegel.tv

und via Facebook, Twitter und YouTube:

facebook.com/SPIEGELTV

twitter.com/SPIEGELTV

youtube.com/user/spiegelstv

Zitate

Der „Tagesspiegel“ zum SPIEGEL-Titel „Das Nest“ über die Abhörpraxis der US-Geheimdienste (Nr. 44/2013):

Aus ihren Fenstern blicken die SPIEGEL-Redakteure im Hauptstadtbüro aufs „Nest“, wie sie den Aufbau auf dem Dach der US-Botschaft am Pariser Platz in ihrer aktuellen Ausgabe nennen. Wie auch die französische Botschaft und das Hotel Adlon mit seiner Präsidentensuite liegt das Hauptstadtbüro des Magazins damit in direkter Nachbarschaft zu den Amerikanern – aber nicht automatisch in der Abhörlinie der Spezialeinheit von CIA und NSA, betonte Büroleiter Nikolaus Blome ... Was den SPIEGEL für die Amerikaner interessant machen dürfte, ist auch die enge Verbindung zu Edward Snowden, der die NSA-Affäre publik gemacht hat. Der SPIEGEL habe allerdings keine Erkenntnisse dazu, ob auch das Hauptstadtbüro zu den Überwachungszielen gehöre, sagte Blome. Er selbst werde nicht auf ein abhörsicheres Handy umsteigen. Anders sieht es dagegen bei seinem Kollegen Marcel Rosenbach aus, der über den vermeintlichen Horchposten auf dem Dach der US-Botschaft berichtet hat. Er besitze ein Kryptofon, sagte Rosenbach am Sonntagabend in der ARD-Talkshow „Günther Jauch“. Damit zu telefonieren sei jedoch nicht besonders komfortabel. „Es dauert lange, bis sich eine Verbindung aufbaut, und dazu gibt es ein Echo.“

Die „Frankfurter Allgemeine“ zum SPIEGEL-Bericht „Tod auf Rezept“ über die Opfer HIV-verseuchter Blutpräparate (Nr. 32/2009):

Im August 2009, gut ein Vierteljahrhundert nach dem Moment, an dem die Pharmedien und Versicherer zum Taschenrechner griffen und die Kranken verraten wurden, erinnerte der Enthüllungsjournalist Udo Ludwig in einer SPIEGEL-Reportage an die mehr als tausend deutschen Toten des Bluterkandals. Er erzählte die Geschichte am Beispiel dreier Brüder, die mit HIV-infizierten Präparaten behandelt wurden. „Bis heute“, schrieb Ludwig, „hat kein Gericht die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen.“ Vielmehr habe sich die Aufarbeitung des Skandals auf spitz kalkulierte Entschädigungszahlungen, einen Untersuchungsausschuss und die Zerschlagung des Bundesgesundheitsamts beschränkt: „Es waren kleine, billige Opfer.“ Am kommenden Montag wird diese ungeheuerliche Geschichte aus der Ära Kohl/Geißler/Süssmuth wieder in unserem Gesichtsfeld auftauchen wie eine unangenehme Statusmeldung des Betriebssystems, angeregt von dem Kölner Fernsehproduzenten Michael Souvignier.



THE BIG LEBOWSKI AUF ARTE

Der Kultfilm mit Jeff Bridges
zum Start der großen Coen-Reihe

MONTAG, 4. NOVEMBER, 20.15 UHR

WWW.ARTE.TV/COEN

CHRONOMETERWERKE

WEMPE

GLASHÜTTE 1/SA

UNSERE JÜNGSTE VERBINDUNG VON
ZEITLOSER SCHÖNHEIT UND
HOCHPRÄZISER ZEITGESCHICHTE.



Der Film zur Uhr.



AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN
LONDON, PARIS, MADRID, WIEN, NEW YORK UND PEKING. WWW.WEMPE.DE

Ein neuer Meilenstein der WEMPE CHRONOMETERWERKE: der Armbandchronometer „Hellmut Wempe“ in 18k Gold mit Gangreserve und Handaufzugswerk. Die ersten 80 Exemplare – aufgeteilt in 20 Gold- und 60 Edelstahlvarianten – sind limitiert und tragen auf dem Saphirglasboden die Unterschrift von Hellmut Wempe. In Gold für 14.250 €, in Edelstahl für 6.260 €. Gerhard D. Wempe KG, Steinstraße 23, 20095 Hamburg

